

<3662182574OO1O

Weltgeschichte

für die

katholische Jugend.

Von

J. Annegarn,

Pastor zu Selm.

R

Siebentes Bändchen:

Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Tage.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Münster, 1833.

In der Theissingschen Buchhandlung.



Register.

Neue Geschichte.

Zweiter Zeitraum: Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

IV. Die nordischen Staaten.

V. Fortsetzung von den Deutschen.

VI. Die Engländer.

VII. Fortsetzung von den Franzosen.

Dritter Zeitraum: Von der französischen Revolution bis zur Befreiung Europa's.

Seite

Vierter Zeitraum: Von der Befreiung Europa's bis auf unsere Tage.

Neue Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

(1648—1789.) 141 Jahre.

I. Die Deutschen.

§. 1.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege.

Kläglich sah es in Deutschland aus, da der westfälische Friede dem Kriege und Räuberleben ein Ende machte. Man konnte Tage lang reisen, ohne ein Haus zu finden; in vielen Provinzen waren keine Dörfer und Städte mehr, sondern nur Aschenhaufen. Durch das Aussterben vieler Familien waren manche Grundstücke herrenlos geworden, und wurden für ein Spottgeld verkauft. Fast alles baare Geld war verschwunden, manches vergraben. Handel und Gewerbe lagen darnieder, und haben sich nie wieder zu dem alten Flore erhoben: die Holländer und Engländer hatten den Handel an sich gerissen, die Hanse war erstorben. Manche Stadt und Landschaft hatte durch die ungeheuren Contributionen, die den Schweden oder Wallensteinern entrichtet werden mußten, sich eine schwere Schuldenlast aufbür-

den müssen, und seufzt unter derselben noch bis auf den heutigen Tag.

Der westfälische Friede hatte die Bande des Reiches noch mehr zerrissen, Deutschland war nur noch ein Bund vieler kleiner Staaten, und jeder feindliche Nachbar hatte hier freies Spiel für seine Eroberungsplane, und die nachher geführten vielen Kriege hatten immer einen traurigen Anfang oder ein schimpfliches Ende. Aber bis auf den heutigen Tag haben wir immer zwischen guten und bösen Zeiten, zwischen Freuden und Leiden, zwischen Siegen und Niederlagen die Hoffnung nicht verloren, daß es doch einmal dauerhaft besser werden dürfte.

Die dreißigjährigen Schrecken des Krieges, die tägliche Todesangst, die Hungersnoth, die Vergänglichkeit der zeitlichen Güter, die man nun so deutlich erkannte, alles dieses hatte den Blick der Deutschen nach dem Himmlischen gerichtet, und in ihnen eine äusserst religiöse Stimmung zurückgelassen. In der Religion fand man Heilung so vieler geschlagenen Wunden, der Krieger kehrte zu den stillen Geschäften des Ackerbaues zurück, und Sonntags goß der feierliche Gottesdienst eine Ruhe in sein Herz, die er im Getümmel des Lagers nie verkostet hatte. Nie war wohl der Eifer, fromme Stiftungen zu machen, größer, als gleich nach dem dreißigjährigen Kriege.

Im dreißigjährigen Kriege waren das erste mal Franzosen in Masse nach Deutschland gekommen, und den Deutschen durch ihre feineren Sitten aufgefallen. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nachbarn auch von Seiten ihrer Pracht und ihres glänzenden Anzuges kennen gelernt. Die Deutschen wurden ganz vernarrt in diese vermeinten Vorzüge, und reiseten nun zu Tausenden mit schwerem Gelde nach Paris, um sich in Franzosen umwandeln zu lassen. Wenn sie heimkehrten, so trugen sie statt des deutschen vollen Rockes einen Frack, über demselben einen Degen, Schuhe mit großen Schnallen, gepudertes Haar oder gar eine mächtige Alongeperücke, und ließen sich Monsieur anreden. Dabei mischten sie allerlei französische Brocken in ihre Rede, auch

wenn sie sich herabließen Deutsch zu sprechen. In adligen und fürstlichen Häusern wurde die deutsche Sprache durch die französische ganz verdrängt. Man verschrieb Gouvernanten aus Frankreich, die Kinder des Hauses im Französischen und im guten Ton zu unterrichten, zum Nachtheil des edeln deutschen Charakters. Alle Moden, welche Paris ausheckte, wurden sclavisch angenommen. Kaufmannsfrauen wollten Equipage haben, Bisam und Pomade, Schnupf- und Rauchtabak wurden allgemein. Die Weiber, nun Damen und Demoisellen genannt, gingen höchst unanständig gekleidet, unten aber war das Kleid so lang, daß ein Diener es nachtragen mußte. Anfangs liefen die Gassenbuben den seltsamen Gestalten nach, wie uns Lauremberg, ein Satyriker dieser Zeit, zuletzt Professor in Rostock, also berichtet:

„Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekant,
Un men nich wuste, dat se was kommen int Lant,
Blewen se vör ene Junker stahn un gapen,
Als wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sak
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak!
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgethagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rügen jagen!"

Anstatt des Degens, den die Männer trugen, behängten sich die Frauen mit einem Messer und einer Gabel, die vor der Brust in einem Futteral saßen. Auch Damenuhren kommen schon vor. An den Schuhen mußten eine Zeitlang zwei Hörner emporstehen, und die Strümpfe roth, blau, grün oder gelb seyn. Die Männer ließen ihren Bart immer mehr beschneiden und mit dem Brenneisen kunstgemäß bearbeiten, „bald wie ein Zirkelbärtel, bald wie ein Schneckenbärtel, jetzt wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein En-

tenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein spanisch Bärtel, ein italiänisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel", wie ein Schriftsteller dieser Zeit uns erzählt. Man sieht, Modennarren hat es immer gegeben, aber schämen müssen sich die Deutschen, daß sie sich Moden, wie Friedensschlüsse, von den Franzosen vorschreiben ließen.

Der Titel Monsieur wurde nach etwa 100 Jahren so gemein, daß er am Ende nur noch Knaben, Kaufmannsdienern, Fuhrleuten und Scheerenschleifern blieb; Männer von Stande ließen sich wieder Herr nennen, und ehrsame Bürgertöchter in größeren Städten nahmen den Titel Fräulein an, sonst nur ein Prädicat des Adels. Wäre man doch zu dem schönen Worte Jungfrau zurückgekehrt. Auch der Titel Madame kommt nur noch im Mittelstande vor.

§. 2.

Kaiser Leopold I.

(1658—1705.)

Kaiser Ferdinand III. regierte nach dem dreißigjährigen Kriege noch 9 Jahre verständig und ruhig. Die Schweden behielten noch 2 Jahre lang 7 Kreise des Reiches besetzt, und ließen sich täglich 170000 Thaler bezahlen, ausser den bedungenen 5 Millionen Kriegskosten. Ja, im Münsterischen lagen sie ganze 6 Jahre, und saugten mit den Hessen das Land fürchterlich aus, bis der neue Fürstbischof, Bernard von Galen, kein gemeiner Kopf dieser Zeit, durch gütliche Verträge die theuern Gäste zum Abzuge bewog, und sein Land durch Anlegung starker Festungen und Errichtung einer Landwehr (wie es in unsern Tagen heißt) gegen künftige Ueberfälle mehr sicherte. Herzog Carl von Lothringen, durch die Franzosen seiner Lande beraubt, setzte den Krieg nach Mansfelds Art noch länger fort, ero-

berte mehrere Festungen am Rheine, und hatte die Dreistigkeit, sie dem Kaiser für 300000 Thaler anzubieten. Die rheinischen Fürsten schrien laut über seine Frevelthat, und es wäre Recht gewesen, ihm den Raub mit den Waffen wieder abzujagen. Aber Ferdinand, der den Frieden über alles liebte, beredete die rheinischen Fürsten, jene 300000 Thaler zusammen zu schießen, und so ihre Festungen wieder zu kaufen. So stand es damals mit der Justiz in Deutschland.

Kaiser Ferdinand III. starb 1657, als er seinen Erbprinzen schon durch die Blattern verloren hatte. Der König von Frankreich Ludwig XIV. bemühete sich ungemein, römischdeutscher Kaiser zu werden; aber die Kurfürsten, selbst die protestantischen, hatten keine Ursache, das Haus Oestreich zu übergehen, wenn doch einmal ein deutscher Fürst römischer Kaiser werden müsse, und so wählten sie den 18ten Juli 1658 den ältesten östreichischen Prinzen, den zweiten Sohn Ferdinands, Leopold, zum römischen König und Kaiser, und krönten ihn den 1sten August desselben Jahres.

Am Ende des Mittelalters saß Friedrich III. ein halbes Jahrhundert unthätig auf dem Kaiserthrone. Mit ihm hat Leopold I. große Aehnlichkeit: er regierte 47 Jahre, und that in dieser langen Zeit wenig für die Würde des deutschen Reiches, so gutmüthig und fromm er auch war. Der ländersüchtige Ludwig XIV. von Frankreich, dessen nähere Bekanntschaft wir erst in der französischen Geschichte machen werden, war durch seine Schlauheit dem arglosen Kaiser weit überlegen. Erst nahm er den Spaniern einen großen Theil ihrer Niederlande weg, und dann griff er die Holländer an. Diese, welche eben erst im westfälischen Frieden die Anerkennung ihrer Freiheit auch von Frankreich erhalten hatten, konnten kaum einen Bundesgenossen finden. England hielt mit Frankreich, selbst mancher deutsche Fürst, z. B. Cöln und Münster (Bernard von Galen war immer ein großer Feind der Holländer). Nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich bloß der große Kurfürst genannt, leistete den Holländern

Hülfe, und beredete auch den Kaiser, gegen die Franzosen aufzutreten. Aber was half es? Der kaiserliche General Montecuculi hatte von dem durch französisches Geld bestochenen Fürsten Lobkowitz, dem ersten Rathgeber des Kaisers, den gemessenen Befehl, den Franzosen keine Schlacht zu liefern. Einmal hatte Montecuculi den berühmten General Türenne fast eingeschlossen, aber — er mußte ihn laufen lassen. Erst als der Verräther Lobkowitz vom Kaiser abgedankt war, konnte Montecuculi freier handeln, und da wurde Türenne 1675 in der Schlacht bei Sasbach unweit Offenburg erschossen. Da halfen die Franzosen sich aber durch andere Mittel. Dem Kurfürsten von Brandenburg hetzte Ludwig XIV. die Schweden auf den Hals, während derselbe mit allen seinen Truppen am Rheine stand. Die Schweden brachen gleich in die Marken ein. Der Kurfürst schrieb seinen Unterthanen, sie möchten nur eine kleine Weile Geduld haben, eilte dann mit seiner ganzen Macht herbei, und überfiel die Schweden bei Fehrbellin (28sten Juni 1675). Der Feind wurde so völlig geschlagen, daß Dänemark und Münster mit Brandenburg sich verbündete, und fast ganz Pommern von den Schweden geräumt wurde.

Am Rhein wußten die Franzosen sich nicht anders zu helfen, als daß sie das Land in eine Wüste verwandelten. Zu Zweibrücken sperrten sie die Leute in eine Kirche, und plünderten darauf die Stadt. Im Herzogthum Würtemberg mißhandelten sie Männer und Frauen so entsetzlich, daß ganze Ortschaften von allen Bewohnern verlassen wurden. Mitten im Winter flüchteten diese in die Wälder, und kamen alle durch Hunger oder Kälte um. Und diese Gräuel dauerten nicht ein Jahr, sondern drei volle Jahre. Da wurde der Frieden zu Nimwegen geschlossen (im Herbst 1678 und dem darauf folgenden Winter). Es war ein Frieden, wie der westfälische: Deutschland mußte die Festung Freiburg im Breisgau und die Grafschaft Burgund an Frankreich abtreten, Frankreich erhielt auch schöne Landstriche der spanischen Niederlande, Holland verlor fast nichts.

Den Kurfürsten von Brandenburg hatte der Kaiser beim Friedensschlusse gar nicht zu Rathe gezogen, denn er konnte nicht leiden, wie er sagte, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erhebe. Friedrich Wilhelm hatte nämlich ganz Pommern, sogar Stralsund und Rügen, den Schweden entrissen. Wir können nur bedauern, daß Deutschland in dieser Zeit immer so schlecht berathen war.

Ludwig XIV. war mit dem neuen Erwerbe noch längst nicht zufrieden. In den letzten Friedensschlüssen hatte es geheissen, Deutschland trete diese und jene Länder und Städte mit allen ihren Dependenzen an Frankreich ab. Nun machte ein Parlamentsrath zu Metz, ein Speichellecker, dem Könige den Vorschlag, untersuchen zu lassen, welche Städte und Dörfer in alten Zeiten mit den erworbenen Besitzungen zusammengehangen hätten, und diese dann ohne weiters wegzunehmen. Der Franzosenkönig setzte vier Gerichtshöfe nieder, diese Sache zu untersuchen, und was sie ihm zusprachen, nahmen seine Truppen gleich in Besitz. Dies nannte er Reunion. Eine der wichtigsten Erwerbungen, welche er auf diese Weise machte, war die Stadt Straßburg im Elsaß, welche im westfälischen Frieden dem deutschen Reiche als freie Reichsstadt noch vorbehalten war.

Der Reichstag zu Regensburg, der seit 1667 ohne Unterbrechung versammelt war, machte zwar Einsprüche gegen die Gewaltthätigkeit des Königs von Frankreich; aber statt ihm ein gerüstetes Heer entgegen zu schicken, stritten die Herren um den Vorrang in den Sitzungen und um andere kleinliche Vorrechte. So wollten die Gesandten der Kurfürsten Excellenz heissen, und bei feierlichen Gastmahlen auf rothen Teppichen sitzen, mit goldenen Gabeln essen, und von Edelknaben bedient werden, unterdessen sie dem fürstlichen Gesandten nur einen grünen Stuhl ohne Fußteppich, silberne Gabeln und Lakaien zur Bedienung zuerkannten. Dazu kam noch die Frechheit der französischen Gesandten, welche die lateinische Sprache beim Reichstage abgeschafft, und die

französische Sprache eingeführt haben wollten. Die Verhandlungen zogen sich so sehr in die Länge, zu der Franzosen größten Freude, daß diese in den eroberten Städten sich ganz gemächlich einwohnen konnten. Um von den Deutschen desto weniger zu befürchten zu haben, beredete Ludwig XIV. am Ende noch die Türken, dem Kaiser in's Land zu fallen.

§. 3.

Die Türken vor Wien.

(1683.)

Der türkische Sultan hatte damals einen sehr kriegslustigen Großvezier, Kara Mustapha, der in aller Eil mit 200000 Türken vor Wien rückte. So schnell war seine Ankunft, daß der Hof eiligst nach Linz fliehen mußte, um nicht gefangen zu werden. Sogar 6000 Wiener eilten aus der Stadt, die übrigen erwarteten lange ihr Schicksal; nur der tapfere Herzog von Lothringen warf 12000 Mann Soldaten in die Stadt, und der Graf von Stahremberg schlug alle Stürme der Türken als Commandant glücklich ab. Die Türken arbeiteten nach einem Plane, den ihnen Ludwig XIV. zugeschickt hatte, beschossen die Stadt fürchterlich, und sprengten einen Theil der Mauer durch Pulverminen. Dennoch kamen sie nicht in die Stadt, desto schrecklicher nahmen sie aber das Land her: 50000 Kinder, 6000 Männer, 11000 Weiber und 51000 Jungfrauen schleppten sie aus Oestreich als Gefangene nach der Türkei. In Wien waren 200000 Menschen — wie sollte es diesen gehen? Als eben die Noth am größten war, am Abend des 11ten Septembers, erschien der tapfere Polenkönig Joannes Sobiesky mit 12000 Reitern und 3000 Fußgängern auf der Höhe des Kahlenberges, und gab den Belagerten seine Ankunft durch einige Schüsse zu verstehen. Bei ihm waren die Truppen des fränkischen und schwäbischen Kreises, die ganze Kriegsmacht der Kurfürsten von Baiern und Sachsen, ja der Kurfürst Joann Georg III. von Sachsen war in

eigener Person gegenwärtig, dem Kaiser Hülfe zu bringen. Nun glaubte sich der Herzog von Lothringen stark genug, die belagerte Stadt zu entsetzen. Sobiesky fiel wie ein Sturmwind mit seiner leichten Reiterei über die Türken her, und zwang sie, nach einem ungeheuren Verluste am Abend das Feld zu räumen. Am andern Morgen (14. Sept.) sollte die Schlacht erneuert werden, aber Kara Mustapha hatte es für räthlich gehalten, in der nächsten Nacht zu entweichen. Sogar seine Kriegskasse, 2000000 Thaler enthaltend, und sein eigenes Zelt, 400000 Thaler an Werth, fiel in die Hände der Sieger. Die Beute wurde auf der Stelle getheilt, und der brave König von Polen erhielt allein 4 Millionen Gulden.

Zwei Tage nach dem Entsatze kam der Kaiser aus Linz zurück, und es wurde ein feierlicher Einzug in Wien gehalten. Auf den Kaiser sah niemand, aber für Sobiesky und den Herzog von Lothringen waren die Wiener bis zur Begeisterung hingerissen. Ein Prediger wählte zum Text der Siegespredigt die Worte Joann. I. 6: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Joannes." Joannes Sobiesky schrieb seiner Gemahlinn die Nachricht des Sieges; der Schluß des Briefes lautet also: „Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale faßten mich bei den Händen und Füßen, die übrigen Obersten und Offiziere sammt ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heut Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir. Endlich auch kam der wienerische Statthalter, Graf von Stahremberg, mit vielem Volke hohen und niedern Standes mir entgegen; jedermann hat mich geherzt, geküsset, und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen zum Thore hinaus.

— Für diesen uns zugesandten höchst vortrefflichen Sieg sey dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Man hätte nun die räuberischen Türken verfolgen sollen, aber das geschah nicht. Sie hielten sich noch 6 Jahre lang in Ungarn, und dies hart bedrängte Land, das vorher selbst gern gegen Oestreich rebellirte, wurde nun so zahm, daß es dem Hause Oestreich die Krone Ungarns erblich zuerkannte, da es sonst ein Wahlreich gewesen war.

§. 4.

Die Franzosen verheeren die Rheinländer.

(1688 — 1697.)

Kaum war die Gefahr vor den Türken beseitigt, so nahm Ludwig XIV. seine Reunionen wieder vor. Seine Raubkriege brachten aber doch das halbe Europa gegen ihn in Waffen, Spanien, England, Holland und Savoyen. Weil er nicht Truppen genug hatte, seine Gränzen in Süden und Osten, in Norden und Westen gegen so viele Feinde gehörig zu decken, so griff er zu einem abscheulichen Mittel, seinen Feinden den Angriff seines Reiches unmöglich zu machen: er beschloß, die angränzenden fremden Provinzen in Wüsten zu verwandeln, damit keine Armee nach Frankreich hindurchziehen könne, und das arme Deutschland wurde eben dazu von ihm ersehen, denn gegen Deutschland ließ sich solches ungestraft am ersten thun — der Reichstag zu Regensburg war immer mit kleinlichen Streitigkeiten beschäftigt, jetzt z. B. ob Braunschweig-Lüneburg die 9te Kurwürde haben solle, was der Kaiser endlich (1692) unter der Hand bewilligte; und dem Kaiser selbst, dem alten Leopold, fehlte es durchaus an Selbstständigkeit und Kraft, die Ehre Deutschlands kräftig zu vertheidigen.

Wie gesagt, Ludwig XIV. hatte beschlossen, die Rheinländer zu verheeren, und schickte im Herbste 1688 ein starkes Heer an den Rhein. Speier, Worms,

Mainz, Mannheim und andere kleinere Städte waren bald genommen, und nun ergossen die Franzosen sich wie eine Fluth über Franken und Schwaben. Stuttgart wurde seiner Mauern beraubt. In der Pfalz bezogen die Franzosen die Winterquartiere, und im Januar 1689 begann die Verheerung, erst mit den Dörfern und kleinen Städten. Die Bewohner wurden halbnackt aufs freie Feld getrieben, wo viele verhungerten oder auf dem Schnee erfroren, und dann die Oerter angezündet. Im März wurde das kurfürstliche Schloß zu Heidelberg in die Luft gesprengt; die berühmten Ruinen sind noch zu sehen. In Mannheim hatten die Bürger den Franzosen bereitwillig Nahrung und Geld gereicht, so viel sie hatten, aber zum Lohn wurden sie gezwungen, ihre Stadtmauern nieder zu reissen, und ihre Gebäude durch Pulver in die Luft zu sprengen. Das ging den Franzosen aber zu langsam: sie zündeten die Stadt an, keine Spur von Gebäuden blieb übrig. Die Bürger wollten zu ihren entfernten Verwandten ziehen, aber mit Säbelhieben wurden sie zurückgehalten, und in Frankreich hineingetrieben. Die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Bruchsal, Pforzheim, Baden, Rastadt und viele kleinere hatten alle Mannheims Schicksal. Die Städte Worms und Speier kamen noch am härtesten weg. Sie hatten sich den Franzosen ergeben, unter der Bedingung, daß sie nur einige hundert Mann Besatzung einnähmen, und dafür Entschädigung bekämen; der Dauphin selbst hatte den Vertrag noch bekräftigt. Aber die Franzosen pflegten kein Wort zu halten: Worms und Speier mußten sechsmal mehr Besatzung füttern, und zwar umsonst, ihr Geschütz ausliefern, ihre Mauern einreissen, ihre Kornvorräthe nach französischen Festungen fahren, Speier mußte noch die Kasse und Acten des Reichskammergerichts herausgeben, und als die armen Bürger das alles 7 Monate lang mit unermüdeter Geduld geleistet hatten, hieß es, sie könnten nur ihre Habe ganz einpacken, denn ihre Stadt müsse zerstört werden. Fällt uns hier nicht Karthago's Schicksal ein? Die Unglücklichen warfen sich

vor den Franzosen auf die Knie, und streckten flehend ihre Hände aus. Umsonst: „Der König will's haben", erhielten sie zur Antwort, nur den Dom in beiden Städten versprachen die Räuber stehen zu lassen, und lieferten den Bürgern einige hundert Wagen, ihre Sachen fortzuschaffen. Die Bürger packten also ihre Geräthe und Waaren auf, aber die Franzosen sagten: „Nein, erst eure Lebensmittel!" und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen damit von dannen in ihre Festungen. Beide Städte wurden dann eingeäschert, sie brannten nur einen Tag, aber noch 6 Wochen hindurch untersuchten die Franzosen die Keller der Brandstätten, und fanden viel Beute. Der Dom zu Speier war gleichfalls niedergebrennt, in seinen Gewölben waren noch zwei silberne Särge alter fränkischer Kaiser, einer von dem berüchtigten Heinrich IV. Die Gebeine wurden mit Gelächter aufs Feld geworfen, die Särge waren ein willkommner Fund. Damit die Bürger, die man nach Frankreich hineingejagt hatte, nicht etwa auch zurückkommen möchten, noch etwas nachzusuchen, so waren überall Wachen ausgestellt. Die Gräuel rührten doch manchen französischen Offizier, aber der Herzog von Crequi, der die Räuber befehligte, zeigte ein Verzeichniß von 1200 Ortschaften, die alle noch vom Erdboden vertilgt werden müßten. Ist es nun zu verwundern, daß der Name Franzose jedes deutsche Herz mit Abscheu erfüllte! Und diese schändlichen Franzosen betete der Deutsche damals als Gesetzgeber in der Mode an!

Aber sendete das deutsche Reich kein kräftiges Heer gegen die Räuber und Mordbrenner? Ach, die Herren in Regensburg hatten über weit wichtigere Sachen zu handeln, als über die Noth der Rheinländer, nämlich über ihre Titel und Stühle bei den Sitzungen des Reichstages, über ihre Messer, Gabeln und Livreen u. s. w. Erschien auch einmal eine deutsche Reichsarmee am Rhein, so waren ihre Anführer nicht einig, und machten den Franzosen leichtes Spiel. Acht Jahre hindurch ward der unrühmliche Feldzug gegen die Franzosen wiederholt,

und es wurde nicht eher Friede, als es den Franzosen selbst beliebte. Ludwig XIV. sah ein neues Gewitter aufziehen: der König von Spanien versprach kein langes Leben mehr, und diesen wollte er gern beerben, was ohne einen schweren Krieg nicht geschehen konnte. Deswegen machte er am 30sten October 1697 zu Ryswyck, einem Dorfe zwischen Delft und dem Haag, mit dem Kaiser und dem Reiche Frieden; er gab die verheerten Rheinlande und auch einige Festungen wieder heraus, jedoch nicht Straßburg, und bedingte nur, daß in den zurückgebliebenen Ortschaften — etwa 1900 — der katholische Gottesdienst fortdauern solle.

So hatte also 1697 nach einem zwölfjährigen Kriege Deutschland den Frieden wieder, aber nur auf kurze Zeit. Denn der König von Spanien starb schon 5 Viertel Jahre nachher, und sein Tod verbreitete über halb Europa den schrecklichen spanischen Successionskrieg. Ehe ich diesen erzähle, muß ich noch einige Nebensachen über Deutschland einschalten, und den Verheerer Deutschlands, Ludwig XIV., in der französischen Geschichte ausführlicher schildern.

Ich habe oben schon erzählt, daß Braunschweig-Lüneburg die 9te Kurwürde erhielt. Man nennt es gewöhnlich das Kurfürstenthum Hannover, und versteht unter Braunschweig das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Im Jahre 1697 trat das kursächsische Haus wieder zur katholischen Kirche über, wie schon im vorigen Bändchen bemerkt ist, weil der Kurfürst Friedrich August nach Joann Sobiesky's Tode zum Könige von Polen gewählt wurde. Die Familie ist bei der katholischen Religion verblieben bis auf den heutigen Tag, und hat die treue Anhänglichkeit ihrer sächsischen Unterthanen immer bewahrt, da diese in ihrer protestantischen Religion von dem Landesherrn ungekränkt belassen wurden. Der Kurfürst behielt sogar seine protestantische Stimme auf dem Reichstage, alles dem westfälischen Frieden gemäß.

§. 5.

Preußen wird ein Königreich.

(18. Januar 1701.)

Es ist schon einige male des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg erwähnt worden. Er regierte von 1640 bis 1688, und heißt mit Recht der große Kurfürst, denn er heilte als Landesvater die Wunden, die der dreißigjährige Krieg seinem Staate geschlagen hatte, durch Beförderung des Ackerbaues und der Fabriken, durch Aufnahme vieler tausend Colonisten in seine menschenleeren Provinzen, durch weise Vertheilung der Steuern. In den Händeln mit den Schweden und Franzosen nach dem westfälischen Frieden spielte er, wie gesagt ist, eine der ersten Rollen. Er schlug die Schweden bei Fehrbellin, und erwarb in Westfalen das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und die Grafschaft Ravensberg. Das Herzogthum Preußen, im vorigen Zeitraume säcularisirt, war schon durch Erbschaft an Brandenburg gefallen. So zerrissene Lande wußte der große Kurfürst dennoch zu verbinden und zu einem neuen Leben hervorzurufen. Er legte Posten von Memel bis Cleve an, also von der russischen bis zur französischen Gränze, ließ die Straßen der Städte pflastern, und führte in den größeren Städten die nächtlichen Beleuchtungen ein. Nicht minder beförderte er die öffentliche Sicherheit durch stehende Garnisonen, die er besoldete.

Sein Sohn Friedrich III. erbte nur wenig von seinem großen Geiste, und war auch von ihm gehaßt. Er suchte die Pracht nachzuahmen, welche Ludwig XIV. an seinem Hofe hatte, und darum wollte er auch gern König heissen. Die Zeit brachte es mit sich, daß jeder Fürst, der es nur eben konnte, nach einer Krone griff. Zwei Collegen Friedrichs im Kurfürstencollegio bestiegen damals einen Thron, August von Sachsen den polnischen, Georg von Hannover den englischen. Sollte Friedrich von Bran-

denburg zurückbleiben? Er konnte ja König von Preußen heissen. Freilich war Preußen klein, aber Dänemark nicht größer, und hieß doch ein Königreich. Er wagte also den Antrag beim Kaiser Leopold, ihm den Titel eines Königs von Preußen zuzuerkennen, und versprach dafür, dem Hause Oestreich immer bei einer Kaiserwahl seine Stimme zu geben, während des spanischen Erbfolgekrieges dem Kaiser 10000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten zu unterhalten, die Festung Philippsburg mit einer Besatzung zu versehen im Dienste des Kaisers, und für das Kurfürstenthum Brandenburg dem heiligen römischen Reiche alle bisherigen Verbindlichkeiten zu halten. Leopold nahm diese trefflichen Bedingungen an, und grüßte den bisherigen Kurfürsten von Brandenburg nun als König von Preußen. Die übrigen Monarchen der Christenheit hatten nichts dagegen zu erinnern, da das weltliche Schirmhaupt der Christenheit gesprochen hatte, und es sich hier nur um einen Titel, nicht um eine Eroberung handelte.

So schritt man denn fröhlich zum Werke. Friedrich I. (so hieß er als König) hielt einen glänzenden Einzug in Königsberg, Herolde riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreiche aus, und zum Andenken dieser Begebenheit wurde der schwarze Adlerorden gestiftet. Am folgenden Tage, den 18ten Januar 1701, setzte er sich und seiner Gemahlinn im Saale des Schlosses vor den Großen des Reiches und den fremden Gesandten die Krone selbst auf, und ließ sich auf den Thron nieder; seine Gemahlinn mußte vor ihm knien, als sie die Krone empfing, kniend leisteten sein Sohn und seine Brüder ihm die Huldigung. Bei dieser Feier hielt er Scepter und Reichsapfel in den Händen, und seinen verwachsenen Körper schmückte ein Karmosinmantel, in welchen zahllose Adler und Kronen gestickt waren; auch eine gewaltige Perücke fehlte nicht, der Mode gemäß. Dann ging der Zug in die Kirche. An jeder Seite des Altars stand ein prächtiger Thron, für den König und die Königinn. Zwei bloß dazu angeordnete reformirte Bischöfe ver-

richteten die Salbung, worauf der König sich die Krone wieder selbst aufsetzte. Predigt und Abendmahl beschlossen die Feier. Dann wurden alle Gefangenen begnadigt, die Lustgelage aber währten über 6 Wochen. Am 6ten Mai hielt der König seinen Einzug in Berlin durch die Straße, welche deßhalb seitdem die Königsstraße heißt.

Als König hat Friedrich I. noch 12 Jahre regiert. Er erbte die Grafschaften Mörs und Lingen; die Grafschaft Tecklenburg erwarb er durch Kauf. So vergrößerte er sein Gebiet noch etwas. Zu Berlin baute er das Schloß und das Zeughaus, wie auch die lange Brücke und einige Kirchen. Von ihm rührt auch in Berlin die Anlage der Friedrichsstadt her, deren Hauptstraße, schnurgerade, eine Stunde lang ist; unter seinem Sohne wurde die Friedrichsstadt vollendet. Eine ausgezeichnete Toleranz der preußischen Regierung zog bald auch treffliche Denker in's Land, von denen ich einige nennen muß.

§. 6.

Thomasius bekämpft den Glauben an Hexen.

Christian Thomasius, Sohn eines Professors zu Leipzig, ward am Neujahrstage 1655 geboren, und wurde schon als Jüngling Professor in seiner Vaterstadt. Er war der erste, welcher Vorlesungen in der deutschen Sprache hielt, und eben dadurch machte er sich seinen Collegen, welche das Latein liebten, bitter verhaßt. Als er nun noch gar einige lutherische Glaubenssätze antastete, rüsteten sich die wittenberger und leipziger Theologen gegen ihn, und erwirkten beim Kurfürsten seine Verweisung aus dem Lande. Als er aus dem Thore Leipzigs wanderte, wurde ihm zum Schimpf sogar das Armesünderglöckchen geläutet. Aber er hatte die Freude, daß ihm einige hundert Studenten in die Verbannung folgten. Er ging nach Halle an der Saale im brandenburgischen Gebiete, und erhielt einen Saal in der Ritterakademie, seine Vorlesungen fortzusetzen. Aber der Kurfürst von Brandenburg führte einen

lange gehegten Plan aus, zu Halle eine neue Universität zu errichten. Am 1sten Juli a. St. 1694, am Geburtstage Friedrichs, ward sie eingeweiht in Gegenwart des ganzen Hofes.

Thomasius fuhr fort, zu Halle treffliche Schüler zu ziehen. In seinen Vorlesungen über die Rechtspflege drang er besonders auf Anwendung des Naturrechts bei den Gerichten, und darum erklärte er sich entschieden gegen die Folter. Er ist auch der erste unter den Protestanten, der den Glauben an Hexen bestritt. Unter den Katholiken hat diesen Ruhm ein Jesuit, der wackere Pater Spee. Beide Männer gehören schon deswegen zu den Wohlthätern der Menschheit, und ihre Namen dürfen nicht untergehen. Ihr Werk verdient desto mehr Ehre, weil damals jeder, welcher nicht an Hexen glaubte, leicht für einen Hexenmeister und Ketzer galt, und in Gefahr schwebte, als ein solcher verbrennt zu werden. — Thomasius starb 1728.

§. 7.

Die Pietisten.

Nicht mit Unrecht hatte Thomasius das ewige Zanken der lutherischen Theologen um Worte scharf gerüget; ihre Predigten waren dadurch so dürre geworden, daß sie keine Seele mehr erbaueten. Das Streiten hatte dabei fast so viele lutherische Parteien geschieden, als es angesehene lutherische Theologen gab. Da kamen die Theologen zu Helmstädt auf den Gedanken, die drei Hauptconfessionen, Katholiken, Lutheraner und Reformirten, wieder zu vereinigen, und legten dabei zwei Punkte zu Grunde: 1) In den Punkten des apostolischen Glaubensbekenntnisses stimmen alle Christen überein. 2) Was in den fünf ersten Jahrhunderten von Kirchenvätern und Concilien in katholischer Einheit gelehrt und geglaubt ist, muß so viel Ansehen haben, als was ausdrücklich in der Bibel steht. Der Anführer der Helmstädter war Professor Georg Calixtus. Die Helmstädter legten ihr Glaubensbekenntniß der gan-

zen Welt vor Augen, als der Herzog von Braunschweig, der zur katholischen Kirche übertreten wollte, sie befragte, ob man solches nach protestantischen Grundsätzen auch mit gutem Gewissen thun könne. Die Antwort war, die katholische Kirche habe die wahre Erblehre der Apostel, die wahre Einrichtung nach Christi Anordnung und die wahren Priester durch ununterbrochene Reihenfolge von den Aposteln her. Man kann denken, daß dieses Gutachten die sächsischen Theologen empörte. Sie nannten die Helmstädter Synkretisten, heimliche Papisten, und setzten ihnen ein neues symbolisches Buch entgegen.

Einen andern Weg, das Unheil im Protestantismus zu heben, schlugen Spener und seine Anhänger ein. Man hat sie Pietisten genannt. Sie wollten die Reformation Luthers reformiren. Weil Luthers Reformation durch die Gewissens- und Denkfreiheit so viel Zank über Glaubenswahrheiten erzeugt, und durch das übertriebene Vertrauen auf den Glauben die Sitten häufig verschlimmert hatte, so wollten sie, man solle die streitigen Glaubenslehren bei Seite setzen, und nur auf die Sittenlehre bedacht seyn, die Bibel nicht für theologische Grübelei, sondern bloß zur Erbauung lesen. Diese Ansicht hat besonders Philipp Jacob Spener in Aufnahme gebracht. Geboren in Elsaß 1635, war er als Knabe von 14 Jahren Augenzeuge von dem erbaulichen Tode der Gräfinn von Rappolstein, bei welcher sein Vater Rath war, und wurde stark davon ergriffen. Dies entschied vielleicht für sein ganzes Leben. Er trat früh in den geistlichen Stand, wurde erst Prediger zu Straßburg, dann 1666 schon Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt am Main, erst 31 Jahr alt. Hier fing er mit gutgesinnten Seelen häusliche Erbauungsstunden an, die er Collegia pietatis nannte, nicht, um eine besondere Secte zu gründen, sondern um unter frommen Christen eine engere Verbindung zu stiften, und durch sie wieder auf andere zu wirken. In diesen Versammlungen wurde gesungen, die Bibel vorgelesen, gepredigt und gebetet. Spener tröstete die Seinigen

mit der Hoffnung besserer Zeiten, mit der Erwartung eines neuen Reiches Christi, mit einer geistlichen Wiedergeburt und mit der Bekehrung aller Juden. In seinen frommen Wünschen (pia desideria), die er 1675 erscheinen ließ, sagte er gerade heraus, man müsse über den symbolischen Büchern die Bibel nicht vergessen, das Christenthum mehr praktisch treiben, als dogmatisch, und bei dem Werthe des Glaubens die guten Werke nicht verachten — es sey besser, fromm, als gelehrt zu seyn — auch den Laien müsse vergönnt werden, sich einander zu erwecken und zu erbauen. Spener wurde Hofprediger zu Dresden, und arbeitete in seinem Geiste fort. Er führte die Katechismusprüfungen der Schuljugend durch die Geistlichen ein, die von den Jesuiten schon seit 100 Jahren gehalten wurden, und drang auf die öffentliche feierliche Confirmation. In seinem Aeußern war Spener sehr ehrwürdig, der himmlische Friede schien auf seinem Antlitze zu ruhen. Daß er den Kurfürsten, dessen Beichtvater er war, einmal schriftlich wegen seines Wandels ermahnte, wurde übel genommen, und er ging 1691 nach Berlin, wo er 1705 als Probst der Nikolaikirche starb, obgleich der folgende Kurfürst von Sachsen, der zur katholischen Religion übergetreten war, ihn 1698 nach Dresden zurückzuziehen gesucht hatte.

Während Spener zu Dresden predigte, führten einige junge Docenten zu Leipzig die frommen Versammlungen an der Universität ein, nämlich sie lasen statt des Lateins nun nach Speners Plane Collegia über die Moral in deutscher Sprache, und wiesen die Zuhörer mit Hintansetzung aller Dogmatik und Polemik nur auf Tugend und Andacht hin. Aber hier in Leipzig wurde die Sache in's Tolle getrieben. Speners Anhänger gaben Visionen vor, verachteten alle Wissenschaften, und wollten keine Tänze, Schauspiele, unterhaltende Lectüre, Zeitungen und Musik dulden; sie sprachen nur von Versenkung der Seele in Gott und vom Durchbruch der göttlichen Gnade. Die biblischen Collegia,

wie man sie zu Leipzig nannte, wurden verboten, und der Name Pietist galt als Schimpfnahme forthin für Frömmler, Andächtler. Die aus Leipzig vertriebenen Docenten zogen nach Halle, setzten unter Thomasius ihre biblischen Collegia fort, und konnten bei dem Schutze des preußischen Monarchen aller Conspirationen der hamburger, wittenberger und leipziger Theologen lachen. Halle wurde der Hauptsitz der Pietisten, und der Ausdruck Hallenser mit Pietist gleichbedeutend. Doch haben die Pietisten unter den Lutheranern nie eine besondere Religionsgesellschaft ausmachen wollen.

August Hermann Franke, 1663 zu Lübeck geboren, war einer der beliebtesten biblischen Docenten zu Leipzig. Als er diese Stadt verlassen mußte, wurde er Prediger zu Erfurt. Hier fanden seine herzlichen Kanzelvorträge so viel Beifall, daß sie von Katholiken eben so zahlreich besucht wurden, wie von Lutheranern, und die kurmainzische Regierung Nachtheil für die dortigen katholischen Gemeinden befürchtete. Franke wurde also entfernt, die Kinder der Stadt weinten ihm nach, und er ging nach Halle, wo er Pfarrer in der Vorstadt Glaucha und Professor der Theologie wurde. Die Verwilderung seiner Pfarrkinder und ihre große Armuth weckten seine ganze Thätigkeit. Die Kinder bettelten fast alle, und wuchsen ohne Schulunterricht auf. Franke fing damit an, die Bettelkinder, welche bei ihm einsprachen, auf seinem Hausflur zu unterrichten, und sie dann mit einer kleinen Gabe zu entlassen. Sie kamen natürlich täglich wieder. Da stellte er in der Kirche und in seinem Zimmer eine Büchse aus, umschrieben mit einem biblischen Spruche, der sich auf arme Kinder bezog; der ihn besuchte, mußte ihm auch etwas in seine Büchse geben, und jedes Scherflein preßte ihm Freudenthränen aus. Einmal fand er 7 Gulden in der Büchse. „Das ist ein ehrliches Capital — sagte er — mit ihm muß man etwas rechtes anfangen." Er eröffnete eine Armenschule; ein armer Student ward der Lehrer, und erhielt wochentlich 6 gGr. Gehalt. Bald

nahm er auch einige Waisen auf, und weil die Gaben sich mehrten, so unternahm er im Vertrauen auf Gottes Fürsehung den Bau des berühmten hallischen Waisenhauses in Glaucha: 1698 wurde der Grundstein gelegt. Der Bau ward immer fortgesetzt, obgleich Franke oft Sonnabends des Morgens noch nicht wußte, woher er den Arbeitern am Abend das Wochenlohn zahlen sollte. Aber wenn er eben in der größten Noth war, so erhielt er 50, 100, ja 1000 Thaler auf einmal durch die Post. Er unternahm große Reisen, Gaben für seine Anstalten zu sammeln, und er hatte Wohlthäter in allen Staaten Deutschlands. Ein geschickter Arzt vermachte ihm auf dem Todesbette alle seine geheimen Recepte; nun legte Franke im Waisenhause eine besondere Apotheke an, verkaufte die berühmten Arcana durch viele Länder, und allein dadurch nahm das Waisenhaus jährlich 30—40000 Thaler ein, welches wohl 50 Jahre hindurch währte. Die Buchhandlung und Druckerei des Waisenhauses brachte auch keinen kleinen Gewinn. Schon nach 10 Jahren hatte Franke das Vergnügen, 125 Waisen und 75 arme Studenten nähren und 800 fremde Kinder unterrichten lassen zu können. Auch ein Pädagogium für Kinder begüterter Eltern und ein Wittwenhaus wurde mit dem Waisenhause verbunden. Alle Gebäude der Stiftungen nehmen jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen ein, die meisten wurden von Franke selbst aufgeführt, nur wenige von seinen Nachfolgern. Der Unterricht und die Erziehung war nach Speners Grundsätzen eingerichtet, alles wurde auf Andacht bezogen. Als Franke 1727 starb, waren im Pädagogium 2125 Schüler und Schülerinnen unter 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen, im Waisenhause 134 Waisen, 255 arme Studenten und einige 100 arme Schüler wurden täglich gespeiset; 82 Personen besorgten die Haushaltung, den Ackerbau, die Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke. So viel that ein armer Professor, der nichts hatte, als einen hellen Verstand, ein frommes Gemüth und einen festen Willen, und er that alles ohne

Unterstützung der Regierung. Seine Stiftungen blühen noch jetzt, und Director war eine lange Reihe von Jahren hindurch der im April 1828 verstorbene Consistorialrath Dr. August Hermann Niemeyer, Ritter des rothen Adlerordens, Urenkel des edeln Stifters von mütterlicher Seite, durch seine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts und seine Charakteristik der Bibel rühmlich als Schriftsteller bekannt.

§. 8.

Wolff und Leibnitz.

Großen Glanz verbreitete über die neue Universität Halle noch der berühmte Philosoph Wolff. Er war der Sohn eines Gerbers zu Breslau, und studirte mit Eifer die Mathematik und die Philosophie des Descartes. Erst lehrte er in Leipzig, dann seit 1706 in Halle Mathematik und Naturlehre. Nach ihm benannte sich sogar eine philosophische Schule. Weil er aber die Pietisten in Halle bekämpfte, so eilte Docter Lange, ein eifriger Hallenser, nach Berlin, und bewies dem Könige, welch ein gefährlicher Irrlehrer dieser Wolff sey. Wolff erhielt Befehl, binnen 24 Stunden Halle zu verlassen, bei Strafe des Galgens. Er ging, und lehrte nun 17 Jahre hindurch auf der Universität Marburg. Aber sein Verdienst wurde doch nicht verkannt: Friedrich der Große rief ihn 1740 nach Halle zurück, und der Kaiser erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand. Er starb als Vicekanzler der Universität Halle 1754, in einem Alter von 75 Jahren.

Eine noch größere Zierde dieses Jahrhunderts, als Wolff, war Gottfried Wilhelm Leibnitz, der Stolz der deutschen Nation, Sohn eines leipziger Professors, geboren 1646. Seinen Vater verlor er schon im 6ten Jahre, aber seine Mutter hielt ihn zum Guten ernstlich an. Doch zum Fleiße brauchte sie ihn nicht anzuspornen, denn der Knabe las die ganze Bibliothek seines Vaters durch, wußte den Virgil fast auswendig, und bezog mit 15 Jahren

die Universität. Als er mit 20 Jahren zum Doctor promoviren wollte, und deshalb die nöthigen Besuche machte, traf er den Decan der juristischen Facultät nicht zu Hause, wohl aber die Frau Decaninn, welche ihm indessen mit gelehrter Miene bedeutete, wegen seiner Jugend sey er zum Doctor noch nicht reif. Leibnitz ging nach Altorf, und wurde mit allen Ehren Doctor der Rechte. Von hier zog ihn eine Gesellschaft Alchymisten nach Nürnberg; flugs las er einige alchymistische Bücher, und schrieb einen Aufsatz in der Sprache dieser Grillenfänger, der sie so neugierig machte, daß sie ihn zu ihrem Secretair erwählten, und er Gelegenheit hatte, die Thorheit dieser Leute zur Genüge einzusehen. In Nürnberg lernte der kurmainzische Minister Boinaburg den jungen Doctor kennen, und die Folge war, daß er an den Mainzer Hof berufen wurde. Er sah Paris und London, und wurde mit den gelehrtesten Männern des Auslands bekannt. Als der Kurfürst von Mainz starb, trat er in kurhannöverische Dienste, aber er war auch mitunter in Berlin, Dresden und Wien. Jeder Hof wurde durch seine Gegenwart geziert. In Berlin ist die Stiftung der Akademie besonders sein Werk. Sein Kurfürst ernannte ihn zu seinem Justizrath und Historiographen mit 1300 Rthlr. Gehalt nebst freier Equipage und Dienerschaft; der russische Kaiser Peter der Große, von dem wir zu seiner Zeit schon mehr hören werden, setzte ihm 1000 Albertusthaler jährlicher Pension aus, und der römische Kaiser, der auch nicht zurückbleiben wollte, erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand mit 2000 Reichsgulden Jahrgeld. Hier wurde also einmal das Verdienst nach seinem Werthe geehrt. Wofür Leibnitz solche Auszeichnung verdiente? Er war in allen Wissenschaften zu Hause. In der Mathematik hat er ganz neue Entdeckungen gemacht, besonders ist er durch die Rechnung des Unendlichen unsterblich geworden, die nur der Engländer Newton zu gleicher Zeit auf anderm Wege erfand, aber erst Leibnitz durch den Druck bekannt machte. Sein anderes berühmtes Werk ist die

Theodicee, eine Rechtfertigung der Fürsehung Gottes gegen die vielen Uebel in der Welt. Ueberhaupt hatte Leibnitz ein sehr religiöses Gemüth, und er arbeitete ernstlich an einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien. Sein von Vorurtheilen freier Geist sprach sich nur zu günstig für die Katholiken aus, als daß seine protestantischen Glaubensbrüder es hätten billigen können, und aus der Religionsvereinigung wurde nichts, wie sich aus dem Geiste der Zeit erwarten ließ. — Leibnitz verstand alle neueren und älteren Sprachen, doch schrieb er mehr lateinisch und französisch, als deutsch. Er schlief wenig, trank wenig, aß aber viel, jedoch selten vor Mitternacht; am liebsten fand er sich mit seinem Magen kurz vor dem Schlafe ab, um in seinen Arbeiten nicht gestört zu werden. Am meisten arbeitete er des Nachts, und ging oft gar nicht ins Bett, sondern schlief ein wenig in seinem Lehnstuhle, und setzte seine Arbeiten wieder fort, sobald er aufwachte. So brachte er oft Monate auf seinem Sessel zu, fast ohne aufzustehen, und nur eine so feste Gesundheit, wie er hatte, konnte dergleichen Unregelmäßigkeiten weniger schädlich machen. Leibnitz erreichte 70 Jahre, und starb 1716 den 14 Nov. Abends 10 Uhr, in seinem Sessel, als er so eben die Feder niedergelegt hatte. Der Sessel steht noch auf der Bibliothek zu Hannover, und am Ende einer Allee vor der Stadt ruhen seine Gebeine in einem Tempel; den Grabstein bezeichnet die einfache Inschrift: Ossa Leibnitii. Leibnitz war von großer Statur, aber hager, im Umgange gefällig, sogar von feinem Ton, und stand mit allerlei Menschenklassen, mit Handwerkern, Ministern und Königen in Verbindung. Verheirathet ist er nicht gewesen, denn er sagte wohl, man müsse sich 40 Jahre bedenken, ehe man diesen Schritt thue, und als er endlich warb, hatte seine Erwählte sich auch bedacht, und lehnte den Antrag ab.

§. 9.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

(1713—1740.)

Dieser kräftige zweite König Preußens hatte schon lange geharret, die Unordnungen abzustellen, welche sein Vater durch seine Prachtliebe herbeigeführt hatte. Die bedeutenden Schulden zu tilgen, schaffte er stracks 88 Kammerherren seines Vaters ab, und behielt nur 12; das Gold- und Silbergeräth des Schlosses wurde verkauft, auf die königliche Tafel kam nur Hausmannskost, und das Kleid des Monarchen war oft eine abgeschabte Uniform. Wenn er reisete, so durfte seine Gemahlinn nur eine Kammerfrau mitnehmen. Er war heftig von Temperament. Widerspruch konnte er gar nicht leiden, ein „Raisonir' Er nicht!" durch die Nase geschnarrt, schnitt alle Einrede ab. Auf der Straße wich man ihm gern aus, denn er pflegte jeden, der ihm in die Augen fiel, anzureden, über allerlei auszufragen, und ihn wohl mit Ohrfeigen und Stockschlägen abzufertigen. Sah er Handwerkerfrauen in Baumwolle gekleidet, so ließ er ihnen auf offener Straße die Wämser ausziehen; er wollte nämlich keine ausländischen Kleidungsstücke, um die inländischen Leinwebereien und Tuchmanufakturen zu heben. Zuweilen ließ er die Häuser durchsuchen, und alle kattunenen Bettvorhänge verbrennen. Hausdiebe wurden vor dem Hause, in welchem sie gestohlen hatten, gehängt, und Beamten, welche Gelder unterschlugen, kamen ohne weiters auf die Festung. Eine solche Justiz war löblich, aber nicht, daß auch seine Frau und Kinder von ihm oft hart behandelt wurden. Der König kannte keine andere Erholung, als bei Tage die Jagd, und Abends sein Tabakscollegium, zu welchem nur seine „guten Freunde" den Zutritt hatten. Hier wurde so stark geraucht, daß die Lichter fast verloschen, und auf Kosten einiger armen Wichte allerlei unfeiner Scherz getrieben.

Eine besondere Liebhaberei des Königs waren große Soldaten. Seine Garde in Potsdam bestand aus Riesen, die er aus allen Staaten Europa's zusammenbrachte, und seine Werber erlaubten sich wahre Menschendiebereien. Löwensche Studenten, italiänische Edelleute, polnische katholische Priester wurden mit List oder Gewalt aus ihren Betten geholt, und zu Potsdam unter die Garde gesteckt. Mancher dieser Giganten kosteten dem Könige 1000 Thaler, und die größten hatten täglich 2 Thaler Sold, die kleinsten 1 Gulden. Dem Flügelmann Homann konnte August II. von Polen, der auch nicht klein war, mit der ausgestreckten Hand noch nicht an den Kopf reichen. — Alle Truppen wurden hübsch gekleidet, und von dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau mit dem Stock eingeübt. Dieser wilde Mann, der alte Dessauer genannt, verließ sein Fürstenthum, das er in friedlicher Ruhe hätte regieren können, und zog vor, als Korporal die Truppen eines größeren Fürsten zusammenzuhauen. Er war wirklich mehr Korporal, als General, und ganz der Mann für Friedrich Wilhelm I. Ungelenkige Rekruten wurden nur durch Stockschläge, Faustſtöße, Fußtritte uud Spießruthen dressirt, und mancher gab unter den Spießruthen seinen Geist auf. Wie ganz anders wird das preußische Militair von seinen Obern jetzt behandelt! Und doch ist es jetzt noch eben so musterhaft, daß es z. B. dreimal geschwinder feuert, als das Militair vieler andern Staaten. — Der alte Dessauer wird uns in der Folge noch wohl wieder begegnen, aber ich kann hier nicht von ihm scheiden, ohne einige Proben von seiner Grobheit zu geben. Wenn ihn jemand auf der Straße grüßte, so grüßte er nicht wieder, sondern streckte die Zunge aus, so lang sie war. Einmal begegnete ihm ein Reisender auf der Landstraße. „Wer ist Er?" fuhr er ihn an. Ein Tanzmeister, Ew. Durchlaucht — war die Antwort. Gleich trieb der Dessauer ihn auf ein eben gepflügtes Stück Landes, und befahl ihm eine Menuett zu tanzen, wobei er ihm weidlich mit seiner Peitsche um die Füße hieb,

wenn er nicht hurtig genug tanzte. Solche inhumane Späße machte er sich oft. Einmal fuhr er früh Morgens durch Magdeburg, und sah einen Regierungsrath in seidenem Schlafrock und in Pantoffeln am Fenster stehen, und seinen Kaffee trinken. Er winkte ihm, und der Mann kam heraus, und fragte, was Se. Durchlaucht beföhlen. Der Dessauer öffnete seinen Kutschenschlag, zog ihn herein, und befahl dem Kutscher fortzufahren. Als er eine Stunde von Magdeburg war, sagte er zu dem Regierungsrathe, er könne nun aussteigen, und nach Hause gehen. So war der Mann genöthigt, am hellen Tage durch die Straßen der volkreichen Stadt in Schlafrock und Pantoffeln nach Hause zu gehen, wenn er nicht unterweges ein Unterkommen fand, und sich andere Kleider aus der Stadt holen ließ.

Friedrich .I hatte etwa 40000 Mann Truppen gehalten, Friedrich Wilhelm I. brachte sie auf 76000 Mann, doch hatte er seine Kriegsmacht nur zum Prunke, einen ernstlichen Gebrauch hat er während seiner 27jährigen Regierung nie von ihr gemacht, obgleich alle seine Nachbarn oft gegen einander zu Felde lagen.

Friedrich Wilhelm I. hatte eine geistreiche Mutter gehabt, die Königinn Sophie Charlotte, die nämliche, welcher zu Ehren Friedrich I. das neue schöne Schloß Charlottenburg benannte, und welche mit Leibnitz die Akademie zu Berlin gründete. Aber von ihrem wissenschaftlichen Geiste war nichts auf ihren Sohn gekommen. Friedrich Wilhelm I. verachtete die Wissenschaften, und haßte die Gelehrten, die er nur Dintenklekser nannte, und bei jeder Gelegenheit zum Besten hatte. Seine Hofnarren machte er zu Präsidenten der Akademie, und den meisten Akademikern entzog er die Gehälter. Als er einmal durch Frankfurt kam, ließ er alle Professoren der Universität durch seine Unteroffiziere in den Hörsaal treiben, und in ihrer Gegenwart den Satz vertheidigen, daß alle klassischen Schriftsteller Roms und Griechenlandes nur Saalbader und Narren gewesen seyn.

Dies waren die schwachen Seiten dieses Königs. Sonst war er ein großer Regent, und hat sein Land sehr glücklich gemacht. Er erließ der arbeitenden Klasse alle drückenden Steuern, und zog alle adligen Güter, die bisher steuerfrei gewesen waren, zu den Abgaben. Er nahm an 4000 Familien aus fremden Ländern auf, und bevölkerte mit ihnen wüste Landstriche; der sonst so geizige König reichte ihnen Reisegeld, Baumaterialien und Ackergeräthe. Zu Schulstiftungen gab er einmal in einem Jahre 150000 Thaler her. Potsdam, vor ihm ein sumpfiger Fischerflecken, wurde in eine prächtige Residenz umgeschaffen, die Friedrichs-Stadt in Berlin vollendet, das große Waisenhaus zu Potsdam für 2500 Soldatenkinder, das Cadettenhaus und die Charité zu Berlin mit königlichem Aufwande gegründet. In der Charité, dem großen Armenhause, machte man den ersten Versuch, in Deutschland Kartoffeln anzubauen, welche damals noch selten waren. — In den letzten Jahren seiner Regierung dachte der König daran, für seine Nachfolger einen Schatz zu sammeln. Er legte fast 9000000 Thaler in die Staatskasse, und füllte die Säle des Schlosses mit silbernen Tischen, Spiegeln und Kronleuchtern. Der größte Kronleuchter hatte 16 Fuß im Durchmesser und 3 Reihen Arme über einander.

Am Ende seines Lebens plagte ihn die Gicht und das Podagra, und sein Körper wurde so unförmlich dick, daß er sich nur in einem Rollstuhle hin und her schieben konnte. Doch verließ ihn auch noch jetzt seine Thätigkeit nicht. Er befahl ihm allerlei Arbeitszeug an seinen Stuhl zu bringen, malte und drechselte, und machte dabei ein Geräusch, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam, seiner Schöpfung, genießen, aber es erheiterte ihn nicht mehr. Zwei Prediger bereiteten ihn zum Tode. An seinem Sterbetage bemerkte er durch das Fenster noch, daß einige Stallknechte den Pferden nicht die rechten Sättel auflegten, und gerieth in starke Bewegung. „Wäre ich doch gesund! — sagte er — ich wollte die Schur-

ken abprügeln. Gehe doch einer hinunter, und haue sie tüchtig zusammen!" Er starb Nachmittags 2 Uhr, den 31ten Mai 1740. Von seinem Sohne Friedrich dem Großen in der Folge!

II. Die Franzosen.

§. 10.

Ludwig XIV. in seiner Jugend

(1638—1661.)

Dieser berühmte und berüchtigte König Frankreichs wurde am 5ten September 1638 geboren. Sein Vater war König Ludwig XIII., der unter Richelieu's Herrschaft stand, wie meine Leser aus dem vorigen Bändchen noch wissen werden, und seine Mutter Anna von Oestreich. Der Kronprinz brachte 3 Zähne mit auf die Welt. Hugo Grotius schrieb darüber an Oxenstierna, und weissagte, daß der neugeborne Franzosenkönig ein großer Länderräuber seyn werde, welches auch eingetroffen ist.

Als er 5 Jahre alt war, verlor er seinen Vater; seine Mutter wurde Reichsregentinn, aber der Cardinal Mazarin, von Richelieu empfohlen, leitete als erster Minister alles, auch die Erziehung des jungen Königs, und diese fiel schlecht genug aus, der Prinz lernte nicht einmal orthographisch schreiben. Desto mehr aber beobachtete er die Händel des Staates. Drückende Auflagen und die Herrschsucht des Ausländers Mazarin brachten das pariser Parlament in eine völlige Spannung mit dem Hofe. Man wollte es durch ein Lit de justice *) einschüchtern: der siebenjährige König trat in demselben auf, und sagte sehr ernsthaft: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung

*) So hießen feierliche Parlamentssitzungen in Gegenwart des Königs bei den wichtigsten Veranlassungen.

sagen.“ Aber das half nicht. Als der Hof sogar einige kühne Parlamentsräthe verhaften ließ, stand das Volk in Paris auf, sperrte die Straßen durch Ketten und Misthaufen, und setzte den Hof in keinen geringen Schrecken. Neun Jahre (1645—1654) wüthete der Bürgerkrieg, die Fronde genannt, von frondeurs, den Gassenbuben, welche sich mit der Schleuder belustigen. Der Hof gewann für sich den großen Condé, der den Krieg gegen Paris aber so unrühmlich fand, daß er ihn nur den Krieg gegen die Kammertöpfe (la guerre aux pots de chambre) nannte. Eben seine Nachläßigkeit und seine Anmaßung gegen die Gewalt des Ministers Mazarin machten ihn so verdächtig, daß der Hof ihn verhaften ließ. Der tapfere Turenne trat zu seiner Befreiung auf, und dies bewog die Regentinn, die Rollen zu wechseln. Mazarin räumte Frankreich, Condé erhielt die Freiheit, und Turenne trat zur Hofpartei über.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. sein 14tes Jahr erreicht, und trat, nun nach französischen Gesetzen schon mündig, 1651 die Regierung an, doch behielt seine Mutter allen Einfluß bis zu ihrem Tode, und sie selbst ließ sich alle Schritte von Mazarin, der jetzt in Cöln wohnte, vorschreiben.

Aber Condé, der seine Verhaftung nicht verschmerzen konnte, trat nun als Rebell auf, und warf sich in Paris. Mazarin kam zurück, Turenne bestürmte die Hauptstadt, und die Straßen derselben wurden mit Leichen bedeckt (1652 im Juli). Dennoch waren Condé's Schaaren nicht zum Weichen zu bringen. Da entschloß sich Mazarin zu einer abermaligen Auswanderung, wofür die pariser Bürgerschaft dem jungen Könige dankte. Dazu kam der Umstand, daß Condé durch seine vielen Ausschweifungen erkrankte, und das Vertrauen der Pariser verlor. Er merkte dies, zog sich aus der Stadt zurück, und wendete sich zu den Spaniern, den Feinden der Franzosen, die in Champagne standen. Am 21sten October 1652 hielt Ludwig seinen Einzug in Paris.

Nun ließ sich auch Mazarin wieder hören. Er warb in seiner Verbannung Truppen, nahm den Spaniern einige Oerter für Frankreich weg, und gewann dadurch den Dank und das Wohlwollen der Franzosen. Sein Waffenruhm ging vor ihm her, und als er näher nach Paris kam, fuhr ihm der König mit vielen Großen und seinen Garden entgegen. Da Mazarin des Königs Wagen erblickte, stieg er aus. Ludwig that dasselbe, ging dem Cardinal zu Fuße entgegen, umarmte ihn wie einen Vater, und nahm ihn in seinen Wagen.

Nun hatte die Fronde ihr Ende erreicht. Mazarin, vor kurzer Zeit vom Parlamente noch geächtet, erhielt jetzt vom Parlamente ein Festmahl auf dem Stadthause. Als er dabei noch Geld unter das Volk auswerfen ließ, war er vollens der Liebling des Pöbels. Der entflohene Prinz Condé wurde als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und aller Würden einstweilen verlustig erklärt.

Von nun an (1654) beherrschte der alte Mazarin den jungen Monarchen ganz, und unterrichtete ihn, wie ein Fürst seinen Willen als das höchste Gesetz geltend machen könne, wenn er nur strenge Consequenz beobachte, seine Unterthanen in Fesseln zu schlagen. Ludwig verstand diese Lehren sehr wohl. Einmal trat er in Jagdkleidern, mit Stiefeln und Spornen, die Jagdpeitsche in der Hand, wüthend in den Parlamentssaal, weil er eben vernommen hatte, daß das Parlament etwas gegen den Hof berathe, und wollte die Männer züchtigen; das wagte er schon in seinem 16ten Jahre. Mazarin behandelte das Parlament nicht besser: er empfing die Deputirten desselben während des Barbierens, und that die Staatssachen mit ihnen ab, indem er mit seinen Affen spielte. Solche Sachen nahm sich Ludwig zur Lehre. Mazarin rieth ihm auch, den damals mächtigen Cromwell Bruder zu tituliren, weil dieser dann mit Frankreich ein Bündniß schließen wollte. Mazarins letztes Meisterstück war, daß er dem jungen Könige eine Frau gab, nämlich die Infantinn Maria Theresia von

Spanien. Dadurch wurde ein langer Krieg mit Spanien beendigt, und Frankreich erhielt Aussichten sogar auf die spanische Krone, denn der Erbprinz von Spanien, Maria Theresia's Bruder, versprach kein langes Leben. Freilich wollten die Spanier keine französische Unterthanen werden, und Maria Theresia mußte auf Befehl ihres Vaters, da sie verlobt wurde, allen Ansprüchen auf Spanien entsagen, und Mazarin unterschrieb dies auch im Namen Frankreichs, aber zu Ludwig sagte er: Kommt Zeit, kommt Rath! In dem pyrenäischen Frieden — so heißt dieser Vertrag zwischen Frankreich und Spanien — erhielt auch der Prinz Condé seine Güter und Würden wieder, weil Spanien darauf bestand. Als er das erste mal vor Ludwig erschien, und um Vergebung bitten wollte, antwortete dieser ihm sehr artig: „Mein Vetter, nach den vielen Verdiensten, die Sie um meine Krone sich erworben haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat."

Im Juni 1660 heirathete Ludwig seine Maria Theresia, aber er hat ihr nicht viel Liebe bewiesen, weil er sie nur aus Politik geheirathet hatte. Er schenkte seine Gunst andern Frauen, und wahrlich nicht den besten, zum Aergerniß seiner Unterthanen. Auch dieser unsittliche Gebrauch wurde von auswärtigen Höfen nachgeahmt: deutsche Fürsten, die Ludwige im Kleinen seyn wollten, ließen ihre edeln Gemahlinnen in der Einsamkeit ihr Leben vertrauern, und verjubelten ihre Tage mit Hofdamen und fremden Weibern, zur Verhöhnung der deutschen Sittsamkeit. In dieser Hinsicht verdient Ludwig XIV. den Fluch der Menschheit.

§. 11.

Ludwig XIV. des Großen Regierung.

(1661—1715.)

Im folgenden Jahre (1661) starb der Cardinal Mazarin, mit bitterer Reue über sein Leben. Er

hinterließ 1 bis 2 hundert Millionen Livres, und vermachte der Krone Diamanten, welche als das größte Kleinod des königlichen Schatzes betrachtet wurden.

„An wen sollen wir uns nun wenden?" sprachen die Staatssecretaire zu Ludwig, als Mazarin verschieden war. „An mich!" antwortete der König, und regierte nun 54 Jahre ohne ersten Minister, ganz sich überlassen, besonders als 1666 auch seine Mutter starb. L'état, c'est moi, pflegte er zu sagen, und diesen Grundsatz wußte er durchzuführen, ohne selbst ein großer Regent zu seyn. Nur hatte er den hellen Blick, die großen Männer zu erkennen, deren Frankreich damals so viele besaß, und jeden an seinen rechten Platz zu stellen. Diese großen Köpfe haben die Regierung Ludwigs zu einer der glänzendsten in der Weltgeschichte gemacht; Ludwig eignete die Ehre ihrer Arbeiten sich zu, und darum ist er Ludwig der Große genannt. Eine ganz eigene Geschicklichkeit besaß er, sich zu repräsentiren, wie es der Franzose nennt. Er hatte einen hohen Wuchs, schöne Gesichtszüge und einen edeln Anstand in der Haltung seines Körpers. Ein süßer Schmeichelton der Stimme gewann ihm die Herzen, wie einem Alcibiades, aber die Majestät seines Wesens flößte Ehrfurcht ein. Tausende rühmten sich seiner Gnade, kein einziger seines Vertrauens. Er konnte alle um sich fröhlich sehen, aber er lachte nie laut mit, und seine ältesten Höflinge behaupteten nur einmal einen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben. Ein Blick von ihm machte jeden, der in seiner Gegenwart zu vorlaut werden wollte, plötzlich verstummen, und schon durch seine Worte hielt jeder, der ihm nahe kam, sich für belohnt oder bestraft. So wußte er die Menschen zu beherrschen, die ihn umgaben, ohne ein großer Herrscher zu seyn, indem er immer das Schickliche traf. In den ersten Jahren seiner Regierung tanzte er wohl bei Hoffesten; als er aber einmal im Trauerspiel Britannicus hörte, daß man dem Nero den Vorwurf mache, er habe im Tanze sich den Römern

zum Schauspiel gegeben, tanzte er nie wieder öffentlich. Er konnte es leiden, daß große Dichter seine Verse schlecht fanden; wenn Boileau Gedichte tadelte, die er selbst eben gerühmt hatte, so sagte er: „Er versteht das, es ist sein Fach.” Boileau war einer der Dichter, auf welche Frankreich damals stolz that. Daß aber Ludwig die Gelehrten so ehrte, war wieder nur seine Sucht zu glänzen: er wollte durch die großen Geister seiner Zeit verherrlicht werden. Er ließ sich sogar ein Verzeichniß der ersten Gelehrten des Auslandes anfertigen, und übermachte denselben von Zeit zu Zeit königliche Geschenke, als Beförderer der Wissenschaften. Diese Männer erstaunten nicht wenig, an ihrem Bücherbrett von Ludwig dem Großen beachtet zu werden, und ließen bei Gelegenheit sein Lob in ihren neuesten Schriften erschallen. Die Gelehrten Italiens besangen jährlich seinen Geburtstag, und schickten ihm die Gedichte schön gedruckt und gebunden nach Frankreich. So war es kein Wunder, daß sein Name in allen Ländern erscholl. Selbst in die Großmuth legte er Repräsentation. In den Raubkriegen gegen Deutschland hatte ein französischer Marquis die Festung Mainz einen ganzen Monat gegen die Uebermacht seiner Gegner vertheidigt, und sie endlich übergeben müssen. Er befürchtete des Königs Ungnade, eilte nach Hofe, und that einen Fußfall vor dem Monarchen. „Stehen Sie auf, Marquis — sagte dieser — Sie haben die Festung vertheidigt als ein Mann von Herz, und capitulirt als ein Mann von Verstande.” Viele solcher Anecdoten wußte man von ihm, und sie wurden von den Schmeichlern sorgfältig ausposaunt, als Beweise seines edeln Geistes. Man nannte ihn den Großen, den ersten Monarchen Europa's, den Vater seiner Völker, den Beschützer der Wissenschaften, einen Helden, der Alexander und Cäsar verdunkele, ja ein Wesen höheren Geschlechts. Wahr ist es, daß er in der ersten Hälfte seiner Regierung täglich 8 Stunden arbeitete, und daß seine Beamten nie sicher waren, von ihm bis in's Kleinste beobachtet zu wer-

den, aber wie gesagt, die Werke während seiner Regierung schufen seine Diener.

Ludwig hielt sich wirklich für den ersten Monarchen der Erde, und befahl seinen Gesandten, den Vorrang vor allen andern Gesandten zu behaupten. Als sein Gesandter in London einmal bei einer feierlichen Auffahrt den Schimpf erlitt, daß der spanische Gesandte ihm vorfuhr, und die gegenwärtigen Spanier, vom englischen Pöbel unterstützt, ihm die Pferde tödteten und den Wagen zertrümmerten, jagte Ludwig den spanischen Gesandten aus Paris, rief den seinigen aus Madrid, und schrieb dem spanischen Könige, seinem Schwiegervater: der Krieg sey vor der Thür, wenn er nicht eine glänzende Genugthuung erhalte. Der König von Spanien hielt es nicht der Mühe werth, um einen Gesandtenzwist Menschenblut zu vergießen, und ließ durch einen Bothschafter zu Fontainebleau vor dem Hofe und allen auswärtigen Gesandten die Erklärung abgeben, er habe befohlen, daß seine Gesandten künftig mit den französischen nicht wieder zusammentreffen sollten. Ludwig setzte auf der Stelle hinzu, indem er sich an die fremden Gesandten wendete: „Sie hören, daß Se. Katholische Majestät ihren Gesandten befohlen haben, bei aller Gelegenheit den meinigen die Vorhand zu lassen, und ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden."

Der französische Gesandte in Rom, ein Herzog von Crequi, handelte treu nach Ludwigs Instruction, und ließ durch seine Leute bei jeder Gelegenheit die päbstliche Garde, die aus Corsen bestand, necken. Da erlaubte Don Mario Chigi, des Pabstes Bruder, den Corsen, wenn sie wieder gemißhandelt würden, die Franzosen nur einmal derbe abzufinden. Das geschah. Als die Franzosen mit den Corsen wieder Händel anfingen, bekamen sie Schläge; die Haufen verstärkten sich von beiden Seiten, die Corsen schossen nach den Fenstern des Gesandten, auch nach dem Wagen seiner Gemahlinn, die eben nach Hause gefahren kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. Lud-

wig war entrüstet, als er dieses vernahm! Er ließ den päbstlichen Gesandten durch Gensd'armes über die Gränze bringen, den Crequi aus Rom abrufen, und 18000 Mann gegen Italien marschiren. Als der Pabst Unterhandlungen anknüpfte, waren Ludwigs Forderungen so übertrieben, daß sie mit des Pabstes Ehre gar nicht bestehen konnten. Unter andern sollte der Pabst seinen Bruder aus dem Kirchenstaate verbannen, oder Ludwig wollte Avignon (eine päbstliche Herrschaft innerhalb Frankreichs) sofort einziehen. Der Pabst ließ einen Corsen und einen Sbirren hinrichten, aber diese Satisfaction genügte dem Könige nicht: eine Armee von 21000 Mann stieg schon über die Alpen. Nun mußte der Pabst sich wohl alles gefallen lassen. Es wurde ein förmlicher Frieden zu Pisa geschlossen, in welchem der Pabst erklärte, durch einen Legaten am französischen Hofe eine demüthige Abbitte thun, und die Corsen auf ewig aus dem Kirchenstaate entfernen zu wollen; auch mußte des Pabstes Bruder schriftlich auf seine Ehre versichern, daß er an dem Frevel gegen den französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, und der Pabst dies durch ein Breve bekräftigen, Chigi aber so lange Rom meiden, bis alle Friedensbedingungen erfüllt waren. Endlich mußte der Pabst den Corsen Schandsäulen in Rom setzen, und seinen Neffen nebst dessen Gemahlinn dem Herzoge von Crequi bei seiner Rückkehr nach Rom 10 Meilen weit entgegen senden, und durch denselben das Vorgefallene bedauern lassen. — Dies geschah 1662 — 1663, im 2ten Regierungsjahre Ludwigs, als dieser 24 — 25 Jahre zählte. Was war denn von seinem reiferen Alter zu erwarten!

Er führte Kriege mit allen seinen Nachbarn, mit England, Holland, Deutschland, Italien, und man nennt sie nur Raubkriege, weil er sie nicht aus gerechten Ursachen, sondern nur aus Ländergier führte. Mit Spanien wollte er doch nicht eher anbinden, als bis sein Schwiegervater todt war. Kaum hatte dieser aber 1665 seine Augen geschlossen, so nahm er schöne Landschaften von den spanischen

Niederlanden weg, und eben dieses war sein erster Raubkrieg. Der Friede zu Aachen sicherte ihm 1668 den ersten Raub. Dann kam die Reihe an die reichen Holländer: 6 Jahre lang (1672—1678) wurden sie bekriegt, Ludwig selbst reisete zuweilen in die Feldlager, kehrte aber bald zurück, und überließ die Kriegsstrapazen gern seinen Marschällen. Der holländische Admiral de Ruiter that Wunder der Tapferkeit zur See, die Holländer verwandelten ihr Land bei der Ankunft der Franzosen in einen See, indem sie die Schleusen ihrer Canäle öffneten, und als einmal bei starkem Winterfroste die Franzosen auf Schlittschuhen über das Eis gehen wollten, vereitelte ein plötzliches Thauwetter ihre Unternehmungen. Im Frieden von Nimwegen verlor Holland nicht ein einziges Dorf, Spanien mußte abermals 1678 den Krieg bezahlen: Frankreich erhielt Franche-Comté, welches Spanien bisher unter Deutschlands Oberlehnsherrschaft besessen hatte.

Von Ludwigs drittem Raubkriege, gegen Deutschland, von den Reunionen und der Verheerung der Rheingegenden, ist schon die Rede gewesen. Ludwig hatte nur 140000 Mann Truppen vorgefunden, als er die Regierung antrat, aber am Ende seiner Regierung hielt er ein stehendes Herr von 400000 Mann und eine Flotte von 190 Kriegsschiffen. Gewöhnlich kämpften 4 bis 6 Heere zugleich in verschiedenen Ländern, Frankreichs Boden blieb von dem Kriegselende verschont — auf feindlichen Boden wußte Ludwig den Krieg zu spielen — nur den Jammer sah Frankreich, daß nach jedem Feldzuge Tausende von Krüppeln zurückgebracht wurden. Die Hospitäler reichten nicht hin, sie alle unterzubringen, man mußte neue anlegen, und auch hierin wollte Ludwig seine Größe zeigen. Das Invalidenhaus zu Paris mit seinem herrlichen Dome wurde ein weitläufiger Pallast mit vielen Höfen, mancher anderer Militairbauten zu geschweigen. Die Kriegskunst wurde mit ganz neuen Erfindungen bereichert, so daß die Franzosen die Lehrer aller neuen Völker geworden sind; die Benennung der meisten Waffen

und militairischen Würden sind auch bei uns französisch. Ludwig war es, der bei seinen Truppen die gleichförmige Kleidung (Uniformen) einführte, da vorher jeder Soldat eines Regiments Farbe und Schnitt seines Kleides nach seinem eigenen Geschmacke gewählt hatte. Auch dies haben alle Monarchen Europa's nachgeahmt. Auch die Cadettenschulen kamen unter Ludwig auf. Vauban brach in der Kriegsbaukunst eine ganz neue Bahn, und die Generale Ludwigs, Condé und Türenne, Luxenburg, Catinat und Villars werden in der Kriegsgeschichte ewig glänzen. Sie fesselten den Sieg an die französischen Fahnen, und diese Siege schmeichelten dem französischen Volke so sehr, daß es ruhig alle Jahre Tausende seiner Söhne auf die Schlachtbank schicken sah.

Doch nicht allein der Wissenschaft und der Macht dankte Ludwig seine Siege, sondern auch der Falschheit. Er hielt Spione an allen Höfen, er bestach die Minister der Monarchen, mit denen er Krieg führte; er schloß Verträge, um sie wieder zu brechen, und wenn ihm zu viele Feinde auf einmal über den Hals kamen, so schloß er heimlich mit einzelnen durch Bestechungen Frieden, und der zuletzt auf dem Kampfplatze blieb, mußte ihm die Kriegskosten bezahlen, oder Provinzen abtreten. Im Frieden hetzte er seinen Gegnern Feinde ins Land, z. B. dem Kaiser die Türken, und er freute sich herzlich, daß letztere Wien belagerten. Als er hörte, daß Sobieski die Türken von Wien weggeschlagen habe, ärgerte er sich so sehr, daß er sich Tage lang einschloß. Auch wiegelte er gern, wenn er mit feindlichen Monarchen sonst nicht fertig werden konnte, deren eigene Unterthanen gegen sie auf, z. B. die Ungarn gegen den Kaiser, die Sicilianer und Catalonier gegen Spanien, die Engländer und Portugiesen gegen ihre Landesregierung. „Si non vis falli, fugias consortia Galli", schrieb ein Deutscher 1672, und ruft den Franzosen zu: Jugo intollerabili populum onerastis; subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar

latronum et rebellium. (Mit einem unerträglichen Joche habet ihr das Volk belastet; Unterthanen, die ihren Herrn treu vertheidigten, habet ihr nicht als Feinde behandelt, sondern als Straßenräuber und Rebellen.) So gränzenlos wurden damals die Franzosen von den Deutschen gehasset.

Ludwig wollte sein Land aber nicht bloß vergrößern, sondern auch verschönern. Versailles, vor ihm ein schlechter Flecken, wurde durch ihn zu einer Residenz ausgebaut. Le Notre schuf die Gärten von Versailles zu einem Wunderwerke der neuen Welt, das mit den schwebenden Gärten der Semiramis den Vergleich aushielt. An die Gärten von Versailles schlossen sich die Anlagen von Trianon und andere, so daß man Tage brauchte, um die Wunder dieses Paradieses auch nur flüchtig in Augenschein zu nehmen. Paris bekam viele neue Straßen und Plätze, viele Prachtgebäude, ein regelmäßiges Pflaster und nächtliche Beleuchtung. Die Kutschen mit Glasfenster, in Federn hangend, kamen auf, und das Fahren wurde allgemeiner. Die Landstraßen wurden verbessert, und in Languedoc der königliche Canal gezogen, das mittelländische Meer mit dem atlantischen zu verbinden; er kostete 13000000 Livres, und brachte die Kosten bald wieder ein. Bei Cette und Rochefort wurden künstliche Häfen angelegt, mit unsäglicher Mühe: bei Rochefort senkte man hölzerne hohle Pyramiden, die mit Steinen gefüllt waren, mit dem spitzigen Ende in das Meer, um das Fundament einer Mauer zu gewinnen.

So viele und kostbare Bauten erforderten ungeheure Summen. Bloß auf den Bau der königlichen Schlösser sollen von 1674—1690, also in 16 Jahren, 157000000 Livres, d. h. 39250000 Thaler Berliner Courant, verwendet seyn. Und das Bauen dauerte ohne Aufhören fort. Wer bestritt die großen Summen? Frankreich selbst, wie einst Athen die Bauten des Perikles. Colbert aber war es, der dem Könige aus Frankreich die großen Summen schaffte, ohne das Murren der Franzosen zu erregen. Unter dem Titel eines Generalcontroleurs

der Finanzen führte er ein treffliches Steuersystem ein, welches der ärmeren Klasse viel Erleichterung schaffte, und doch mehr Geld einbrachte. Er kaufte Dünkirchen den Engländern für ein Spottgeld ab, und erklärte dasselbe und Marseille für Freihäfen. Bisher hatten Holländer und Engländer die französischen Landesproducte aus Frankreich abgeholt; jetzt führten die Franzosen dieselben selbst aus. Colbert legte Colonien auf der Insel Cayenne in Südamerika und auf Madagascar in Afrika an, und gründete eine ost- und westindische Handelscompagnie der Franzosen, zum großen Schaden der Holländer und Engländer. Nun brauchten die Franzosen von denselben keine Colonialwaaren mehr zu kaufen, sondern bezogen dieselben aus ihren eigenen Colonien. Eben so beförderte Colbert die inländischen Fabriken; Tuch, Spitzen, Tapeten, Seidenwaaren, Spiegel, Gold- nnd Silberdraht machten die Franzosen bald so gut, wie die Holländer und Engländer, und verkauften dergleichen stark an die Ausländer. In Modewaaren hatten die Franzosen einmal den ausschließlichen Absatz in ganz Europa. Solches mußte wohl ungeheure Geldsummen nach Frankreich locken. Colbert, der den Handel und die Fabriken so begünstigte, ließ die Kaufleute und die Fabrikanten dafür große Summen in die Staatskasse zahlen, und sie zahlten lange mit Freuden. Am Ende aber meinten sie, dem Staate nichts mehr zu verdanken, und wurden schwieriger. Als Colbert 1683 im Sept. starb, wollte das Volk seine Leiche zerreissen, und nur eine Militairische Begleitung machte es möglich, sie ruhig zu bestatten. Frankreich hat keinen Finanzminister gehabt, der ihm gleich gekommen wäre.

§. 12.

Madame Maintenon.

(Geb. 1635. † 1719.)

Nach Colberts Tode besaß Louvois, der Kriegsminister, Ludwigs größtes Vertrauen. Louvois be-

günstigte die berüchtigen Reunionen, und befahl die Verheerungen der Rheinländer. Ihm lief aber den Rang ein Weib ab, die berühmte Frau von Maintenon, die ich meinen Lesern näher bekannt machen muß.

Francisca von Aubigné wurde 1635 in einem Gefängnisse zu Niort geboren, denn ihr Vater, ein armer Edelmann, der immer umherschweifte, saß eben in Haft. Als dreijähriges Mädchen kam sie nach Amerika. Während der Ueberfahrt wurde das Kind krank, und da es schon wie todt da lag, ergriff es ein Bootsknecht, und wollte es über Bord werfen. Die Mutter bittet noch um einen Kuß, fühlt das Herz des Kindes noch schlagen, und erhält es am Leben. Beim Landen legt die Wärterinn das Kind an's Ufer, und vergißt es mitzunehmen. Aengstlich läuft die Mutter zurück, findet die Kleine von giftigen Schlangen umringt, und rettet sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens. In Amerika blieb sie 9 Jahre, und wurde von ihrer Mutter zu einer großen Charakterfestigkeit erzogen. Als der armen Familie das Haus abbrannte, und Francisca weinte, schaute die Mutter ruhig in die Flamme, und sagte verweisend: „Ueber den Verlust eines Hauses muß man nicht weinen."

In ihrem 12ten Jahre kam sie mit ihrer Mutter nach Frankreich zurück, wurde von einer reichen Dame unterstützt, und nahm von derselben reformirte Grundsätze an. Daher wollte sie einst mit ihrer Mutter nicht in die Messe gehen, und als sie dazu gezwungen wurde, kehrte sie dem Altare den Rücken zu, wofür sie eine Ohrfeige erhielt. Sie aber reichte auch die andere Wange dar, und sagte: „Schlagen Sie zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden." Bald darauf nahm eine reiche Verwandte, Madame de Neuillant, sich ihrer an, und behandelte sie sehr hart. Francisca mußte bei ihr das Hühnervieh warten, worüber sie später zu scherzen pflegte. „Ich wurde früh Aufseherinn — sagte sie — in meiner Jugend war ich es über Truthühner, und im Alter bin ich es über Prinzen geworden." Ein gegenüber wohnender Dich-

ter, Scarron, der Mitleiden mit ihrer harten Lage hatte, erbot sich, wenn sie Nonne werden wollte, ihr dazu das nöthige Geld zu geben, oder sie zu heirathen, wenn sie lieber heirathen wollte. Scarron war ein verwachsenes, ausgemergeltes Männchen, eine wahre Aesopsfigur, aber der geistreichste Burleskendichter seiner Zeit und ein Günstling aller feinen Köpfe der Stadt. Die nun 16 Jahr alte Francisca trug kein Bedenken, Madame Scarron zu werden, und die ganze Stadt lachte über das drollige Pärchen. Sie war jung und schön, er alt und häßlich. Sie war aber recht glücklich in der Ehe; alle geistreichen und vornehmen Männer gingen in Scarrons Hause aus und ein, die junge Frau horchte bescheiden den lehrreichen Gesprächen, denen sie die Vollendung ihrer Bildung verdankte, und betrug sich so sittsam, daß man sie fast als eine Heilige betrachtete, und ein wüster Höfling einmal äußerte, er würde der Königinn eher eine Unanständigkeit sagen, als der Madame Scarron.

Scarron war kein guter Wirth, und bezog von der Königinn eine Pension, weswegen er sich zu unterzeichnen pflegte: Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königinn von Amts wegen. Als er starb, hinterließ er seiner 25jährigen Wittwe nichts, und diese war nun wieder so arm, wie vorher. Ein Marquis bot ihr seine Hand, aber sie schlug ihn aus, weil er ein alberner Geck war. Sie hielt bei Ludwig um eine Pension an, wurde aber nicht gehört, und wollte schon als Erzieherinn einem Rufe nach Portugal folgen, als Ludwig ihr endlich 500 Thaler Pension bewilligte, da sie nur 375 verlangt hatte. Nun blieb sie in Frankreich, lebte der Lectüre und den Uebungen der Religion, und galt für eine der verständigsten und tugendhaftesten Frauen der Stadt. Dieser Ruf führte sie auf eine noch glänzendere Bahn. Der König suchte eine Erzieherinn für zwei seiner Kinder, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse; die Wittwe Scarron wurde ihm vorgeschlagen, und er nahm sie an, obschon er sie für eine Betschwester

ansah. Sie erfüllte aber treu ihre Pflicht, und mied den Hof. Ludwig verwunderte sich über die Fortschritte ihrer Zöglinge und über die trefflichen Briefe, welche die Gouvernante ihm zuweilen über das Erziehungswesen schrieb. „Du bist ein kluges Kind" — sagte er einmal zu dem kleinen Herzoge von Maine. „Das soll wohl seyn — erwiederte der Knabe — ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist." Der König antwortete: „Das freuet mich; geh, bring ihr dies Briefchen, und sag' ihr, das gäbest du ihr für deine Zuckerplätzchen." Es waren 100000 Livres; für diese kaufte sie sich das Marquisat Maintenon, und hieß nun die Marquise Maintenon (1674). Von nun an unterhielt sich Ludwig oft mündlich mit ihr, und jede Unterredung ließ eine gute Stimmung in ihm zurück. Die Frau von Maintenon verstand es, sein Herz von den Ausschweifungen auf Gott hinzulenken, so daß er alle üppigen Weiber vom Hofe verwies, und seiner Gemahlinn Maria Theresia besser begegnete. Alle Gewissensbisse, die ihn nun im höheren Alter quälten, schüttete er in das Herz seiner religiösen Freundinn aus, und fand in ihren Worten immer Beruhigung. Der Pater la Chaise, ein Jesuit, Ludwigs Beichtvater, unterstützte ihre Bemühungen, und so war Ludwig in der letzten Hälfte seiner Regierung ein ganz anderer Mann. So viel vermag ein gutes weibliches Herz! Den unsittlichen Höflingen war die Veränderung freilich nicht angenehm, aber ihr Talent bestand in der Verstellung: sie schafften sich Gebetbücher an, folgten dem Könige täglich in die Messe, und trieben ihre Lasterthaten des Nachts.

Als die Königinn starb, beschloß Ludwig, die Maintenon zu heirathen, und eröffnete seinem Minister Louvois diesen Plan. „Ist es möglich? — rief dieser aus — der größte König der Erde will die Wittwe Scarron heirathen?" und fiel dem Könige zu Füßen. „Warum nicht? — antwortete der König — stehen Sie auf! Ich glaube, Sie sind närrisch." Die Ehe wurde 1685 vollzogen: der Erz-

bischof Harlay von Paris traute das Paar heimlich, nur der Pater la Chaise und zwei Zeugen waren gegenwärtig, und die Ehe wurde auch nicht öffentlich bekannt gemacht. Die Diener wurden angewiesen, der Frau von Maintenon in ihren Zimmern als einer Königinn, bei Hoffesten aber, wenn Fremde zugegen wären, als einer Hofdame zu begegnen. Ludwig zählte damals 48, die Maintenon 50 Jahre, und die Ehe hat 30 Jahre bestanden, bis Ludwigs Tod sie trennte. Ludwig besuchte die Maintenon alle Tage mehrmalen, und arbeitete auch oft mit seinen Ministern in ihrem Zimmer, wobei sie las, oder sich mit weiblichen Handarbeiten beschäftigte, und auf die Staatssachen gar nicht zu achten schien. Doch hatte sie den größten Einfluß, und kein General wurde angesetzt ohne ihre Genehmigung. Dies hat für Frankreich Nachtheil gehabt, wie wir noch hören werden, denn militairische Talente verstand sie nicht zu würdigen.

Rühmlich ist ihre große Uneigennützigkeit. Sie hat ihre Verwandten nicht befördert und bereichert, und für sich selbst nahm sie jährlich nur 48000 Livres (12000 Thaler), für eine Gemahlinn des Königs von Frankreich eine wahre Kleinigkeit. Ihr Gemahl wollte ihr mehr aufdringen, aber sie nahm nichts mehr, und gab das meiste noch an die Armen. Sie war in ihrem Glanze nicht glücklich, und klagte wohl, daß es ein Unglück sey, einen Mann unterhalten zu müssen, welcher der Unterhaltung nicht fähig sey. Nur die Erquickung der Armen, wozu sie jetzt so viele Mittel besaß, wie sie wünschte, gewährte ihr Freude. Gleich im ersten Jahre ihrer Ehe stellte sie dem Könige vor, daß so viele arme Fräulein ohne Unterricht und Erziehung aufwachsen müßten, die doch wackere Mütter, Lehrerinnen oder Klosterfrauen werden könnten, und sie erlangte leicht, daß der König in der Abtei Saint-Cyr (1 Stunde von Versailles) eine Erziehungsanstalt für dürftige Fräulein wahrhaft königlich gründete: 300 Fräulein wurden hier von 36 Nonnen und 24 Laienschwestern umsonst unterrichtet und

erzogen, und wenn sich eine Gelegenheit zum Heirathen darbot, so wurde jede mit 2000 Rthlr. vom Könige ausgestattet, unter der Bedingung, daß sie sich in der Anstalt brav betragen hatte. Madame Maintenon entwarf die Statuten der Anstalt und den Unterrichtsplan selbst, und die Erziehung zu Saint-Cyr wurde unter ihren Augen musterhaft, lieferte auch so treffliche Resultate, daß sie ihre herzliche Freude darüber hatte. Lieber war sie in dem Kreise der Mädchen zu Saint-Cyr, als in den Hofzirkeln zu Versailles, und war nie vergnügter, als wenn sie bei den Schülerinnen persönlich eine Lection übernahm, oder bei ihren Erholungen an Spieltagen mitspielte. Als ihr Gemahl, der König, starb, nahm sie in Saint-Cyr für immer ihre Wohnung, lebte als Nonne, und unterrichtete, 80 Jahre alt, mit ihnen die Kleinen noch 4 Jahre lang. In Saint-Cyr liegt sie auch begraben.

§. 13.

Widerruf des Edicts von Nantes.

(1685.)

Wie gesagt, huldigte die Frau von Maintenon in ihrer Jugend reformirten Grundsätzen. Dies dauerte aber nur eine kurze Zeit; nachher war sie den Reformirten so abgeneigt, daß sie Ludwig in seinem Vorhaben nicht wenig bestärkte, dieselben zur katholischen Kirche zurückzuführen. Ludwig sah in den Reformirten Feinde des Staates: sie hatten ja unter Coligny ehemals französische Seestädte den Engländern überliefert, fremde Truppen ins Land gerufen, und den Bürgerkrieg entzündet. Jetzt waren sie friedliche Bürger, aber Ludwig konnte es nicht leiden, daß 2 Millionen seiner Unterthanen eine andere Religion hatten, als er, und suchte einen besondern Ruhm darin, sie zu unterdrücken, welches 6 Regierungen vor ihm nicht gelungen war. Er sagte wohl: „Mein Großvater (Heinrich IV.) liebte die Hugenotten, aber er fürchtete sie nicht;

mein Vater (Ludwig XIII.) liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie," und er meinte, wenn der verständige Großvater die Macht besessen hätte, die er jetzt in Frankreich besäße, so hätte er das Edict von Nantes wohl nimmer erlassen, weil kein kluger König einen Staat im Staate dulde. So wurde also die Bekehrung aller Hugenotten beschlossen, und Louvois, der anfangs gegen dieses Project war, aber allein stand, schlug sich endlich auch zu den Gegnern der Hugenotten im Ministerrathe, und trug darauf an, wenn gegen diese Leute etwas unternommen werden sollte, so müßte es auch mit dem größten Nachdrucke geschehen. Dies wurde befolgt. Man schickte den Reformirten katholische Missionarien in ihre Ortschaften, und wenn diese nicht gleich eine geneigte Aufnahme fanden, so folgten ihnen Dragoner nach, von Louvois geschickt, welche sich bei den Reformirten zur Exekution einlegten. „Unser großer Türenne ist katholisch geworden — sagten sie — warum weigert ihr euch dessen?" Die Reformirten trieb man in katholische Kirchen, zu beichten und zu communiziren; ihre Kinder jagte man in katholische Schulen, und keine Ehe wurde vom Staate anerkannt, die nicht vor dem katholischen Pfarrer geschlossen war. Viele Reformirte wollten auswandern, aber Louvois hatte die Gränzen besetzen lassen; doch waren die Gränzwächter nachsichtig, und über 500000 Reformirte kamen aus dem Lande. Sie fanden in Deutschland und England günstige Aufnahme, und gründeten dort die ersten Hut- und Strumpfmanufacturen, die den französischen bald großen Abbruch thaten.

Ludwig erfuhr wenig von der Grausamkeit, mit welcher man gegen die Hugenotten verfuhr, sondern glaubte die Versicherungen der Höflinge, daß ganze Städte sich immerfort bekehrten, welches er dann mit vielem Behagen wieder andern erzählte. Endlich hieß es, die Anzahl der Reformirten sey so klein geworden, daß das Edict von Nantes ganz überflüßig werde. Ludwig erließ deswegen den 18ten

October 1685 ein Edict, in welchem es hieß, das Edict von Nantes sey nur gegeben, damit man ruhig an der Vereinigung beider Religionsparteien arbeiten könne; dies sey nun mit so gutem Erfolge geschehen, daß es jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe, und so solle also jeder öffentliche reformirte Gottesdienst eingestellt werden, und jeder reformirte Prediger binnen 14 Tagen das Land räumen, jedem andern Reformirten aber das Auswandern untersagt bleiben. Alle Parlamente registrirten das neue Edict ganz willig ein, und es wurde hart genug vollstreckt. Doch blieben viele Reformirte in Frankreich, und Ludwig's XIV. Nachfolger gab ihnen 1761 wieder mehr Freiheit, ja zu den ersten Staatsämtern wurden wohl Reformirte befördert.

§. 14.

Die Jansenisten.

(Seit 1640.)

Frankreich war unter Ludwig XIV. der Tummelplatz politischer und religiöser Kriege; so wie die Truppen mit dem Schwerte, so fochten die Theologen mit der Feder, und auch sie brachten gewaltige Bewegungen im Volke hervor. Ich kann Ludwigs Regierung nicht verlassen, ohne auch von den interessanten theologischen Kämpfen etwas mitzutheilen.

Den heftigsten Kampf veranlaßte Cornelius Jansenius, als er bereits todt war. Von armen Eltern in den spanischen Niederlanden geboren 1585, hatte er zu Löwen sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stande gewidmet, dort eine Stelle als Professor der Theologie erhalten, und war 1636 zum Bischofe von Ypern erhoben, welche Würde er jedoch nur 2 Jahre bekleidete, denn er starb 1638. Im Testamente vermachte er seinem Capellan ein Manuscript, Augustinus betitelt, mit einer Zueignung an den Pabst und der Versicherung, daß er alle in dem Buche vorgetragenen Lehren dem Urtheile des apostolischen Stuhles unterwerfe. In diesem

Werke gab Jansenius vor, die ächte Lehre des Augustinus über die göttliche Gnade gegen die Semipelagianer vorgetragen zu haben. Die Semipelagianer (im 4ten und 5ten Jahrhundert) lehrten, der Mensch bedürfe zum Anfange des Glaubens der göttlichen Gnade nicht, und hießen deswegen halbe Pelagianer, weil die strengen Pelagianer überhaupt die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade und die Erbsünde läugneten.

Als Jansenius die Augen geschlossen hatte, übergab der Capellan den Augustinus zum Drucke. Die Jesuiten erhaschten schon die ersten Aushängebogen, entdeckten die Lehre Calvin's in denselben, und gingen die Universität Löwen an, die Fortsetzung des Druckes zu verbieten. Die Universität wollte dies nicht, der päbstliche Nuntius konnte auch nichts ausrichten, und man wendete sich nach Rom. Während dessen wurde der Druck beschleunigt, 1640 erschien der Augustinus, und erlebte in demselben Jahre zu Paris schon eine 2te Auflage, denn der Streit über die Gnade hatte die Dominicaner und Augustiner gegen die Franciscaner und Jesuiten schon über 50 Jahre lebhaft beschäftigt. Noch ehe der Pabst sein Urtheil über das Buch Augustinus aussprechen konnte, fand dasselbe unter der französischen höhern und niedern Geistlichkeit ungemein viele Anhänger. Der Pabst aber notirte in dem Buche fünf Sätze, welche der katholischen Glaubenslehre widerstrebten:

1) Einige Gebote Gottes können auch die Gerechten, selbst wenn sie wollen und ringen, nicht erfüllen; es fehlt ihnen an der hinlänglichen Gnade Gottes.
2) Der Gnade Gottes kann keiner im Stande der gefallenen Menschennatur widerstehen.
3) Zum Verdienst und Mißverdienst bei Gott bedarf es nicht der Freiheit von der inneren Nöthigung, sondern nur der Freiheit vom äußern Zwange.
4) Die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin,

daß sie eine Gnade Gottes annahmen, welcher der Mensch widerstehen oder folgen könne.

5) Es ist semipelagianisch gesprochen, daß Christus für alle Menschen gestorben sey.

Es ist wohl offenbar, daß Jansenius in diesen Sätzen die Freiheit des menschlichen Willens und die Zulänglichkeit der göttlichen Gnade für alle Menschen, welche das Concilium zu Trient nach dem Evangelium der unpartheiischen göttlichen Liebe ausgesprochen hatte, geradezu läugnete, und sich so von der katholischen Kirche ausschloß. Die Anhänger des Jansenius, Jansenisten genannt, wollten aber nicht unkatholisch seyn; wie halfen sie sich denn? Sie behaupteten, es sey nicht in der Ordnung, die Sätze so in einem Haufen zu verdammen, die päbstliche Bulle hätte jeden Satz besonders beleuchten müssen. Der Pabst that dies in einer neuen Bulle. Nun sagten die Jansenisten, der Pabst verdamme jene fünf Sätze im Sinne des Calvin mit Recht, aber in diesem Sinne enthalte das Buch Augustinus jene Sätze auch nicht, in diesem Sinne habe Jansenius sie nicht gemeint. Der Pabst erwiderte in einer neuen Bulle, er habe die Sätze verdammt in dem natürlichen Sinne, den das Buch Augustinus angebe, und der Verfasser gemeint habe. Nun theilten sich die Jansenisten in zwei Parteien: die strengen Jansenisten erklärten unumwunden die fünf Sätze für christliche Wahrheit, die gelinden Jansenisten unterschrieben die Verdammung der fünf Sätze, erklärten aber, ob sie in dem Buche Augustinus enthalten und von Jansenius beabsichtigt seyn, darüber könnten sie nur aus Respect gegen den Pabst ein Stillschweigen beobachten, denn der Pabst könne nicht wissen, in welchem Sinne der Verstorbene seine Worte niedergeschrieben habe. Aber wußten denn diese Männer mit Unfehlbarkeit die Meinung des Verstorbenen? Wenn sie die Sätze selbst verwarfen, was konnte ihnen dann daran gelegen seyn, das Ansehen des Buches Augustinus aufrecht zu erhalten? Sehr viel; denn man muß wissen, die Gegner dieses Buches waren besonders die Jesuiten,

und diese waren bei den Gelehrten und den Parlamenten Frankreichs bitter verhaßt. Die Jesuiten betrieben beim Pabste die Aechtung des Buches, aus welchem sich wenigstens Gift saugen ließ, und die Jesuiten durften nicht obsiegen. Daher der Eifer der französischen Theologen, selbst der Bischöfe, den Jansenius rein zu waschen. Den Jesuiten warf man schon damals eine zu gelinde Sittenlehre vor, und von ihren Beichtvätern hieß es, sie gäben ihren Beichtkindern guten Kauf. Was thaten nun die Jansenisten? Durch eine übertriebene strenge Sittenlehre suchten sie die Achtung des Volkes und die Beschämung ihrer Gegner. Sie lebten immer in der Buße, fasteten bei Wasser und Brod, geisselten sich täglich bis aufs Blut, und wenn sie beichteten, so verbaten sie die Absolution, die ihre Geistlichen schon aus sich nur selten ertheilten, und ein Vollkommner nahete sich nur einmal im Jahre dem Tische des Herrn, seiner großen Heiligkeit ungeachtet; denn ein ächter Jansenist hielt sich für viel zu unwürdig, sich oft mit seinem Erlöser zu vereinigen. Das weibliche Geschlecht war am meisten von diesem religiösen Eifer hingerissen. Die Nonnen des Klosters Port-royal bei Paris, bisher ohne alle Zucht, bekamen zur würdigen Mutter ein Mädchen von 19 Jahren, Angelique d'Arnaux, und zum Erstaunen aller Leute reformirte dieselbe glücklich die Sitten der Nonnen. Der h. Franciscus von Sales leitete die Nonnen des Port-royals; als er aber starb, wählten sie sich zum Führer den Abt von S. Cyran bei Poitiers, Jean du Vergier de Havranne, einen frommen Mann nach des Jansenius Sinne, denn er war dessen trautester Freund gewesen. Was sah man nun nicht zu Port-royal! Die Nonnen wurden alle übermäßig heilig, man übertrug der frommen Angelika von allen Seiten die Reformation der Nonnenklöster, sogar ihre alte Mutter ward ihre Schülerinn, und stiftete ein Port-royal in der Hauptstadt Paris, um die Sitten der Christenheit zu verbessern. Noch mehr! die Männer wollten auch von den Nonnen des Port-royals das

wahre Christenthum lernen, vielleicht aus französischer Galanterie: Doctoren der Sorbonne und Dichter, Parlamentsräthe und Aerzte verließen Paris, bauten sich bei Port-royal Hütten, lebten in Gemeinschaft der Güter, und pflügten in Bauernkleidung den Acker, alles, um die älteste Kirche in ihrer Reinheit herzustellen. Corneille und Boileau, zwei berühmte Dichter, wurden oft bei Port-royal gesehen. Die Andachtsübungen nahmen sie von den Nonnen an. Das Port-royal wurde der Hauptsitz des Jansenismus, denn auch eine Kostschule ward hier von den Gelehrten dieser Secte eröffnet, um die Jesuitenschulen zu überbieten, und Port-royal verbreitete den Geruch seiner Heiligkeit durch die ganze christliche Welt.

Ludwig XIV. aber konnte die Jansenisten nicht leiden, theils wegen ihres Bußpredigertones am Hofe, theils wegen ihrer Opposition gegen den Pabst, und sein Beichtvater, der Jesuit La Chaise, redete den Jansenisten gewiß nicht das Wort. Ludwig ließ die päbstlichen Bullen gegen die Jansenisten als Staatsgesetze einregistriren, hob das Port-royal in Paris auf, weil die Nonnen die 5 Sätze nicht abschwören wollten, und drang darauf, daß alle Geistlichen und weltliche Beamten durch eine Eidesformel, welche der Pabst 1665 vorschrieb, dem Buche Augustinus absagten. Dies stellte äusserlich die Ruhe her, aber im Herzen war noch mancher ein Jansenist, denn der Jansenismus war zur Mode des Tages geworden.

Lauter wurden die Jansenisten wieder, als Paschasius Quesnel, ein Pater des Oratoriums zu Paris, im Jahre 1671 und 1687 Betrachtungen über das neue Testament erscheinen ließ. Der Bischof von Chalons hatte das Werk approbirt, und es war eins der gelesensten Erbauungsbücher. Späterhin entdeckte man aber die Lehre der Jansenisten in demselben, und viele Bischöfe verboten das Werk, zum Verdrusse des Cardinals Noaille, Erzbischofs von Paris, der es neuerdings gutgeheissen hatte. Als der Pabst Quesnels Buch verdammte, forderte

Ludwig den Cardinal Noaille auf, sein Gutachten zu widerrufen, und als dieser solches nicht wollte, verwies er ihn vom Hofe. Größeres Aufsehen machte die päbstliche Bulle Unigenitus vom 2ten August 1713, welche 101 Sätze von Quesnel namentlich aufzählte, und am Schlusse in einem Haufen verdammte, weil sie rücksichtlich falsch, anstößig, ärgerlich, verwegen, gefährlich, der Kirche nachtheilig, arg, gotteslästerisch, der Ketzerei verdächtig, der Ketzerei, den Ketzern und der Spaltung günstig, oft verdammt und ketzerisch wären. Man konnte nicht wissen, auf welchen der 101 Sätze man jedes dieser Prädicate beziehen sollte, und so widersprachen der Bulle Unigenitus auch viele Bischöfe und andere Geistliche, die eben keine Anhänger des Jansenismus waren, zumal da der Jansenismus in Quesnels Werken nicht offen gepredigt war, sondern nur durch hingeworfene Anspielungen, Seufzer und Charaktere. Die Züge zu Charakteren der Heiligen waren z. B. von Häuptern der Jansenisten entnommen, die Züge zu Judas Iskariot, Kaiphas, Pilatus.... aber von Gegnern der Jansenisten. Ludwig forderte strenge die Unterschrift der Bulle; er zerstörte sogar 1709 das alte Port-royal bei Versailles, und die Ruinen, welche noch zu sehen sind, dienen andächtigen Parisern noch wohl als Wallfahrtsort; aber der Tod nahm ihn 1715 fort, ehe die Bulle Unigenitus in Frankreich allgemein angenommen war.

Der Regierungswechsel eröffnete den Opponenten gegen die Bulle Unigenitus ein neues Feld. Sie appellirten sogar an ein allgemeines Concilium, das Parlament wollte die Bulle auch im Jahr 1730 noch nicht einregistriren, und nahm selbst eine Appellation gegen den Pabst an. Zwar verwies die Regentschaft die dreistesten Sprecher des Parlaments aus den Sitzungen, aber das änderte in der Lage der Sache nichts: das Parlament von Paris blieb hartnäckig, und bewies hier zum ersten male eine Kühnheit, welche 60 Jahre später die Revolution herbeigeführt hat.

Um die Bulle Unigenitus zu entkräften, und den Jansenismus zu heben, nahm man auch Zuflucht zu Wundergeschichten. Franz von Paris, Sohn eines Parlamentsraths, zu Paris 1690 geboren, wurde von seinem Vater zur Jurisprudenz angehalten, als er aber die Theologie wählte, enterbte ihn der Vater. Franz war damit sehr wohl zufrieden, nährte sich von Strumpfstricken, und gab, was er erübrigte, armen Jansenisten; er selbst brauchte wenig, wohnte in einer halb verfaulten Hütte, und übte die strengste Buße. Als ein Vollkommner empfing er fast nie die Sacramente, obgleich er Diakonus an der Medarduskirche war. Kaum war er todt (1727), so verehrten die Jansenisten ihn als einen Heiligen, um den Katholiken mit ihren Heiligen die Spitze bieten zu können. Bald hieß es, bei dem Grabe des heiligen Franz auf dem Kirchhofe zum h. Medardus würden Wunder gewirkt, eine gelähmte contracte Frau sey dort plötzlich geheilt. Bald trug man alle Kranken von Paris auf den Kirchhof zum h. Medardus, und eine große Menge hieß geheilt. Alle Kranken, die auf das Grab des neuen Heiligen gelegt wurden, bekamen Convulsionen, sagten künftige Dinge vorher, und hielten lange Reden gegen die Bulle Unigenitus, wenn sie auch ungelehrte Leute waren. Sogleich kamen Appellanten beim Erzbischofe von Paris ein, daß jetzt die Bulle Unigenitus von Gott selbst verworfen sey, und ein Parlamentsrath schrieb ein langes Werk über die Wunder des h. Franz von Paris. Der damalige König ließ das Grab des wunderlichen Heiligen mit einer hohen Mauer umziehen, aber sieh! auch ausserhalb der Mauer noch verspürte man die wunderbare Kraft. Der pariser Pöbel schien in eine Rotte Tollhäusler verwandelt zu seyn, und es traten ganz neue Jansenistensecten an's Licht. Die Securisten ließen sich durch Schläge, Fußtritte und Stiche martern, um in den Zustand der Verzückung zu gerathen; die Naturalisten und Figuristen liefen halb nackt umher, und die ersteren wollten dadurch die Nacktheit der gefallenen Menschennatur, die letz-

teren die Reinheit der Kirche Christi darstellen; die Discernanten und Melangisten stritten, ob Christus oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte. Am Ende waren so viele Jansenistenhaufen, daß die ganze Sache dem Publico lächerlich wurde. Gründliche Untersuchungen bewiesen, daß die angeblichen Wunder des Franz von Paris theils Betrügerei, theils die Wirkung einer erhitzten Phantasie waren, die sich bald wieder verlor, und um desto schärfer griff die Polizei in den Unfug. Aber der Pöbel vertheidigte noch seinen Wahn: wurde einer, welcher jansenistische Flugschriften verbreitete, an den Pranger gestellt, so entrissen die Frommen ihn den Händen der Büttel, und führten ihn im Triumphe durch die Stadt.

Diese lächerlichen Scenen waren die letzten Zuckungen des Jansenismus in seinem Todeskampfe. Der Eifer verlor sich, da die Secte nicht mehr Mode war, und als der neue Erzbischof von Paris, Beaumont, allen Sterbenden, welche die Bulle Unigenitus verwürfen, die Sacramente zu reichen verbot, hörten die Jansenisten in Frankreich auf, als besondere Partei zu erscheinen. Der Pabst erklärte, man solle nur solchen Sterbenden, welche bekannte Jansenisten wären, die Sacramente vorenthalten, wenn sie hartnäckig blieben, andere aber auf dem Sterbebette darüber nicht einmal befragen. Eine große Mäßigung! Auch jetzt wird die Bulle Unigenitus von den Päbsten wenig mehr eingeschärft, weil sie kein Bedürfniß mehr ist. Pater Quesnel, der Frankreich hatte verlassen müssen, starb 1719 zu Amsterdam, über 80 Jahre alt. In Holland hat er doch noch eine jansenistische Gemeinde gegründet, denn 1720 vermaßen sich die 7 Pfarrer von Utrecht, sich Kapitel der Kirche von Utrecht zu nennen, und erwählten einen Bischof, den Herrn Steenhoven, einen Jansenisten, der sich nun Bischof von Utrecht nannte. Die Generalstaaten schützten den Jansenismus, weil er der Lehre Calvins näher steht, und so dauert die Secte dort noch fort. Unter dem Erzbischofe zu Utrecht stehen die jansenistischen Bischöfe

zu Harlem und Deventer; stirbt einer der drei Prälaten, so macht der gewählte Nachfolger seine Wahl dem Pabste kund, erhält aber immer nach Gebrauch eine Bannbulle zurück. Die jetzigen Jansenisten nennen sich selbst Schüler des h. Augustinus, verwerfen die Bulle Unigenitus, und appelliren fortwährend an ein allgemeines Concilium.

§. 15.

Bossuet und Fenelon.

Zwei große Zierden für die Kirche und für das Reich Ludwig's XIV.! Jacob Bossuet ward 1627 zu Dijon geboren, und von den dortigen Jesuiten erzogen und gebildet, doch vollendete er seine Studien zu Paris. Als Jüngling von 16 Jahren legte er schon glänzende Proben seiner Beredsamkeit ab, und als er, 25 Jahr alt, als Canonicus zu Metz sich vorzüglich der Kanzel widmete, erbaute er durch Wort und Beispiel. Er widerlegte einen reformirten Katechismus auf eine Weise, welche ihm selbst die Achtung seiner Gegner erwarb. Auch an der Bekehrung der Protestanten im Bisthum Metz arbeitete er mit glänzendem Erfolge. Sein späteres Werk über die Veränderungen der Protestanten hat großes Aufsehen gemacht. Einige Predigten, die er gelegentlich zu Paris hielt, bewirkten, daß Ludwig's XIV. Mutter ihn zum Hofprediger ernannte, aber ungern verließ er sein geliebtes Metz, um an einen üppigen Hof zu gehen. Doch war er hier in seinem wahren Berufe. Seine Rede 1668 bei dem Glaubensbekenntnisse des Marschalls Turenne, der zur katholischen Kirche übertrat, seine Leichenrede auf Madame (Herzoginn von Orleans), die Zierde des Hofes, welche in der Blüthe des Alters starb, und seine Rede am Sarge des großen Condé haben einen so erhabenen Schwung der Beredsamkeit, daß sie neben den Reden des Cicero und Demosthenes stehen. Bossuet wurde von Ludwig XIV. zum Erzieher des Dauphins ernannt. Er schrieb für seinen Zögling den berühmten Discours

sur l'histoire universelle, und erfüllte seinen Beruf als Erzieher so treu, daß der König ihm das Bisthum Meaux ertheilte, und ihn auf viele andere Weisen auszeichnete. Bossuet nahm an den Vergnügen des Hofes nicht Theil, seine Sitten waren strenge, wie sein Glaube, und die Stunden, welche er von seinen Amtsarbeiten erübrigen konnte, widmete er dem Studiren. Seine letzten Jahre verlebte er unter seiner Gemeinde zu Meaux, und starb daselbst 1704, als er 77 Jahr alt war.

François de Salignac de la Motte Fenelon, ein sanfter Joannes, geboren 1652, war Bossuets Schüler, nachher, ohne es zu wollen, dessen Gegner. Seine Talente und sein lebhafter Geist machten ihm schon in der Jugend die schwersten Wissenschaften zum Spiel, und mit 19 Jahren wurde er schon als Redner gelobt, geliebt, gerühmt, aber das blähete ihn nicht im mindesten auf. Fünf Jahre später wurde er zu Paris Priester, und arbeitete demüthig als Cooperator in der Pfarre S. Sulpice, obschon für ihn schon eine höhere Laufbahn angemessen gewesen wäre. Die große Geschicklichkeit, mit welcher er die zur katholischen Kirche übergegangenen Protestanten einnahm, belehrte und überzeugte, bewog den König, ihn an die Spitze der Missionarien zu stellen, welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes die Reformirten friedlich gewinnen sollten. Seine Beredsamkeit und seine sanften Sitten, verbunden mit wahrer Herzensgüte, brachten unter den Reformirten ganz erstaunliche Wirkungen hervor. Mancher Hugenott wurde katholisch, weil er der Freundlichkeit des liebenswürdigen katholischen Priesters nicht widerstehen konnte. Der Dauphin war unterdessen gestorben, Bossuets Zögling, und Fenelon ward der Erzieher der Enkel Ludwig's XIV., nämlich des Herzogs von Bourgogne, des Herzogs von Anjou und des Herzogs von Berry. Der Herzog von Bourgogne war entschieden der Thronfolger, und Fenelon bemühete sich, aus ihm einen Fürsten zu ziehen, der Frankreich glücklich machen sollte. Der Prinz war stolz und jähzornig,

der sanfte Fenelon wußte ihn aber zu bändigen, und auch die Dienerschaft dahin zu bringen, daß sie des Prinzen Willen nur dann erfüllten, wenn er etwas Vernünftiges verlangte, und bescheiden bat, sonst aber thaten, als hörten sie seine Worte nicht. Um seinem Zöglinge die Grundsätze einer guten Regierung einzuprägen, schrieb er für ihn die Avantures de Télémaque, ein Werk, welches schon 150 Auflagen und 100 Uebersetzungen in allerhand Sprachen erlebt hat. Man sagt, daß dem frommen Fenelon sein Kammerdiener das Manuscript entwendete, und es in Druck gab, weil er bemerkt hatte, wie gierig der Herzog von Bourgogne das Manuscript verschlang. Kaum aber waren die ersten Bogen gedruckt und zu Ludwig's XIV. Kunde gekommen, so verbot er die Fortsetzung des Drucks, denn er glaubte in dem Telemach eine Satyre auf seine Regierung und seinen Hof zu finden. Die Höflinge sagten, Sesostris im Telemach sey der König selbst, Kalypso die Frau von Montespan, eine Hofdame, die den König damals beherrschte, und Protesilaus der Minister Louvois, u. s. w. woran Fenelon bei Abfassung des Werkes nicht gedacht haben mag. Der Telemach war in dem reinsten Französisch geschrieben, und ist darin vielleicht von keinem späteren französischen Werke übertroffen; aber der Verfasser hatte die Gunst des Monarchen verscherzt. Erst zwei Jahre nach Fenelons Tode, nämlich 1717, als auch Ludwig XIV. nicht mehr lebte, erschien der Telemach vollständig. Wäre Fenelon nicht schon früher zum Erzbischofe von Cambray ernannt, als Verfasser des Telemach hätte er diese Prälatur gewiß nicht erhalten.

Einen noch verdrießlicheren Handel bekam Fenelon mit Bossuet über den Quietismus. Schon 1675 hatte Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, zu Rom den geistlichen Wegweiser herausgegeben, ein Erbauungsbuch, das bald in aller Händen war. Er lehrte in demselben, das Gemüth des Menschen solle sich ganz in Gott versenken, in ihm seine Ruhe suchen, und sich durch nichts

Aeusseres stören lassen — eine Seele, die in Gott ruhe, sey überselig, und wisse keinen Unterschied mehr zwischen Tugend und Laster, bekümmere sich nicht mehr um ihre ewige Seligkeit, sondern lasse Gott alles mit sich machen. Von der Seelenruhe (quies), welche die Liebhaber dieses Buches suchten, kommt der Name Quietismus und Quietisten. Molinos wurde für seine paradoxen Lehren auf Lebenslång in ein Dominikanerkloster verwiesen, und zu einem täglichen Bußgebete verurtheilt. Er starb 1696, aber seine Partei lebte fort, in Deutschland und Frankreich erschien eine Menge quietistischer Erbauungsbücher, deren Liebhaber sogar den Empfang der h. Sacramente als unnöthig anzusehen anfingen. Die merkwürdigste Pflegerinn des Quietismus wurde die Madame Guyon am Hofe Ludwigs XIV. Eine junge, schöne und reiche Wittwe, war sie durch ihren Beichtvater Lacombe doch ganz für die Andacht gewonnen, hielt Betstunden mit gleichgestimmten Seelen, und rühmte sich, oft ein solches Uebermaß göttlicher Gnade zu fühlen, daß es ihr vorkomme, als solle sie platzen, und sie sich ihre Kleider auflösen lassen müsse; welche sie dann aber berührte, solche erführen dann auch die Ergießung der Gnade in reichlicher Fülle. Die Schriftchen, welche sie erscheinen ließ, athmeten denselben Geist. Ludwig, der an allen Religionsstreiten lebhaften Antheil nahm, ließ den Pater Lacombe in's Gefängniß werfen, in welchem er 1702 starb, und verwies die Guyon vom Hofe, doch wurde ihr bald wieder gestattet, an den Betstunden der Frau von Maintenon Theil zu nehmen. Der sanfte Fenelon war schon lange ihr Gönner, aber Bossuet, der theologische Heros des Hofes, schwieg nicht: er ließ eine Schrift über das innere Gebet drucken. Noch war der Druck nicht vollendet, als Fenelon hörte, daß in diesem Werke die Grundsätze der Guyon entstellt wären, und gleich ließ er seine Grundsätze der Heiligen über das innere Leben ans Licht treten. Wie triumphirte Bossuet! Er fand in den Grundsätzen der Heiligen so viele Irrlehren, daß Fenelon nach seiner

Diöcese Cambrai verwiesen wurde, woraus sich dieser wenig machte, denn das Hofleben hatte ihm doch nie gefallen. Aber auch sein Zögling, der Herzog von Bourgogne, der ganz an ihm hing, und seine größte Freude war, durfte ihm nicht einmal schreiben, Fenelons Name zu nennen war am Hofe verboten, und selbst zu Rom wurde der ehrwürdige Erzbischof als Ketzer verklagt. Der Pabst fand allerdings 23 seiner Sätze anstößig, und verdammte sie, besonders, daß der Mensch aus reiner Liebe Gottes handeln müsse, unbekümmert, ob er auch verdammt werde, bekannte aber auch, daß Fenelon aus Uebermaß der Liebe, Bossuet aus Mangel an Liebe gefehlt habe. Fenelon verkündigte selbst im Dome zu Cambrai das päbstliche Decret über seine anstößigen Sätze, und gewann durch diese Selbstverläugnung mehr Ruhm, als Bossuet durch seinen Sieg. Ich weiß nicht, ob die Geschichte ein ähnliches Beispiel von Resignation aufweisen kann.

Fenelon lebte nun zu Cambrai in ungestörter Seelenruhe. Oft ging er ganz allein in seiner Diöcese umher, vernahm die Bedürfnisse seiner Pfarrkinder, tröstete und half. Einmal brachte er einer trostlosen Kötterfamilie, der ihre einzige Kuh abhanden gekommen war, das Thier am Strick wieder zurück, denn er hatte es auf seinem Spatziergange eingefangen. Daß der Herzog von Bourgogne ihm endlich wieder schreiben durfte, machte ihm viel Vergnügen, denn der Inhalt der Briefe war, welche Fortschritte der Herzog in der Besserung seines Herzens machte. Der frühe Tod dieses Prinzen riß seinen Lehrer Fenelon von der Erde ganz los: Fenelon folgte seinem Zöglinge bald ins Grab 1715.

§. 16.

Französische Dichter unter Ludwig XIV.

Es traten aber in Frankreich auch Männer auf, welche den Heuchlern die Larve abzogen, und die Thorheiten aller Stände mit der Satyre ohne Schonung geisselten, besonders **Moliere** und **Boileau**.

Moliere (geb. zu Paris 1620, † 1673), hieß eigentlich Pocquelin; seine Voreltern waren Kammerdiener und Tapezierer am Hofe. Er wurde bei den Jesuiten unterrichtet, und versah eine Zeitlang die Stelle eines Kammerdieners bei Ludwig XIV. Bald aber verließ er diese Laufbahn, sammelte eine Schauspielergesellschaft, und spielte in Provinzialstädten. Er machte Aufsehen, da er die Thorheiten der gelehrten Frauen, die Empfindeleien der feinfühlenden Damen, den Putz der Modenarren und Närrinnen dem Gelächter darbot. Ludwig XIV., welcher einer Vorstellung Moliere's dieser Art in Paris beiwohnte, ernannte seine Gesellschaft zu seinen Hofschauspielern in Versailles, und gab dem Dichter 1000 Livres Gehalt — für unsere Zeit noch sehr wenig. Nun ließ Moliere seine besten Stücke erscheinen. Den Geizigen hatte er so treffend gezeichnet, daß ein wirklicher Geizhals nach der Vorstellung sagte, aus diesem Stücke ließen sich gute ökonomische Grundsätze lernen. Das berühmteste Stück Moliere's ist aber der Tartüfe, der Scheinheilige oder Betbruder. Ludwig XIV. ließ es zu Versailles 1664 ohne Bedenken vor dem Hofe aufführen, und die Leute sagten, der Tartüfe sey kein anderer, als Pater La Chaise, des Königs Beichtvater. Das Parlament und die Geistlichkeit glaubte so viele Spötterei auf die Religion in dem Tartüfe zu finden, daß seine öffentliche Darstellung, z. B. zu Paris, lange verboten war. Einmal sollte er gegeben werden, als der Präsident des Parlaments die Erlaubniß wieder zurücknahm, da der Vorhang schon aufgehen sollte. Moliere trat da hervor, und sagte zu den Zuschauern: „Der Tartüfe wird nicht gegeben, denn der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele.“ Erst im Februar 1669 wurde der Tartüfe in Paris gegeben, und mit so allgemeinem Beifalle, daß man ihn 3 Monate lang täglich wiederholen mußte. Noch jetzt haben die Franzosen den Geschmack an ihm nicht verloren.

Boileau (geb. 1636, † 1711), war jünger, als Moliere, und steht ihm auch im Ruhme nach. Sei-

ne Satyren gefielen den Franzosen durch ihre treffliche Schreibart, denn noch nie hat ein Franzose so schön in Versen geschrieben. In seinen poetischen Episteln wetteifert er mit Horaz, dem herrlichen Römer. Sein beissender Spott zog ihm viele Feinde zu, aber Ludwig XIV. berief ihn an seinen Hof, und ernannte ihn zu seinem Geschichtschreiber.

Einige merkwürdige Gelehrten Frankreichs dieser Zeit kann ich aus Mangel des Raums nur im Vorbeigehen anführen. Peter Bayle (1647—1706) war der Sohn eines reformirten Predigers in Foir; er änderte seine Religion mehr als einmal, und zweifelte an jedem Glauben, am katholischen und reformirten, und von einem Lande mußte er ins andere fliehen; um sein Brod zu gewinnen, gab er in der Fremde Privatunterricht für die heranwachsende Jugend. Seine Schriften brachten ihn in viele Händel mit der Censur; am berüchtigsten ist sein historisches und kritisches Wörterbuch, in welchem er Zweifel gegen die Religion vorträgt, ohne sein Urtheil auszusprechen. Tiefe Wissenschaft besaß Bayle nicht, sonst wäre er mit seiner eigenen Ueberzeugung wohl auf's Reine gekommen. Er wußte nicht einmal, welche herrlichen Entdeckungen Newton in der Naturlehre gemacht hatte, dieser unsterbliche Engländer, von welchem ich noch erzählen werde.

Peter Corneille (geb. 1606 zu Rouen, † 1684) leistete in der Tragödie, was sein Zeitgenosse Moliere in der Komödie. Die Franzosen nennen ihn den Großen, weil er erhabene Charaktere auf die Bühne brachte; das Sanfte und Liebliche blieb ihm fremd, und seine Stücke sind fast vergessen, da Moliere's Tartüfe noch immer gern gesehen und gelesen wird.

Joann Racine, ein Schüler des vorigen, ist noch berühmter als Tragiker. Als Jüngling machte er ein Hochzeitgedicht auf Ludwig's XIV. Vermählung, wofür der König ihm 10 Louisd'or und ein Jahrgeld von 600 Livres gab. Dies veranlaßte ihn, dem Rufe zum geistlichen Stande zu entsagen, und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Später lebte

er nur am Hofe, und die Hofgunst machte ihn glücklich. Als er zu den Betstunden der Maintenon gezogen wurde, ließ er sich von dieser bereden, durch eine Denkschrift dem Könige die Noth des unter den Verschwendungen des Hofes seufzenden französischen Volkes vorzustellen. Dies erbitterte den König, der nur Lobsprüche gewohnt war: Racine mußte den Hof meiden, grämte sich, und starb bald darauf.

So groß aber Corneille und Racine in der Tragödie auch waren, so konnten sie einen Hauptfehler des französischen Geschmacks nicht entfernen, und wir würden die tragischen Helden derselben belächeln, wenn wir sie sähen, wie sie damals auftraten. Aus der vaterländischen Geschichte durfte der Stoff der Tragödie nicht genommen werden, sondern nur aus der alten Geschichte, aber das Costüm mußte die damalige französische Hoftracht seyn. Theseus und Alexander der Große erscheinen mit einer Alongeperücke, Medea und Iphigenia in einem Reifrocke, und sie reden mitunter eine Sprache, wie die Menschen in den Antichambern Ludwig's XIV. Gerade so trat einmal zu Amsterdam in Adams Sündenfall Gott wie ein holländischer Handelsherr auf, in Pantoffeln und Schlafrock, die Tabakspfeife im Munde, und rief sehr ernsthaft: Adam, waar zyt gy? (Adam, wo seyd Ihr?)

§. 17.

Große franz. Kanzelredner unter Ludwig XIV.

Auch die geistliche Beredsamkeit errang in Frankreich unter Ludwig XIV. eine Vollkommenheit, von welcher sie nachher wieder gesunken ist.

Bourdaloue (geb. 1632, † 1704) trat 16 Jahr alt in den Jesuitenorden, und glänzte früh als öffentlicher Lehrer, mehr noch später als Prediger. Ludwig berief ihn 1670 an den Hof, vor ihm zu predigen, und 10 mal wurde dieser Ruf wiederholt, ein seltener Fall, da der beste Prediger kaum 3 mal wieder verlangt wurde. Hier an dem üppigsten Hofe, wo man von nichts sprach, als von den Hoffe-

sten des Monarchen, von den Siegen Türenne's und den Tragödien Corneille's und Racine's, trat Bourdaloue in diesen Zauberkreis mit dem Donner des göttlichen Wortes, und sagte dem Könige so gut, wie den Unterthanen, dreist die evangelische Wahrheit. Seine gefälligen Sitten nahmen die Herzen ein, sein Vortrag war der Fassungskraft seiner Zuhörer immer angemessen, einfach oder gelehrt. Als das Edict von Nantes aufgehoben wurde, ward auch er gebraucht, die Reformirten von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überzeugen, und er vollzog diesen Auftrag mit der Würde des Priesters und mit der Schonung des Menschenfreundes nicht ohne reichen Erfolg. In den letzten Jahren entzog er sich der Kanzel, widmete seine Stunden den Hospitälern und Gefängnissen, und starb mitten im Dienste der unglücklichen Menschheit.

Eben so liebenswürdig ist Massillon, 1663 in der Provence geboren. Er trat in den Orden des Oratoriums, und seine seltenen Talente und die Freundlichkeit seines Wesens, die jeden anzog, erweckten ihm viele Neider unter seinen Ordensgenossen, so daß er auszutreten wünschte. Der General seines Ordens rief ihn aber nach Paris auf die Kanzel, zu welcher Massillon anfangs keine Neigung hatte, aber bald entwickelte er hier eine Kraft des Gemüths, welcher nur das roheste Herz widerstehen konnte. Hatte Bourdaloue den Verstand angesprochen, so bewegte Massillon das Gefühl, und bald wünschte Ludwig XIV. ihn zu hören. Massillon mußte nach Versailles kommen, und nach der ersten Predigt sagte Ludwig zu ihm: „Wenn ich andere Prediger hörte, so war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden, da ich aber Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst." Massillon vermied den erkünstelten pathetischen Vortrag, der damals auf den Kanzeln in Frankreich Ton war; er sprach kunstlos, ja scheinbar nachlässig, oft mit geschlossenen Augen, bewegungslos wie eine Bildsäule, bis endlich das Feuer der Rede Bewegung in ihn brachte, und alles erschütterte. Dann wurde kein Laut in der

Kirche, kein Husten gehört. Einmal predigte er über das jüngste Gericht, daß die Stille sich in ein allgemeines Stöhnen verwandelte, als ständen die Sünder, die ihm zuhörten, schon wirklich vor dem Richter der Welt. Meine Leser thun wohl, wenn sie diese Predigt (von der geringen Anzahl der Auserwählten) selbst lesen; die treffende Stelle werden sie leicht herausfinden. Der berühmte Schauspieler Baron hörte einmal eine Predigt von Massillon, und sagte beim Schlusse: „Das ist ein Redner, wir sind Komödianten!" Am meisten glänzte Massillon unter Ludwig XV., dem folgenden Könige; er wird uns da schon wieder begegnen. Zur Belohnung seiner Verdienste ernannte man ihn zum Bischofe von Clermont, er war aber so arm, daß ein Freund die darauf gehenden Kosten bezahlte.

Die Reformirten in Frankreich hatten zu gleicher Zeit einen berühmten Prediger an Saurin, doch ist er nie in Frankreich angestellt gewesen. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, kam er als 8jähriger Knabe nach Genf, diente nachher als Soldat, kehrte aber zur Theologie zurück, und predigte erst 5 Jahre lang in London, dann bis an sein Ende vor der französischen reformirten Gemeinde im Haag, und zeigte sich immer als ein religiöser Mann, voll Haß gegen die Laster, voll Liebe für Menschenwohl. Seine Predigten füllen 10 Bände, und sind in viele Sprachen übersetzt.

§. 18.

Die Trappisten.

(1664.)

Ich kann Frankreich in dieser Periode nicht verlassen, ohne der Stiftung eines ausserordentlich strengen geistlichen Ordens zu erwähnen.

Armand Jean le Bouthillier de Rancé, geboren 1626 zu Paris, widmete sich mit vielem Erfolge den Wissenschaften, und wurde früh mit geistlichen Pfründen überhäuft. Unter andern war er

Domherr zu Notre Dame in Paris und Abt zu la Trappe in der Normandie. Er führte ein weltliches, sogar ausschweifendes Leben, bis Gottes Gnade ihn plötzlich bekehrte. Als er einst von einer Reise nach Paris zurückkehrte, und die Frau v. Montbazon, seine Freundinn, besuchen wollte, fand er beim Eintritte ins Zimmer ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. (Sie war nämlich kurz vorher gestorben, und man hatte ihr den Kopf ablösen müssen, weil der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz ausgefallen war.) Dieser Anblick erschütterte den gefühlvollen Rancé so sehr, daß er auf der Stelle beschloß, sein übriges Leben der strengsten Buße zu widmen. Er gab all sein Vermögen, 300,000 Livres, dem Hotel-Dieu in Paris, legte alle seine Pfründen nieder bis auf die Abtei la Trappe, und nachdem er die Mönchsgelübde abgelegt, bezog er die schauerliche Einöde la Trappe. Diese liegt 34 Stunden nordwestl. von Paris, unweit Montagne, im jetzigen Depart. der Orne, in einem von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale; kein gebahnter Weg führt hin, man muß sich nach dem Stande der Sonne und nach den Kennzeichen der Bäume richten, und eben von diesem schwierigen Eingange rührt der Name la Trappe, d. h. Fallthür. Seit 1140 wohnten in la Trappe schon Cisterzienser, diese waren aber im 16. Jahrhundert so verwildert, und machten durch Raub, Mord und andere Unthaten die Gegend so unsicher, daß man sie nur die Banditen von la Trappe nannte. Nun kam der reuige Rancé nach la Trappe, kaufte die noch vorhandenen 7 Mönche durch eine Pension aus, und berief Franciscaner der strengen Observanz, deren Regel er aber noch bedeutend schärfte. So entstand 1664 der Orden der Trappisten. Ein Trappist darf nie einen Fuß aus dem Kloster setzen, in welchem er eingekleidet ist, und von den Begebenheiten in der Welt und den Schicksalen seiner Verwandten erfährt er nichts. Fleisch, Wein und Butter ist ihm immer untersagt, und die karge Nahrung besteht aus Gemüse und Früchten. Täglich wird 11 Stunden im

Chor gesungen, an Festen noch länger, und der Gesang ist hoch, ermüdend. Die übrige Zeit wird mit saurer Feld- und Gartenarbeit zugebracht, und kein Wort darf über die Zunge kommen, als das Memento mori, der Tagesgruß. Abends gräbt jeder an seinem künftigen Grabe, und schläft dann auf einem Brette. Am Eingange von la Trappe steht die Inschrift:

C'est ici que la mort et la vérité
Elévent leur flambeau terrible,
C'est de cette demeure au monde inaccessible
Que l'on passe à l'éternité.

Der fromme Stifter hinterließ viele Schriften über das Bußleben, und starb im October 1700 auf einem Aschenlager. *)

III. Die Spanier und Portugiesen.

§. 19.

Das Haus Braganza in Portugal.

(Seit 1640.)

Im vorigen Bändchen haben wir Spanien und Portugal unter der Regierung Philipps III. verlassen. Diesem schwachen Könige folgte sein noch schwächerer Sohn Philipp IV., der lieber seinen klugen Minister Olivarez regieren ließ. Portugal wurde noch immer stiefväterlich behandelt; der spanische Minister, der eine Rebellion Portugals wohl

*) Die französische Revolution zerstreute die Trappisten durch Deutschland, Rußland, England und Nordamerika; der Hauptstamm kam 1801 ins Paderbornsche, 1802 in den Canton Freiburg, und 1812 gab ihm der Erbdroste (Freiherr zu Vischering) bei Darfeld im Münsterischen eine gastliche Aufnahme. Als sie aber 1815 ihr Stammkloster la Trappe durch Kauf wieder an sich gebracht hatten, kehrten sie 1816 dahin zurück, und 1818 zählte man dort schon wieder 100 Trappisten. Die Julirevolution 1830 hat ihre Ruhe abermals gestört.

voraussah, verkaufte fleißig dessen Krongüter, deren Ertrag nach Spanien wanderte — man wollte das Lamm scheeren, so lange man es noch besaß. Diese Behandlung verdroß die Portugiesen immer mehr. Der Herzog Joann v. Braganza, noch ein Verwandter des unglücklichen ehemaligen Königs Sebastian (Seite 118 des 6ten Bändchens), machte Ansprüche auf den Thron Portugals, das Volk war damit zufrieden, und als Philipp IV. einmal alle seine Truppen gegen rebellische Spanier brauchte, und in Lissabon kein einziger Soldat war, schritt man fröhlich zum Werke. Die Portugiesen riefen am 1sten December 1640 den Herzog von Braganza als Joann IV. zum Könige aus, rissen alle spanischen Wappen ab, verjagten alle spanischen Beamten, nahmen die spanischen Schiffe im Hafen in Beschlag, und vertilgten alle Zeichen der spanischen Herrschaft. Nur 3 Personen verloren bei dieser Revolution ihr Leben, in einem einzigen Tage war die ganze Arbeit abgethan. Olivarez verkündigte seinem Könige den Vorfall als etwas Erwünschtes. „Sire — sagte er — der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich König von Portugal zu nennen; dadurch fallen alle seine Güter Ew. Majestät anheim.“ „Gut — antwortete Philipp — so lasset sie einziehen.“ Aber sie wurden nicht eingezogen, Philipp hatte mit seinen rebellischen Spaniern vollauf zu thun, er mußte das kleine Portugal fahren lassen, zu seiner großen Schande.

Joann von Braganza eröffnete ein neues Regentenhaus, welches noch jetzt in Portugal regiert. Er starb 1656, und hinterließ zwey Söhne, Dom Alfonso und Dom Pedro. Der älteste, Dom Alfonso, bestieg den Thron, und ließ sich eine Braut aus Frankreich kommen, Maria Francisca v. Nemours, eine französische Prinzessinn. Und nun ereignete sich eine sonderbare Geschichte. Die junge Königinn kündigte nach einem Jahre ihrem Gemahle die Ehe auf, und bot die Hand ihrem dermaligen Schwager Dom Pedro. Die Stände waren damit zufrieden, König Alfonso wurde als Staatsgefan-

gener nach den Azoren gebracht, Dom Pedro als Regent ausgerufen, und Maria Francisca heirathete ihn. Dom Alfonso wurde nachher in ein Landhaus bei Lissabon quartirt, und lebte wohlverwahrt noch ganze 15 Jahre, bis 1683, da erst nahm Dom Pedro den Königstitel an.

Peter I. regierte bis 1706 nicht unrühmlich. Er schloß einen Frieden mit den Holländern, die ihm das reiche Brasilien wiedergaben. Die Franzosen standen ihm heimlich gegen Spanien bei, daß endlich auch dieses Reich in einem feierlichen Frieden Portugals Unabhängigkeit anerkennen mußte.

§. 20.

Die beiden letzten Oestreicher in Spanien.

(1621—1700.)

Philipp IV. von Spanien lebte bis 1665. Obgleich das Reich verarmt war, so mischte er sich doch, von Olivarez gereizt, in den 30jährigen Krieg, welches neue Ausgaben machte. Diese wollte man durch neue Steuern decken. Da rebellirten die Katalonier und die Neapolitaner, und kaum reichten die Kräfte des Staates hin, diese Provinzen zu behaupten. Im westfälischen Frieden mußte Spanien die Unabhängigkeit Hollands anerkennen, Portugal hatte es schon 8 Jahre früher verloren, wie eben gesagt ist. Mit Frankreich hatte Spanien unaufhörlich Krieg seit Kaiser Carl V.; die Händel wurden beigelegt in dem pyrenäischen Frieden 1659, von welchem schon in der französischen Geschichte Rede gewesen ist. Zum Unterpfande des Friedens heirathete Ludwig XIV. von Frankreich Philipp's IV. Tochter Maria Theresia, doch mußte diese zuvor auf die Erbfolge in Spanien verzichten, damit Spanien nicht unter französische Herrschaft geriethe, denn Maria Theresia's Bruder, der spanische Erbprinz Carl, versprach kein langes Leben.

Dieser Prinz Carl war ein Knabe von 4 Jahren, als sein Vater starb. Anfangs regierte seine

Mutter für ihn, und als er selbst unter dem Namen Carl II. den Thron bestieg, hatte er gar keine Kraft, das unglückliche Spanien und das nicht unedle Volk etwas aufzurichten. In vielen Gegenden des Landes hatte man gar kein Silbergeld mehr, und als auch das Kupfergeld ausging, mußte man Tauschhandel treiben, wie die Wilden. Der König konnte seinen Dienern das Jahrlohn nicht mehr zahlen; seine Lakaien verkauften ihre Livree, um nicht zu verhungern. Er selbst konnte kaum noch für 15% Capitalien geliehen bekommen. Dabei wurde er vier mal schwer bekriegt von seinem eigenen Schwager, Ludwig XIV. von Frankreich, und unterlag immer. Doch war die spanische Monarchie noch immer ein Ganzes, aus dem sich etwas schaffen ließ: ausser Spanien gehörten zu ihr Neapel, Mailand, die südlichen Niederlande und die reichen Länder in Amerika. Als daher Carl II. sich seinem Tode näherte, zog Ludwig XIV. gelindere Saiten auf, machte Frieden mit Spanien, und suchte wenigstens etwas von der Erbschaft zu erschnappen, denn Kinder hinterließ Carl II. nicht. Der nächste Erbe Spaniens war wohl das Haus Oestreich in Deutschland, aber die übrigen europäischen Mächte wollten nicht, daß Oestreich eine Universalmonarchie bildete, und um einen schweren Krieg zu vermeiden, war Kaiser Leopold damit zufrieden, daß die spanische Monarchie getheilt würde. Ausser Oestreich, welches das Stammhaus des bisherigen spanischen Könighauses war, wollten Frankreich und Baiern erben. Frankreich war mit Spanien verschwägert, denn Ludwig XIV. hatte zur ersten Gemahlinn Carl's II. Schwester gehabt, und sein Dauphin war der Sohn derselben, sein Enkel Philipp von Anjou auch der Enkel derselben. Maximilian Emanuel von Baiern hatte zur Gemahlinn Carl's II. Nichte. Nach mehrern Projecten schlug nun Ludwig XIV. vor, sein Dauphin solle Neapel, Sicilien und Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen Mailand zur Entschädigung bekommen, Spanien aber und Indien solle der kaiserliche Erbprinz erben. An Baiern wurde nicht ge-

dacht. Kaiser Leopold war mit diesem Tractate zufrieden, England und Holland bestätigten ihn als Vermittler, und alles schien friedlich abzulaufen.

Aber leider, Carl II. selbst wollte von keiner Theilung der schönen spanischen Monarchie wissen, und vermachte anfangs das ganze dem Erbprinzen Baierns. Als Oestreich und Frankreich dieses merkten, bewegten sie alles, das schlimme Testament umzustoßen, und es gelang ihnen, doch Ludwig gewann dem Oestreicher den Vorsprung ab. Carl II. legte im Escorial auf Carls I. und Philipps II. Grab sein Testament, daß der Prinz Philipp von Anjou die ganze spanische Monarchie erben solle. Dies wurde ganz geheim gehalten. Carl II. starb 1700 am Feste aller Heiligen, und da wurde das Testament bekannt. Kaiser Leopold war dadurch sehr erzürnt, England und Holland hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, Ludwig XIV. selbst stellte sich betroffen. Die Spanier waren halb erfreut, daß der Franzose jetzt ihr Schützer sey, und riefen den Prinzen von Anjou als Philipp V. zum Könige von Spanien aus. Ludwig XIV. mußte seinen Enkel wohl unterstützen, und darum versprach er dem Kurfürsten von Baiern die spanischen Niederlande, die derselbe schon als spanischer Statthalter verwaltete, als souveraines Eigenthum. So wurde dieser gekörnt, daß er ein treuer Bundesgenosse der Franzosen wurde. Aber Oestreich machte nicht so leichtes Spiel: es hatte kurz vorher einen Feldherrn gewonnen, der mehr als eine große Armee galt. — den Prinzen Eugenius von Savoyen, gewöhnlich Prinz Eugenius genannt, und so wagte es einen langwierigen Krieg ohne Furcht. Auch war es leicht mit England und Holland verbündet; Preußen, eben erst durch des Kaisers Begünstigung zum Königreich geworden, stellte dem Kaiser Streiter zu Tausenden, Hannover, ein neues Kurfürstenthum, deßgleichen; aber alle diese Hülfsmittel wog Prinz Eugenius auf, den ich erst näher beschreiben muß.

§. 21.

Prinz Eugenius.

(Geb. 18. Octob. 1663, † 1736.)

Dieser größte Held seines Jahrhunderts war seiner Geburt nach ein Franzose, denn er wurde zu Paris geboren, und sein Vater, Eugen Moritz, aus dem Hause Savoyen, Graf von Soissons, befehligte die Schweizergarde in Frankreich. Die Mutter war Olympia Mancini, Nichte des Cardinals Mazarin. Eugen wuchs am französischen Hofe heran, weil er aber einen schwächlichen Körper zu haben schien, und klein von Statur blieb, so bestimmten seine Eltern ihn zum geistlichen Stande, zumal da er ein sanftes, religiöses Gemüth hatte, welches er auch bis in sein Alter bewahrte. Aber zum geistlichen Stande hatte er doch gar keine Lust, obgleich Ludwig XIV. ihn schon immer das Abbéchen *) nannte. Als er 20 Jahr alt war, bat er den König um ein Dragonerregiment, wie seine älteren Brüder schon hatten; aber Louvois haßte die Familie, und so belächelte Ludwig den Einfall Eugens, und rieth ihm, ein Abbé zu werden. Als bald darauf Oestreich Krieg mit den Türken bekam, baten mehrere französische Offiziere um Urlaub, unter den Oestreichern gegen den Erbfeind der Christenheit zu streiten. Schon waren zwei Brüder Eugens unter den Kaiserlichen. Auch Eugen bat sich von Ludwig XIV. die Erlaubniß aus, in kaiserliche Dienste zu treten, und wurde verächtlich entlassen. Leopold nahm ihn wohlwollend auf, und schickte den Volontair nach Raab in Ungarn. Hier lernte Eugen den Dienst von unten auf, und bewies in allen Gefechten die größte Kaltblütigkeit. Dennoch verachteten ihn anfangs die alten Soldaten, und meinten, der kleine Kapuziner werde nicht vielen Türken den Bart ausraufen. Er trug nämlich gewöhn-

*) In Frankreich heißt jeder Priester Abbé, Abt.

lich einen braungrauen Mantel von grobem Tuch. Aber der kleine Kapuziner that sich beim Entsatze Wiens unter Sobiescy sehr hervor, daß der Kaiser ihn zum Obersten ernannte, und ihm ein Dragonerregiment gab, das lange Ziel seiner Wünsche. In vier darauf folgenden Türkenkriegen legte er mit seinen Dragonern so großen Ruhm ein, daß Louvois vor Aerger vergehen wollte, und zornig sagte: „Der soll gewiß sein Vaterland nicht wieder betreten." Eugen vernahm diese Aeußerung, und erwiderte: „Ganz gewiß werde ich zurückkommen, dem Louvois zum Trotz!" Er hielt Wort: Leopold ernannte ihn zum Feldmarschall, und sandte ihn in dem dritten Raubkriege Ludwigs gegen Frankreich. Eugen demüthigte den berühmten Catinat in Italien, stand siegreich auf Frankreichs Boden, wurde dann Commandant von Turin und kaiserlicher Generalfeldmarschall. Nun wollte der stolze Ludwig das Abbéchen wieder in seine Dienste locken: er bot ihm die Statthalterschaft über die Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und alle Jahre 2000 Louisd'or Gehalt. Eugen antwortete den Boten des Königs: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich kaiserlicher Generalfeldmarschall bin, welches leicht so viel sagen will, als königlich-französischer Marschall. Geld habe ich genug, so lange ich meinem Kaiser treu diene, und zwar mehr Geld, als ich verlange."

Diese dankbare Treue gegen das Kaiserhaus ist nicht seine einzige Tugend. Er war so bescheiden, daß er in seinen Siegesberichten wohl der Fehler des Gegners und der Klugheit und Tapferkeit seiner Unterfeldherren erwähnte, nicht aber der Weisheit seiner getroffenen Maßregeln. Nie wollte er sich über andere erheben. Mitten im Kugelregen stand er so ruhig, als säße er an seinem Schreibtische. Das Menschenblut hielt er für heilig, und nicht einen Mann opferte er unnütz auf. In den Hospitälern sah er täglich selbst nach den Kranken, und fragte sie, ob ihnen etwas abgehe, und wehe den Wärtern und Aerzten, wenn die Klagen der Kranken gegründet befunden wurden! War Zahlungstag, so er-

hielt jeder Soldat pünktlich sein Geld, sollte Eugen auch aus seiner Kasse vorstrecken müssen. In den Winterquartieren verschaffte er seinen Soldaten alle möglichen Bequemlichkeiten und Erholungen. Für diese Sorgfalt ward er auch als Vater von ihnen geliebt, aber die Nachlässigen mußten ihn eben so sehr scheuen, denn er forderte die strengste Pünktlichkeit im Dienste. Ausreisser, die man wieder eingefangen hatte, schoß er wohl mit eigener Hand nieder. — In freien Stunden entwarf er Pläne für mögliche Fälle, zum Vergnügen, der Schlaf dauerte ihm nur 3 Stunden, den Rest der Nacht benutzte er für die Mathematik und Geschichte, oder er betete. Die äussern Religionsübungen benutzte er fleißig, sein Herz zu heiligen, und hielt auch seine Krieger zur Religiösität an. Man hat noch Gebete, die er mit seiner Feder entworfen hat. Er war ein Feind der Unzucht, und in diesem Punkte möchte nicht leicht ein anderer großer Feldherr früherer oder späterer Zeit ihm gleich stehen.

Das Aeussere dieses großen Mannes fiel nicht sehr auf, doch hatte sein kleiner Körper viel Gewandtheit, sein Auge viel Feuer, die Blässe seines Jünglingsgesichtes verlor sich im höheren Alter, seine Haltung war heldenmäßig, seine Stimme männlich, stark, und im Gespräche faßte er seinen Mann scharf ins Auge. Für einen Franzosen sprach er sehr langsam und bedächtig, und glich darin mehr dem Deutschen; sonst hatte er ein schwarzes Haar und schwarze Augen und eine lange Nase, die immer mit Spaniol gefüllt war, weshalb er seinen Mund immer offen hielt, um athmen zu können. Sein schwarzes Haar wurde früh grau, und da trug er eine große Alongeperücke nach dem Geschmacke des Zeitalters.

§. 22.

Anfang des spanischen Erbfolgekrieges: Prinz Eugen steigt über die Alpen.

(März 1701.)

Seine schönsten Lorbern pflückte Eugen im spanischen Erbfolgekriege, denn so nennt man den 13jährigen Kampf um die Erbschaft der spanischen Länder. Prinz Eugenius sammelte seine Truppen zu Roveredo an der Gränze Tyrols; Preußen und Oestreicher folgten freudig dem Feldherrn, der ihr Landsmann nicht war, und ihre Sprache nicht redete. Er wollte in Italien einbrechen, aber die Franzosen hatten schon alle Alpenpässe jenseits besetzt, und Catinat meinte, der Eugen solle wohl wieder nach Hause gehen müssen. Doch Prinz Eugenius bestieg die Alpen wie ein zweiter Hannibal. Der Berg Balbi war von den Franzosen nicht besetzt, weil derselbe schon für sich eine Vormauer schien. Eugen gab einigen Regimentern Hacken, Bohrer und Pulver, und in wenig Wochen war ein Weg durch den Felsen gesprengt, 6 Meilen lang, 9 Fuß breit, und die ganze Armee zog hinüber. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer war, faßten die Soldaten mit an, und Catinat sah den Feind von dem Gebirge bis nach Verona hinabgleiten, ehe er es verhindern konnte. Bald darauf wurde er vom Prinzen Eugenius tüchtig aufs Haupt geschlagen, und zum Rückzuge genöthigt. Ludwig berief den Catinat nach Hause, und schickte den Marschall Villeroi hin mit dem Befehle, den Eugen zu schlagen. Villeroi schlug, aber zu seinem Schaden, denn er wurde geschlagen, 2500 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld gegen wenige Deutsche, und als endlich Villeroi in Mailand sein Winterquartier bezog, überfiel ihn Eugen noch (1. Febr. 1702), nahm ihn gefangen, und schickte ihn unter guter Bedeckung nach Wien, worüber Madame Maintenon untröstlich war, denn eben sie hatte den Villeroi empfohlen.

§. 23.

Der Engländer Marlborough.

(Geb. 1650. † 1722.)

In England waren unterdessen wichtige Veränderungen vorgegangen, die ich erst in der englischen Geschichte erzählen werde. Der König aus dem Hause Stuart war verjagt, und an seiner Stelle hatte man seinen Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, auf den Thron gerufen. Seine Gemahlinn Maria, die Tochter des vertriebenen Königs, starb noch vor ihm, und ihre Schwester Anna erbte den Thron, da Wilhelm keine Kinder hinterließ.

Diese Anna hatte schon als Prinzessinn eine glühende Freundschaft für eine gewisse Lady Marlborough (spr. Malbro) gefasset, deren Gemahl Marlborough bei ihrem Vater, dem nachher vertriebenen Könige Jacob II., viel galt. Selbst Ausländer nannten den Marlborough nur den schönen Engländer wegen seiner hübschen Körpergestalt. Als Anna sich einmal mit ihrer Schwester, der Königinn Maria, entzweite, und den Hof verlassen mußte, verlor auch Marlborough seine Würden, und wurde vom Hofe verbannt. Aber Anna blieb in Verbindung mit der Lady, welche sie ihre Freimund nannte, sah sie täglich, und versicherte mündlich und schriftlich, sie könne nicht leben ohne ihre Freimund, und wenn Freimund ihre Freundinn nicht mehr sey, so werde sie sich einschließen, und kein menschliches Wesen mehr sprechen. Wie hätte die Lady da nicht bauen sollen auf die ewige Dauer dieser Freundschaft!

Als Anna den Thron bestieg, wurde Marlborough gleich wieder an den Hof gerufen, und erhielt das Commando gegen die Franzosen im spanischen Erbfolgekriege, denn England war mit Oestreich verbündet. Marlborough sollte in den Niederlanden gegen Frankreich wirken, wie Prinz Eugenius in Italien. Es gereicht Marlborough zur Ehre, daß er

ein so guter Vater war. Noch vor dem Ausbruche des Krieges, da er einmal von seiner Gemahlinn getrennt war, aber seine Kinder bei sich hatte, schrieb er seiner Gemahlinn am Schlusse eines Briefes: „Du kannst nicht glauben, welche Freude ich mit den Kindern habe. Wenn ich nach Hause komme, so wollen sie immer bei mir seyn; sie umschlingen mich mit ihren Aermchen, und liebkosen mir immerfort. Die Jette, das ältere Töchterchen, hängt sich an meinen Arm, und will mit Gewalt ihrer guten Mutter schreiben. Das Persönchen hindert mich, weiter zu schreiben; ich bitte dich nur noch, mich immer so zu lieben, wie ich dich liebe: dann werden wir immer glücklich seyn. — Nachschrift: Ich küsse Dir die Hände, meine theure Mama! Dein Jettchen."

Kaum trat Marlborough in den Niederlanden auf, so ließ der König von Preußen ein ansehnliches Heer zu ihm stoßen, auch der Kurfürst von Trier, und fast alle Städte des Kurfürsten von Cöln wurden von Marlborough erobert, denn Cöln hielt mit Baiern. Auch das deutsche Reich erklärte einmal mit Kraft den Franzosen den Krieg, weil der Tag der Rache gegen diese Landverwüster gekommen schien; denn halb Europa war nun gegen die Franzosen bewaffnet, Oestreich, England, die Niederlande, Portugal, Savoyen; und Frankreich hatte nur einen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Baiern. Im Jahre 1703 vereinigte sich eine große französische Armee mit den bairischen Truppen, und es wurden mehrere kaiserliche Städte genommen, aber aus Tyrol wurden die Baiern, die das Land schon fast ganz eingenommen hatten, von dem tapfern Landvolke wieder verjagt.

§. 24.

Schlacht bei Höchstädt.

(13. Aug. 1704.)

Im folgenden Jahre 1704 suchten die Verbündeten einzuholen, was bisher versäumt war. Marl-

borough eilte aus den Niederlanden herbei, und vereinigte sich mit den beiden größten kaiserlichen Generalen Ludwig von Baden und Eugenius. Marlborough und Eugenius sahen sich hier zum ersten male in ihrem Leben, und betrachteten einander mit Bewunderung, ohne Neid. Eugenius pries die herrliche englische Reiterei, und sagte: „Was mir aus den Blicken dieser wackern Krieger entgegenblitzt, verbürgt den Sieg." Marlborough erwiderte artig: „Ew. Durchlaucht Gegenwart hauchet ihnen das Feuer ein, welches Sie mit Wohlgefallen in ihren Augen lesen."

Beide Feldherren handelten nun gemeinschaftlich in Baiern. Den zu bedächtigen alten Prinzen von Baden schickten sie listig fort, Ingolstadt zu belagern, sie selbst aber beschlossen, der ihnen überlegenen bairisch-französischen Armee kühn auf den Leib zu rücken. Beim Flecken Höchstädt unweit der Donau war die Schlacht Mittwochs den 13ten August. Marlborough führte den rechten Flügel, immer heimlich betend — er sagte nachher, nie habe er so viel gebetet, wie bei Höchstädt — Eugen focht auf dem linken Flügel, wo die Baiern standen. Mehrmals wichen die Engländer und Kaiserlichen, aber immer faßten sie sich wieder. Einen fliehenden englischen General drehte Marlborough um, und sagte: „Mein Herr, dort ist der Feind!" Am Abend lagen 20000 Franzosen und Baiern zu Boden, 15000 waren gefangen, auch der französische Anführer, Marschall Tallard, mit 800 Offizieren. Die Sieger erbeuteten die Kriegskasse, 5300 Munitions- und Fouragewagen, 140 Kanonen, 300 Fahnen und Feldzeichen. Dieser herrliche Sieg war eine Rache für die vielen früheren Gräuelthaten der Franzosen in Deutschland, denn die französische Armee war so gut wie vernichtet.

Marlborough und Eugen besuchten noch an demselben Abend den gefangenen Tallard, der verwundet und trostlos in einem Zelte saß. Marlborough sagte ihm viel Verbindliches über seinen edeln Charakter, und bedauerte sein Mißgeschick. Tallard er-

widerte: „Sie haben die bravsten Truppen von der Welt geschlagen.“ Marlborough antwortete lächelnd: „Sie werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen. Wodurch können wir Ihre bedauernswürdige Lage erträglicher machen?“ Tallard bat um seinen Wagen, welcher für einen Kranken bequem eingerichtet sey, und gleich wurde ein Trompeter in's französische Lager geschickt, welcher den Wagen brachte.

Der Kurfürst von Baiern mußte nun nach Frankreich fliehen, seine Gemahlinn und 5 Kinder verspäteten sich in München. Als Marlborough von dem Kurfürsten einen offenen Brief an die Kurfürstinn erhielt, mit der Bitte, denselben an seine Adresse gelangen zu lassen, beförderte er ihn durch einen Trompeter gleich nach München, und ließ der Kurfürstinn sagen, ihre Antwort werde redlich besorgt werden.

Das ganze Baierland erhielt nun kaiserliche Verwalter, und die Deputirten des Kurfürsten wurden aus Regensburg vom Reichstage verwiesen. Marlborough ward vom Kaiser zum Fürsten des heil. römischen Reiches ernannt, und sein Name ertönte in deutschen Volksliedern bis auf den heutigen Tag. Im Spätherbste ging er nach London, Eugenius nach Wien; die Franzosen verließen Trier freiwillig, denn lange waren sie nicht so gedemüthigt worden. Ihr Marschall Tallard mußte zu London als Kriegesgefangener sitzen, so lange der Krieg dauerte, und das waren noch 9 Jahre.

§. 25.

Der Krieg in Spanien selbst.

Indessen hatte der französische Prinz unter dem Namen Philipp V. Spanien schon 3 Jahre ruhig regiert, als sich der Erzherzog Carl unter dem Titel Carl III. von Spanien von den Engländern und Holländern endlich auch nach Spanien bringen ließ. Er landete in Portugal mit 12000 Engländern und Holländern; zu ihnen stieß ein Heer Por-

tugiesen, und nun brachen im Frühlinge 1704 Peter II. von Portugal und Carl persönlich nach Spanien auf. Die verbündete Flotte nahm den 4ten August d. J. Gibraltar weg, welches die Engländer noch bis auf den heutigen Tag besitzen. Sonst waren die Fortschritte der Verbündeten unbedeutend, nur Katalonien, Arragonien, Navarra und Valencia erklärten sich warm für Carl von Oestreich, aber nur aus altem Hasse gegen Kastilien, welches der französischen Partei ergeben war. Die Engländer, Holländer und viele Deutsche waren den Spaniern als Ketzer ein Gräuel, und wo der spanische Bauer einen einzelnen alliirten Soldaten traf, da machte er ihn nieder, selbst in Arragonien (das doch gut kaiserlich war), zumal da man nicht wissen konnte, wer von beiden Königen die Oberhand behalten werde.

Im Mai 1706 rückten 42000 Portugiesen, Engländer und Holländer weiter vor, Philipp V. mußte aus Madrid fliehen, und die Verbündeten nahmen es ein. Carl III. stand bei Saragossa, und wurde nichts davon gewahr, daß die Hauptstadt für ihn erobert sey, denn die Castilier fingen alle Briefe auf, welche ihm aus Madrid von den Verbündeten gesendet wurden, und in Madrid sprengte man das Gerücht aus, er sey eben gestorben. Die Leute in Madrid waren so erbittert, daß man die Eroberer zu Tausenden vergiftete: 6000 Portugiesen starben in den Hospitälern. Endlich erfuhr Carl die Einnahme Madrids, und ging hin. Der portugiesische General zog aus, ihn zu empfangen, und ließ nur einige hundert Mann als Besatzung zurück. Hurtig rückte hinter ihm Philipp V. wieder in Madrid, und Carl kehrte nach Barcellona zurück. Der englische General, des unnützen Hin- und Herziehens satt, ließ sich sogar nach Hause rufen.

Doch behauptete Carl sich fortwährend in Arragonien und Katalonien, und in jedem Sommer wurden kleine Feldzüge gemacht, ohne große Schlachten, aber doch zum größten Verderben des Landes. Eroberte die eine Partei ein Städtchen, so wurden alle

männlichen Bewohner niedergemacht, die Weiber barbarisch behandelt, dann der Ort geplündert, und durch Feuer völlig vernichtet. Mehrere Städte in Spanien verschwanden auf diese Weise, und sind noch nicht wieder erbauet. Man rechnet, daß die Bewohner Spaniens in dem Erbfolgekriege um 2 Millionen vermindert seyn.

§. 26.

Schlacht bei Ramillies.

(23. Mai 1706.)

Am 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold I., und sein ältester Sohn Joseph I. bestieg den Thron. Dieser erklärte, er werde den Krieg für seinen Bruder Carl aus allen Kräften fortsetzen, und seinen Bundesgenossen immer treu bleiben. Prinz Eugenius wurde nach Italien geschickt, Marlborough und Baden an den Rhein. Der bedächtige Baden hinderte aber alle kühnen Thaten, so daß sich Marlborough allein nach den spanischen Niederlanden hinaufzog. Hier stand der französische Marschall Villeroi bei Löwen verschanzt, und war Willens, bei guter Gelegenheit nach Holland vorzudringen. Marlborough lockte ihn aus seinem Lager in die Ebene beim Dorfe Ramillies, und der unverständige Heerführer nahm einen sehr ungünstigen Platz mit seinen Schaaren. Die Tapferkeit der Franzosen konnte nicht ersetzen, was ihr General versehen hatte. Marlborough's Falkenblick erspähete jeden Fehler des Feindes, und benutzte ihn schnell. Die Schlacht war mörderisch. Als Marlborough über einen Graben setzte, stürzte sein Pferd. Ein Oberst bot ihm das seinige an, während er aber seinem Feldherrn den Steigbügel hielt, nahm eine Kugel ihm den Kopf. Marlborough sprengte in die Feinde, und der Sieg war errungen, ein Sieg wie bei Höchstädt, denn über 20000 Franzosen waren getödtet, verwundet oder gefangen, 88 Kanonen, die Kriegskasse, das ganze Gepäck und 80 Fahnen erbeutet, selbst die

Standarten der französischen Garde. Drei Monate vergingen, daß die Franzosen, die dem Tode entrannen, sich wieder zusammen finden konnten.

Am folgenden Tage meldete Marlborough seiner Gattinn den Sieg. „In meinem letzten Schreiben, theuerste Seele — schreibt er — meldete ich dir nichts von meinem Vorhaben, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Ich kenne deine Besorgnisse, und wollte sie dir dieses mal ersparen. Nun kann ich dir die frohe Bothschaft geben, daß wir am gestrigen Sonntage gefochten haben, und daß es dem Allmächtigen gefallen hat, uns einen glänzenden Sieg zu verleihen.“

Marlborough benutzte auch den glänzenden Sieg. Wie scheue Hasen liefen Villeroi und der Kurfürst von Baiern in dessen Gefolge mit allen Franzosen nach Brüssel, und Marlborough, der hinter ihnen war, ließ sie gar nicht zu Athem kommen. Löwen, Mecheln, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und viele andere Städte öffneten auf Befehl des Siegers ihre Thore, die stärksten Festungen folgten nach einer kurzen Belagerung, in den spanischen Niederlanden war kein Franzose mehr zu sehen, und die Bewohner huldigten Carl dem Dritten; in Brüssel ward ein Staatsrath zur Verwaltung angeordnet.

§. 27.

Schlacht bei Turin.

(7. Sept. 1705.)

So war eine Provinz Spaniens den Franzosen entschieden genommen. Eine andere entriß ihnen Prinz Eugenius in demselben Jahre. Dieser stand damals wohlverschanzt unweit Verona, und hatte nur 24000 Mann. Die Franzosen, 38000 Mann stark, belagerten Turin, die einzige Stadt, welche der Herzog von Savoyen noch besaß: ihre Behauptung hatte er dem kaiserlichen Feldmarschall Daun anvertraut, um sich selbst im Felde versuchen zu können. Ausserdem stand noch ein mächtiges Heer Franzosen unter den Befehlen des Herzogs

von Orleans und des Grafen von Marsin, 42000 Mann stark, in der Nähe, so daß die ganze französische Macht in Italien 80000 Mann betrug. Dennoch verließ Prinz Eugenius kühn seine Schanzen bei Verona, führte sein Häuflein mitten durch feindliche Vorposten nach Piemont, und vereinigte sich zum Erstaunen der Franzosen mit dem Herzoge von Savoyen, der 18000 Mann unter seinen Fahnen hatte. So betrug nun das verbündete Heer 42000 Mann, und von dieser Mannschaft befürchteten die 80000 Franzosen gar keinen Angriff. Aber am 7. Sept. Morgens 4 Uhr, als der Tag noch kaum graute, rückte Prinz Eugenius gegen die Linien vor Turin. Die Belagerer geriethen in Bestürzung, welches Eugenius von einem Hügel her bemerkte, und froh darüber sagte er: Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen. Die Franzosen begannen ein starkes Feuern, die Deutschen rückten schweigend weiter, doch auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zugleich, dann schwiegen sie einige Sekunden, dann krachten sie wieder alle zusammen, und immer wiederholte sich in Zwischenräumen dies entsetzliche Krachen, bis man vor den Linien stand. Der alte Dessauer stieg mit seinen Preußen zuerst hinan, dann folgten die Würtemberger, Sachsen und andere. Zugleich that Daun einen Ausfall aus Turin, so daß die Franzosen zwischen zwei Feuer kamen. Dennoch wehrten sie sich tapfer, und schlugen die Preußen zweimal aus den Linien. Endlich wurden sie übermannt: über 10000 Todte und Verwundete lagen auf der Wahlstatt; der Marschall war ebenfalls verwundet, gerieth in Gefangenschaft, und verschied am folgenden Tage. Nicht 1600 Mann blieben von der großen Armee zusammen, alle nahmen die Flucht über die Alpen nach Frankreich. Alle Magazine, 110 Stück Geschütz, 80000 Fässer Pulver, 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die Pferde von 13 Dragonerregimentern nebst der reichen Kriegskasse fiel den Siegern in die Hände. Nun bekam der Herzog von Savoyen seine Länder wieder, durch ganz Oberitalien sah man keinen Franzosen im Fel-

de mehr, einige steckten noch in gewissen Festungen, aber ihnen setzte Eugenius so kräftig zu, daß der geängstigte Ludwig XIV. um alles in der Welt bat, ihm doch diese Leute zukommen zu lassen, dann wolle er während des ganzes Krieges auch keine Truppen wieder nach Italien schicken, und dies war ihm in der That ehrlich bedacht. So tief war also der übermüthige Franzosenkönig schon gedemüthigt, und Prinz Eugenius wurde nun in Liedern gefeiert, wie Marlborough, man sprach in allen Reichen von ihm. Eine Dame in London vermachte ihm auf dem Sterbebette 12000 Thaler, und ein Gärtner die Hälfte seiner Nachlassenschaft, 600 Thaler.

Zwei Provinzen Spaniens hatte Oestreich den Franzosen nun glücklich abgerungen, die Lombardei und die Niederlande. Jetzt kam die Reihe an Neapel, und hier hatte man leichtes Spiel, denn die Neapolitaner verabscheuten die französische Regierung. Dies wußte man, und so wurde Graf Daun nur mit 8000 Mann hingeschickt. Nur auf eine Festung mußte Sturm gelaufen werden, schon am 7. Juli 1707 hielten die Kaiserlichen ihren Einzug in die Hauptstadt unter unablässigem Vivat des Volkes; die Soldaten wurden mit Kränzen und großen Humpen Weins in den Straßen bewillkommt.

Eine andere Expedition in diesem Sommer mißlang, nämlich die Belagerung Toulon's zu Lande und zu Wasser durch Eugenius einerseits und durch eine englisch-holländische Flotte andererseits. Der Zug mißlang, weil der Herzog von Savoyen durch seine Härte die Bewohner der Provence so sehr erbittert hatte, daß diese den Truppen des Prinzen Eugenius sogar Wasser und Feuer versagten, und die Zufuhr aus Italien auf alle Weise erschwerten. So mußte sich Eugenius zurückziehen, aber zu einer Schlacht konnte ihn die gegenüberstehende französische Armee nicht zwingen, obschon sie ihm weit überlegen war. Zur Wiedervergeltung erfuhr der Marschall Villars, der in Deutschland eingefallen war, zur nämlichen Zeit dasselbe Schicksal: er mußte sich zurückziehen, wenn er nicht verhungern wollte.

§. 28.
Ludwig XIV. bittet um Frieden.
(Seit 1705.)

Der stolze Ludwig XIV. war nun aufs äusserste gebracht. Er konnte keine Leute mehr aufbringen, seine überall geschlagenen Heere zu ergänzen. Um Geld zu schaffen, hatte er schon längst sein Silbergeschirr in die Münze geschickt. Der Handel seines Reiches war durch die auf allen Meeren lauernden englischen und holländischen Kaper vernichtet, die Fabriken und der Ackerbau hatten keine Arbeiter, weil alles Soldat werden mußte — das Volk wurde in Bettler verwandelt, und konnte die jährlich erhöheten Steuern nicht aufbringen. Da sah Ludwig endlich ein, daß es Thorheit sey, noch die spanische Erbschaft behaupten zu wollen, und er wünschte herzlich den Frieden. Aber wie sollte er ihn erhalten? Eugen und Marlborough waren seine persönlichen Feinde, und da Eugen im Grunde Kaiser, Marlborough König von England war, so hatte er von Oestreich und England nichts zu hoffen. Aber die Holländer — vielleicht ließen diese mit sich handeln? Ach nein; sie stellten sich zwar anfangs so, aber Marlborough's Spione redeten ihnen die Friedensgedanken aus, so daß sie den Franzosenkönig 3 Jahre mit Friedenshoffnungen nur äfften. Wie hätte man auch jetzt mit der Noth des Länderräubers Mitleiden haben können? Jetzt, glaubte man, oder nimmer sey der Zeitpunkt gekommen, daß man dem falschen Franzosen für seine Raubkriege, für seine Reunionen, für seine gebrochenen Friedensschlüsse, für die Unterdrückung schwacher Nachbarn die gerechte Vergeltung angedeihen lassen, und ihn so klein machen müsse, wie nur der schwächste seiner Vorfahren gewesen sey. Nicht nur die spanische Erbschaft sollte er fahren lassen — das verstand sich schon von selbst — sondern auch noch manches von dem eigentlichen Frankreich abtreten — was und an wen? das wußten die Verbündeten selbst noch nicht,

darum setzten sie den Krieg munter fort, ohne sich an das Flehen des Franzosen zu kehren. Je mehr Schläge er bekommt, dachten sie, desto mürber wird er, desto besser kann man nachher mit ihm handeln.

Ludwig knirschte, als er diese Stimmung seiner Feinde merkte. Noch einmal raffte er alle Kräfte zusammen, und stellte eine treffliche Armee von 80000 Mann in's Feld, ihm Flandern wieder zu erobern. Der 25jährige Herzog von Bourgogne, sein lieber Enkel, Fenelons Zögling, sollte sie anführen.

§. 29.

Schlacht bei Oudenarde.

(11. Juli 1708.)

Die Verbündeten hatten unterdessen auch nicht gefeiert. Weil Eugen in Italien überflüssig war, so sollte er sich wieder einmal mit Marlborough vereinigen, wie ehemals bei Höchstädt die Franzosen zusammen zu hauen.

Da die Reichstruppen unter Eugen erst spät versammelt waren, so mußte Marlborough es geschehen lassen, daß die Franzosen vor seinen Augen manche treffliche Festung der Niederlande wieder einnahmen. Zuletzt liefen sie Sturm auf Oudenarde, als eben Prinz Eugenius ankam. Im Kriegsrathe wurde einmüthig beschlossen, diese Festung zu entsetzen, und so rückte man über die Schelde.

Die Franzosen hinderten diesen Schritt ihres Feindes nicht. Der Herzog von Bourgogne war ein andächtiger Mann, aber kein guter Feldherr. Sein Großvater hatte ihm deswegen den klugen Vendome als Rathgeber zugesellet, aber der Prinz hörte auf diesen nicht. Nun wird man den Ausgang dieses Feldzuges schon errathen. Der Prinz wollte ein Treffen vermeiden, und Vendome rieth dazu, da der Feind ungleich schwächer sey. Während dieses Streites zogen die Verbündeten ungehindert über die Schelde, und nahmen eine solche Stellung ein, daß die

Franzosen schlagen mußten, ohne einen günstigen Standort für sich wählen zu können. Aber auch noch während der Schlacht kamen die französischen Truppen durch ihre eigenen Anführer in Verwirrung: der Prinz commandirte immer das Gegentheil von dem, was Vendome befahl, und die Soldaten wußten nicht, wem sie gehorchen sollten. Im Heere der Verbündeten befehligten Eugenius und Marlborough ganz im Einverständnisse. Am Ende streckten ganze Regimenter Franzosen das Gewehr, weit über 8000 Mann. Gefallen und verwundet waren auch wohl 8000 Mann, so daß diese Schlacht den Franzosen gewiß wieder 16000 Mann braver Soldaten kostete, ein Drittel der hier versammelten Armee. Den Rest führte Vendome, ein geschickter Krieger, glücklich nach Frankreich zurück.

So waren die Niederlande abermals von den Franzosen gesäubert, und Prinz Eugenius, der nichts halb that, folgte den Franzosen nach bis auf ihr eigenes Gebiet, und belagerte ihre starke Festung Lille mit 33000 Mann und einem furchtbaren Artilleriepark. Marlborough beschäftigte an seiner Seite die französischen Streifcorps. Vendome sagte, man müsse und könne die Festung entsetzen; Bourgogne war der entgegengesetzten Meinung, und weil beide sich nicht vereinigen konnten, so riefen sie den König als Schiedsrichter an. Ehe aber der Courier aus Versailles die Entscheidung brachte, hatten Eugenius und Marlborough sich so fest verschanzt, und der Festung durch Hunger so sehr zugesetzt, daß auch Vendome gegen den Willen Ludwigs einen Entsatz für unmöglich hielt, und die Festung Lille ihrem Schicksale überließ. Die hungrigen Bürger in Lille gingen endlich ihrem französischen Commandanten so dringend an, daß dieser am 23. October die Stadt und am 8. December auch die Citadelle unter ehrenvollen Bedingungen den Verbündeten öffnete.

§. 30.

Ludwig XIV. in der Klemme.

(1709.)

Nun wußte der Franzosenkönig keinen Rath mehr. Sein letztes Heer war abermals geschlagen, und darauf trat der berühmte strenge Winter 1708—1709 ein, daß sogar das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erfroren. Der Frost vernichtete fast die ganze Wintersaat, die Weinstöcke und die Obstbäume in Frankreich, so daß der Bauer ganz ruinirt war, und Ludwig nicht sah, wie er zum nächsten Feldzuge seine Magazine füllen sollte. Geld konnte das arme Land auch nicht mehr aufbringen. Er mußte daher abermals um Frieden bitten, und er sondirte zuerst wieder die Holländer durch geheime Unterhändler. Diese erhielten die Antwort, wenn sie nicht bevollmächtigt wären, die ganze spanische Monarchie mit Indien, Neapel, Mailand und den Niederlanden, und was sonst noch verlangt werden möchte, abzutreten, so möchten sie nur wieder umkehren, und als sie hierein willigten, erklärte man ihnen, dies sey nur französische Falschheit, weil Ludwig sonst wohl öffentliche Bevollmächtigte und keine geheime Kundschafter gesandt haben würde. Eine solche Sprache mußte nun der stolze Ludwig von einem kleinen Volke hören, er, der großen Monarchen Gesetze vorzuschreiben gewohnt war.

Ludwig gab nach, und sendete den Parlamentspräsidenten Rouillé mit öffentlichem Charakter nach Holland. Die Holländer stellten zwei heftige Franzosenfeinde gegen ihn, die Pensionaire (Oberbürgermeister) Buys von Amsterdam und van der Dussen von Gouda. Was bekam da der Franzose zu hören! Philipp V. solle nur Neapel und Sicilien haben. Ludwig willigte ein. — Wird Philipp Spanien auch gutwillig gegen Neapel abtreten? — Ludwig will alle seine Soldaten aus Spanien ziehen, die Holländer mögen Spanien zum Unterpfande besetzen, und den König Philipp zu Schiffe nach Neapel transportiren. —

So weit war man, als Eugen und Marlborough im Haag ankamen. Diese sagten, der Kaiser wolle, daß Philipp von Anjou auch nicht einen Fußbreit von der spanischen Monarchie behalte. Buys und van der Dussen stimmten bei. Rouillé sagte, sie hätten ihm ja schon Neapel und Sicilien zugestanden, aber die holländischen Bürgermeister antworteten, das sey nur vom Titel zu verstehen gewesen. Darauf verließ Rouillé den Haag, Ludwig knirschte.

Aber was half es ihm? Sein Finanzminister erklärte ihm, ein neuer Feldzug könne vom Lande nicht bestritten werden. In einer solchen Noth war Ludwig noch nie gewesen. Da seine Feinde sich fürchterlich zu einem neuen Feldzuge rüsteten, schickte er seinen ersten Staatsminister Torcy nach dem Haag, den Frieden zu erwirken. Die Holländer lachten, und verwiesen den Mann an Buys und van der Dussen. Frankreich will den Holländern viele französische Gränzfestungen abtreten, sogar Lille, und bittet dann die Holländer um Frieden. — Holland sagt, ohne England und Oestreich schließe es keinen Frieden. Marlborough und Eugen kommen nach dem Haag zurück, und Marlborough fordert im Namen Englands die Verzichtung auf die ganze spanische Monarchie. Torcy willigt ein, mit der Bemerkung, auch dazu sey er bevollmächtigt im äußersten Falle, und hofft, doch nun alle zufrieden gestellt zu haben. Aber weit gefehlt! Nun erst fängt Prinz Eugenius zu fordern an, und verlangt für Savoyen eine breite Kette französischer Gränzfestungen, für Oestreich das ganze Elsaß, welches ja immer zum deutschen Reiche gehört habe. Je mehr der französische Minister zugestand, desto mehr neue Forderungen brachte man vor.

Endlich häuften sich die Forderungen so sehr, daß Torcy bat, man möchte sie ihm schriftlich mittheilen. Dies geschah. Die Verbündeten übergaben ihm 40 Artikel, und unter diesen kam vor, daß Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, ihn selbst mit Waffengewalt aus demselben vertreiben solle. Diese Zumuthung war

für den König entehrend, für den Großvater unmenschlich. Ludwig antwortete, wenn einmal Krieg seyn solle, so wolle er lieber für, als gegen die Seinigen streiten, rief seinen Gesandten zurück, indem er alles Zugestandene zurücknahm, und machte seinen Unterthanen die empörenden Forderungen seiner Feinde durch ein Manifest bekannt. Die Franzosen, voll Anhänglichkeit gegen ihr Königshaus, fanden ihre Nationalehre verletzt, und gaben ihren letzten Heller zu einem neuen Feldzuge her.

Noch im Herbste desselben Jahres standen wieder 110000 Franzosen unter Villars vor Mons im Hennegau, und litten Hunger genug. Die Soldaten verkauften ihre Monturen, um Brod anzuschaffen. Eugenius und Marlborough zogen 120000 Mann zusammen, und rückten den 11ten Sept. 1709 beim Dorfe Malplaquet auf die französischen Linien los. Sieben Stunden dauerte die schreckliche Schlacht, die blutigste im ganzen Kriege. Die Franzosen fochten wie hungrige Löwen, und die beiden Helden Eugen und Marlborough, die noch nie ein Treffen verloren hatten, wollten bei Malplaquet ihre Ehre nicht sitzen lassen. Eugen wurde am Kopfe verwundet, er schlug aber nur das Sacktuch über die Wunde, und sagte seinen besorgten Adjutanten: „Sollen wir hier fallen, so ist ein Verband nicht nöthig, sollen wir aber leben, so hat es mit dem Verbande auch bis Abend Zeit." Wüthend drang er auf den linken Flügel der Feinde, und Villars mußte einige Regimenter aus dem Mittelpunkte dahin ziehen. Dies bemerkte der schlaue Marlborough, warf sich schnell auf den schwachen Mittelpunkt der Feinde, und trennte ihr Heer völlig. Das entschied die Schlacht: die Franzosen verloren 15000 Mann, die Alliirten 18000, zusammen 33000 Seelen! Aber die Franzosen kehrten über die Gränze zurück.

Was wollte der arme Ludwig nun machen! Er mußte sich bequemen, mit den stolzen Holländern wieder anzuknüpfen, und diese stellten ihre alten Deputirten, Buys und van der Dussen. Man kann denken, daß die Schlacht bei Malplaquet die

beiden Herren noch zäher gemacht hatte. Sie zogen die 40 Artikel wieder hervor. Ludwig bat, man möchte es seinem Vaterherzen doch nicht zumuthen, gegen seinen Enkel zu Felde zu ziehen, alle andern Artikel nehme er an — sie möchten selbst Philipp V. aus Spanien treiben, er wolle ihnen kein Hinderniß legen, ja er wolle ihnen zu diesem Unternehmen Hülfsgelder zahlen, 1 ganze Million Livres für jeden Monat. So großmüthig kann die Noth den Menschen machen.

Nun gaben die Alliirten doch wohl Frieden? Nein! Sie sagten, dem Kabinette zu Versailles sey nimmer zu trauen; Ludwig müsse erst seinen Enkel aus Spanien schaffen, und überhaupt alle 40 Artikel buchstäblich vollziehen, und zwar binnen 2 Monaten — dann wolle man ferner darüber sprechen, ob Frieden werden könne, und wie.

Mit trostlosen Gesichtern kehrten die französischen Botschafter zu ihrem verzweifelnden Könige zurück, (im Juli 1710). Und so keck waren die Alliirten, daß sie im Mai d. J. den Feldzug gegen Frankreich selbst eröffnet hatten. Eugen und Marlborough rückten in die französischen Niederlande, Douay und andere Festungen fielen in ihre Hände. In Spanien siegten die Kaiserlichen unter dem Grafen Stahrenberg, am Tage vor Michaelis hielt Carl III. seinen Einzug in Madrid. Für Ludwig ging jeder Stern der Hoffnung unter.

Aber wir wissen, Uebermuth wird immer gedemüthigt, sollte er auch das Recht auf seiner Seite haben. Es ist zu bejammern, daß die Alliirten ihre Forderungen zu weit trieben. Man lese weiter, und staune!

§. 31.

Ludwig XIV. bekommt unerwartet Luft.

Marlborough war bisher so gut wie König von England gewesen; er hatte volle Gewalt im Felde, und daheim bewahrte ihm seine Gemahlinn Sara die Gunst der Monarchinn, denn die Königinn An-

na konnte ja, wie sie sagte, nicht leben ohne ihre Freimund. Die Herzoginn Marlborough hatte eine arme Verwandte bei sich, Fräulein Abigail Hill; diese führte sie bei der Königinn Anna als Gesellschafterinn ein. Diese Person, die bald darauf einen Herrn Masham (spr. Meschäm) heirathete, war eine Falsche: sie stahl sich in das Vertrauen der Königinn, und beschrieb die Herzoginn als eine Stolze, die sich rühme, über ihre Königinn zu herrschen. Die Herzoginn erfuhr alles, stellte die Lady Masham einmal in Gegenwart der Königinn über ihre Undankbarkeit zur Rede, aber zu ihrem eigenen Nachtheile. Anna sagte, sie möchte ihre Hitze mäßigen, und bedenken, wo sie wäre. Von jetzt an waren ihre Unterhaltungen mit der Königinn langweilig und der Briefwechsel beissend. Kaum bemerkten die Großen des Reiches diese Stimmung, als sie hervortraten, den von ihnen längst beneideten Herzog Marlborough auch zu stürzen. Sie sagten, Marlborough sey ein Demagog, ein Republikaner, der in England leicht ein anderer Cromwell werden könne, da er schon zu lange unumschränkt über die Armee gebiete. Der französische Marschall Tallard, welcher seit der Schlacht bei Höchstädt in London als Kriegsgefangener lebte, soll dieses Feuer am englischen Hofe fleißig angeblasen haben. Marlborough erhielt Befehl, nichts im Felde vorzunehmen, ohne erst bei Hofe angefragt zu haben. Keiner hörte dies lieber, als Ludwig XIV. von Frankreich. Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gewälzt wäre. Marlboroughs Gemahlinn verlor bald alle ihre Hofämter, und durfte vor der Königinn nicht wieder erscheinen, und doch konnte die Königinn noch leben ohne ihre Freimund.

Eine neue Freude hatte Ludwig, als Kaiser Joseph I. den 17. April 1711 mit Tode abging. (Er starb an den Blattern.) Sein Erbe war sein Bruder Carl III., welcher das Königreich Spanien behauptete. Er erbte Oestreich, Ungarn, Böhmen, vielleicht auch die Kaiserwürde; war es aber zu erwarten, daß die Alliirten es auch noch gern sehen

würden, daß er Spanien und die Goldgruben Mexiko's und Peru's erbte? Dann wäre das politische Gleichgewicht in Europa zu stark gestört worden. An ein Vertreiben Philipps V. aus Spanien wurde gar nicht mehr gedacht, und der günstige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen. Frankreich, welches bisher um den Frieden gebettelt hatte, schrieb bald den Frieden vor, wie wir gleich hören werden.

Ludwig XIV. war jetzt schon wieder so keck, daß er dem Könige Wilhelm I. von Preußen 2000000 Gulden und 70000 Mann Truppen versprach, wenn er sich um die Kaiserkrone bewerben wollte. Aber König Wilhelm war zu ehrlich, und gab seine Kurstimme ganz zuerst dem Erzherzoge Carl, der darauf den 23. Decemb. 1711 als Kaiser Carl VI. zu Frankfurt gekrönt wurde.

Nun wandte sich Ludwig an die englische Königinn Anna, und ließ sie fragen, ob sie Frieden schließen wolle. Sie antwortete, recht gern wolle sie dieses thun, doch möge man Ehren halber noch einmal die Holländer fragen. Die Holländer merkten schon Unrath, und boten dem Marquis v. Torcy günstigere Bedingungen durch den Herrn v. Pettekum. Aber der Franzose ließ sie ein halbes Jahr auf Antwort harren, dann sagte er, der allerchristlichste König habe nur zu viel Ursache, den Staaten zu zürnen, wenn jedoch der Herr v. Pettekum eine Idee zum allgemeinen Frieden habe, so möge er sie mittheilen, und man wolle sehen, ob man es wagen dürfe, sie dem allerchristlichsten Könige vorzulegen; übrigens könne man auch von einer andern Seite leicht zum Ziele gelangen. Welch eine vornehme und höhnische Sprache war das? Indessen unterzeichnete England schon die Präliminarien mit Frankreich, und fragte die Holländer, ob sie an den eigentlichen Friedensunterhandlungen Antheil nehmen wollten, oder nicht. Was wollten die verlassenen Holländer machen? Es war noch viel Ehre, daß man ihnen überließ, den Congreßort zu bestimmen. Sie wählten Utrecht, und Anna setzte als Termin den 12ten Januar 1712 an.

§. 32.

Der Utrechter Friede.

(13. April 1713.)

Es war hübsch, daß die Mächte, um allem Rangstreite vorzubeugen, die Abrede trafen, ihre Gesandten sollten ohne Ordnung durch einander sitzen, und nur mit zwei Pferden nach dem Rathhause fahren. Aber gleich in der ersten Sitzung fragte der englische Gesandte den französischen, was sein Monarch denn abtreten wolle. Der französische Gesandte schämte sich selbst, die Anerbietungen seines Herrn vorzutragen: Deutschland sollte nur zwei befestigte Flecken zurückerhalten, die Ludwig ihm weggenommen hatte, und den andern Mächten hatte er nicht viel mehr zugedacht. Die ganze Versammlung wurde entrüstet, und der französische Bevollmächtigte mußte zugeben, daß die Gesandten alle einzeln ihre Forderungen schriftlich einreichten. Nun entstanden die langweiligsten Debatten. Prinz Eugenius focht unterdessen noch immer gegen die Franzosen, Marlborough war von seiner Königinn aller seiner Würden entsetzt, und dies hatte zur Folge, daß Eugenius es zugeben mußte, daß die Franzosen ihm einige Festungen in den spanischen Niederlanden wegnahmen. Dies wurde in Utrecht bekannt, und als nächstens der holländische Gesandte, Graf v. Rechtern, vor dem Hause des französischen Gesandten, Herrn v. Menager, vorbeifuhr, wurde seine Dienerschaft von den Domestiken des Franzosen höhnisch angerufen. An den folgenden Tagen ward solches wiederholt, und als der französische Gesandte dem holländischen dafür keine Genugthuung leistete, so erlaubte bei nächster Gelegenheit sich ein Bedienter des Holländers, einem Domestiken des Franzosen eine derbe Ohrfeige zu geben. Herr v. Menager berichtete solches gleich seinem Könige, und Ludwig drohete, alle Friedensunterhandlungen auf der Stelle abzubrechen, wenn die Generalstaaten nicht augenblicklich den Grafen v. Rechtern abberiefen, und nicht die feier-

lichste Erklärung abgäben, daß es ihnen sehr leid sey, wenn Se. allerchristlichste Majestät glauben sollten, daß sie es jemals an dem ihnen schuldigen Respecte haben mangeln lassen wollen. Der Graf von Rechtern bat daher selbst um seine Entlassung, und sein Nachfolger legte den französischen Ministern wirklich vor einer großen dazu geladenen Gesellschaft die demüthigende Erklärung ab.

Diese Domestikenhändel hatten das Friedensgeschäft fast auf ein halbes Jahr unterbrochen. Als man nun wieder anfing, erklärte der kaiserliche Minister, Graf Sinzendorf, Frankreich müsse dem Kaiser und Reich alles wieder herausgeben, was es durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nimwegen und Ryswyk erlangt habe, und der ganzen spanischen Monarchie entsagen, auch nicht ein Dorf dürfe fehlen. Man kann wohl denken, daß die Franzosen diese Forderung keiner Antwort würdigten. Sie steckten sich hinter die Engländer, denen sie Gibraltar und Minorka, die Hudsonsbai in Nordamerika und viele Inseln Westindiens überließen. Nun war England gek[illegible]nt: es lud Portugal, Preußen und Savoyen ein, dem Tractate beizutreten, vom Kaiser wurde keine Notiz mehr genommen. Portugal erhielt eine kleine Begünstigung in Südamerika, Preußen ein Stückchen Landes in Geldern und die Anerkennung seiner Königswürde, Savoyen die Insel Sicilien *) als ein Königreich und die Anwartschaft auf Spanien, wenn das neue spanische Haus aussterben sollte, Philipp V. solle aber König von Spanien und Indien bleiben, jedoch Spanien und Frankreich niemals unter einem Könige vereinigt werden. Dieser letzte Punkt war für Ludwig sehr bitter, doch gab er ihn zu, und Philipp V. stellte eine Entsagung auf Frankreich aus. Die Holländer, jetzt auch verlassen, traten ebenfalls bei, und erhielten einige Gränzfestungen.

So waren die Herren in Richtigkeit. Am 11ten

---

*) Im Jahre 1720 wurde Savoyen von Carl VI. gezwungen, Sardinien für Sicilien anzunehmen.

April 1713 wurden die verschiedenen Gesandten zur Unterzeichnung in die Wohnungen der englischen Minister geladen, und Frankreich hatte die Lust, einen neunfachen Frieden in einem Tage zu schließen, ohne ein Dorf verloren zu haben, vielmehr hatte es Spanien gewonnen. Die Generalstaaten unterzeichneten zuletzt, noch um Mitternacht. Der kaiserliche Gesandte hatte an diesem Tage zornig Utrecht verlassen; in einer derben Schrift machte er bekannt, warum der Kaiser diesem Frieden nicht beitreten könne.

Den Engländern gereicht es zur ewigen Schande, daß sie ihre Bundesgenossen so treulos im Stiche ließen. Aber sie fühlten hier das erste mal ihre Wichtigkeit. Wie hätte Frankreich den Frieden zu Utrecht schließen können ohne Englands Gunst! Durch diesen Frieden erlangte auch England die Ausdehnung seiner Seemacht und den Rang eines Staates erster Größe, den es bis jetzt noch behauptet. Für solchen Gewinn konnte es sich auch wohl etwas Falschheit erlauben. Aber wer billiget dies?

Der Kaiser und das deutsche Reich waren entschlossen, allein den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, denn noch lebte Prinz Eugenius, und handelte schon kräftig am Rheine. Aber ach! die deutschen Fürsten waren viel zu langsam, ihren Beitrag an Mannschaft und Geld zu liefern; einige lieferten nichts, und nahmen verrätherisch französisches Geld. Wie immer, mußte auch jetzt Deutschland das Gespött der Nachbarn werden. Prinz Eugenius hätte Thränen weinen mögen: er mußte sehen, wie Villars vor seinen Augen Landau und Freiburg wegnahm, und die Rheingegend mit französischer Barbarei verheerte. Während der Belagerung Freiburgs lud Villars indessen den Prinzen zu einer Zusammenkunft ein, ob man sich nicht über einen endlichen Frieden verständigen könne. Beide Feldherren trafen wirklich in Rastadt zusammen, und Villars war gegen den großen Eugenius so gefällig, daß er mehrere alte Forderungen Frankreichs fallen ließ. Wenigstens hieß es nicht, Oestreich solle von der spa-

nischen Herrschaft nichts erhalten. Aber Ludwig XIV. wollte einen solchen Frieden nicht, Eugenius reisete deshalb unwillig ab; aber Villars ging nach Straßburg, wo damals Ludwig war, und bewog ihn, gegen die billigen Nachgebungen des Kaisers auch erkenntlich zu seyn. Schnell rief Villars den Prinzen Eugenius nach Rastadt zurück, und in 6 Tagen war der Frieden vollendet. Die Schreiber arbeiteten eine ganze Nacht an der Ausfertigung; am 6ten März 1714, Morgens zwischen 3 und 4 Uhr unterschrieben Eugenius und Villars, noch beim Kerzenschimmer, und fielen sich dann entzückt in die Arme. In diesem Frieden zu Rastadt erhielt das Haus Oestreich die spanischen Niederlande (die von jetzt an die östreichischen Niederlande hießen), das Königreich Neapel, Sardinien, Mailand, Mantua, die Häfen in Toskana; Frankreich gab Freiburg heraus, nicht aber Landau, und der Kurfürst von Baiern wurde in seine Länder und Würden wieder eingesetzt.

Im Rastadter Frieden war aber das heilige römische Reich nicht begriffen, denn der Kaiser hatte ihn nur für sein Haus Oestreich abgeschlossen. Er entschuldigte sich mit der Eile, die das Geschäft erfordert habe, und lud die Reichsfürsten ein, entweder selbst mit Frankreich Frieden zu machen, oder ihn dazu mit Vollmacht zu versehen. Die deutschen Fürsten wählten das Letztere, und so kamen Eugenius und Villars abermals in Baden, einer Stadt der Schweiz, zusammen, und schlossen im Namen des h. römischen Reiches und Frankreichs am 7ten Sept. 1714 den Frieden zu Baden, der nichts war, als eine Bestätigung des Utrechter und Rastadter Friedens. Doch ich irre, Deutschland erwarb in diesem Frieden doch etwas, und zwar — ein einziges Dorf, Kehl, Straßburg gegenüber, welches Ludwig den Deutschen zurückgab. Dafür hatte Deutschland 14 Jahre hindurch seine Fluren verwüsten und das Blut seiner Söhne versprützen lassen. Jedoch haben auch solche traurige Kriege ihr Gutes: sie bewahren die Menschheit vor Erschlaffung, leiten durch vieles Elend die Gemüther auf

das Himmlische, und der Verlust reinigt das unterliegende Volk von niedrigen Gesinnungen. Es ist ja gewiß, daß Leiden den Menschen mehr bessert, als Freude, und so wollen wir fest glauben, daß der spanische Erbfolgekrieg auch für Deutschland nicht ohne Segen gewesen seyn wird.

§. 33.

Das Christenthum in China.

(Seit 1640.)

Hier lasset uns ein wenig ausruhen von den Gräueln des Krieges, und uns laben an der Verbreitung der christlichen Religion in fernen Erdtheilen. Ich kann diese Erzählung anderswo nicht gut einschalten, und die meisten Glaubensprediger kamen ja auch aus Spanien und Portugal.

Schon der h. Franciscus Xaverius hatte den Gedanken gefasset, den Chinesen zu predigen, und nur der Tod hatte ihn an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. (6s Bändchen S. 153.) Nach seinem Tode wagten drei Jesuiten, die seinen Geist besaßen, nach China zu gehen, und das Evangelium zu predigen. Die Chinesen, kein rohes Volk, bewunderten die Lehre der Männer, und staunten auch ihre sonstigen Wissenschaften an, da sie bisher geglaubt hatten, die größten Gelehrten und Künstler auf Erden zu seyn. Sie erzählten ihrem Kaiser Tschong-tsching, Männer von außerordentlicher Geschicklichkeit wären aus Europa angekommen, die ihnen ganz unerhörte Dinge verkündigten. Der Kaiser ließ sie an den Hof rufen, gewann sie lieb, wies ihnen sogar eine Wohnung in der Hauptstadt an, und erlaubte ihnen zu lehren, wie sie wollten. Beim Fortschritte des Christenthums wurde freilich der Neid der Bonzen rege; sie redeten dem Kaiser ein, die Fremdlinge wären ausgeschickt, in dem „himmlischen Reiche des Weltalls" *) einen Anhang zu

*) So nennen die Chinesen ihr Reich.

gewinnen, und der europäischen Eroberungssucht den Weg zu bahnen, und die Christen wurden einige Jahre verfolgt. Aber mit der Zeit sah der Kaiser das Ungegründete dieser Besorgniß ein, und die Annahme des Christenthums wurde wieder frei gegeben. Dominicaner, die nach China kamen, halfen das Evangelium hier weiter fördern.

Bald darauf entstand eine Revolution in China. Der Kaiser wurde in seiner Residenz belagert, und tödtete sich selbst. Da man den Rebellen, der nach dem Throne strebte, nicht aufkommen lassen wollte, so rief man die Mantschu, eine fremde Völkerschaft, in's Land. Diese eroberte China, und setzte ihren Herrscher Tschun-tschi auf den Thron, welchem 1662 sein Sohn Cangi folgte, der Stammvater des jetzigen chinesischen Kaiserhauses. Die Rache der Bonzen hatte schon mehrern Märtyrern das Leben gekostet; was war nicht von dem Eroberer zu fürchten? Aber nein, Cangi erkannte in den Christen seine treuesten Unterthanen, und erschien oft in ihren Kirchen. Personen vom höchsten Range nahmen nun die Taufe.

Als Cangi starb, war sein Erbprinz Yontsching noch minderjährig, und vier Mandarinen bekamen die Regentschaft. Nun wurden die Christen wieder verfolgt, ihre Lehrer aus dem Reiche geführt oder eingekerkert, nur duldete man vier Missionäre, den Prinzen in der Mathematik zu unterrichten, weil kein Chinese dem Lehramte für diese treffliche Wissenschaft gewachsen war. Bei dieser Gelegenheit faßte der Prinz eine große Liebe für die Glaubensprediger, und als er den Thron bestieg, stellte er die Verfolgung der Christen ein, und gab ihnen ihre Kirchen wieder. Man mußte neue Missionen anlegen, so groß war der Andrang der Heiden, welche Unterricht verlangten, und zu den Jesuiten und Dominicanern gesellten sich jetzt noch Franciscaner, den Weinberg des Herrn in China anzubauen, wie auch Weltpriester. Die Jesuiten aber hatten die meiste Gewandtheit, das chinesische Volk einzunehmen; sie ehrten die Sitten des Landes, welche mit der Reli-

gion bestehen konnten, sprachen von den großen Männern der Vorzeit, welche die Nation feierte, mit Achtung, und die Sprache der Chinesen redeten und schrieben sie so zierlich, als wären sie Kinder des Landes. Die andern Glaubensprediger beneideten sie um diesen Vorzug, nämlich die Dominicaner und Franciscaner, und wollten bald in den Grundsätzen der Jesuiten etwas Unchristliches gefunden haben.

Die Chinesen feierten nämlich das Andenken ihrer berühmten Vorfahren an gewissen Tagen durch angezündeten Weihrauch und durch Abschlachtung von Thieren, die darauf verspeiset wurden. Die Gelehrten der Nation ehrten auf diese Weise den Confucius, welcher, wie wir wissen, lange vor Christi Geburt lebte, ein Weiser, der eine ziemlich vernünftige Sittenlehre ohne eigentliche Religion in Gang gebracht hatte, aber doch als Stifter des alten chinesischen Glaubens galt. Jede Familie feierte das Andenken ihrer Väter besonders. Die Jesuiten fanden darin nichts Anstößiges, und erlaubten solches auch den christlichen Chinesen. Vielleicht machte es der Ordensneid, daß die anderen Missionaire ihren Zöglingen die sogenannten chinesischen Gebräuche als eine Abgötterei untersagten. Die Sache wurde nach Rom an den Pabst berichtet; mehrere Päbste nach einander entschieden für und wider die chinesischen Gebräuche, je nachdem sie den Bericht der Jesuiten oder Dominicaner angehört hatten; auch schickten sie Legaten nach China, an Ort und Stelle die Beschaffenheit der chinesischen Gebräuche zu untersuchen, und die Entscheidung war abermals schwankend, zuletzt aber wurden die chinesischen Gebräuche den Christen in China vom Pabste als abgöttisch untersagt. Der Kaiser Yontsching war mit diesem Urtheil gar nicht zufrieden; er hörte selbst die päbstlichen Legaten an, und da er sie nicht umstimmen konnte, befahl er 1724, alle christlichen Kirchen in seinem Reiche nieder zu reissen, alle Missionäre über die Gränze zu bringen, jene ausgenommen, welche ein kaiserliches Patent hätten (solches wurde aber nur denen ertheilt, welche die chinesischen

Gebräuche duldeten), und welche er sonst als Lehrer weltlicher Wissenschaften in seinem Dienste zu behalten wünschte.

Von dieser Zeit an ist die Lage der Christen in China ein Stand des Leidens gewesen. Zuweilen wurden sie wieder begünstigt, zuweilen verfolgt, und die chinesische Kirche zählt sogar kaiserliche Prinzen unter ihre Märtyrer. Aber noch immer sind Christen in China, der Stern des Glaubens ist hier noch nicht ganz untergegangen, und kann noch einst, so hoffen wir, diesem herrlichen Volke glänzend strahlen.

§. 34.

Neue Missionen der Jesuiten.

Aber nicht bloß China, sondern auch die neue Welt erhielt damals Kunde vom Evangelium, z. B. die Länder Nordamerika's, die von ewiger Kälte erstarren, und nur Jesuiten übernahmen hier das Apostelamt. Die Huronen wurden Christen und Menschen, Canada hörte auf, bloß von Menschenfressern bewohnt zu werden, und die Halbinsel Californien, sonst von menschlichen Geschöpfen bewohnt, welche wirklich nicht über 5 zählen konnten, hatten bald Dörfer, deren Bewohner gern zur Kirche kamen, wenn die menschenfreundlichen Jesuiten sie mit Schellen zusammen riefen, und ihr Stumpfsinn ging in Gelehrigkeit über. Die Jesuiten kannten keine größere Freude, als zu sehen, welches Vergnügen, welche Seligkeit solchen Naturmenschen das Christenthum gewährte. Sie selbst erfuhren dadurch an sich eine Gewalt der christlichen Religion, welche sie bisher noch nicht geahnt hatten, und wurden erbaut durch die Tugenden ihrer geistlichen Kinder.

In Ostindien gewann das Christenthum immer mehr Ausdehnung. An einer Fischerküste, wo die Holländer auch ihre Handelsetablissements aufgeschlagen hatten, entstand indessen eine bedeutende Gährung. Die Neugetauften flohen vor den Holländern in ihre Wälder, und verbreiteten das Evan-

gelium auf diese Weise noch weiter, gerade so, wie die aus Jerusalem vertriebenen Christen, von denen die Apostelgeschichte erzählt. Die Holländer geriethen auf den Einfall, auch Missionen reformirten Glaubens an diesen Küsten anzulegen, und ließen einen reformirten Prediger aus Batavia dahin kommen, die neuen Katholiken aus ihrer Finsterniß zu reissen. Bei der ersten Unterredung, welche derselbe mit dem Oberhaupte der Fischer hatte, sagte dieser: „Du wirst wissen, daß der Glaube unter uns nur durch die großen Wunder, welche der h. Vater Franciscus Xaverius in diesen Gegenden wirkte, Wurzeln geschlagen hat. Ehe sich also von einer Aenderung reden läßt, mußt du weit mehr Wunder verrichten, als er, zum Beweise, daß die Religion, die du uns anräthst, besser sey, als jene, die wir verlassen sollen. Mache also den Anfang damit, daß du wenigstens 10 Todte erweckest; denn unser großer Vater Xaverius hat ihrer 6 wieder belebt. Heile alle unsere Kranken, und mache das Meer fischreicher, als es gegenwärtig ist. So lange du dergleichen nicht thust, hast du auf deinen Vorschlag keine Antwort von uns zu erwarten." Der Prediger hatte von einem Fischer sich einer solchen Antwort nicht versehen, indessen bei dem Mangel der Wundergabe brauchte man Gewalt: man machte die Missionshäuser zu Factoreien, führte in den Kirchen den reformirten Gottesdienst ein, und gab den Pararas (so hieß das Fischervölkchen) den strengsten Befehl, bei der reformirten Predigt zu erscheinen. Aber der Häuptling schlug die Warnung an, daß jeder, welcher an dem neuen Gottesdienste Theil nehme, als ein Verräther behandelt werden solle. Einer, welcher diese Warnung verachtete, wurde wirklich des Landes verwiesen.

Pater Stanislaus Arlet wagte sich mit einigen getauften Indianern, welche ihm den Weg zeigten, zu den fürchterlichen Canisiern; diese Barbaren hauseten in entlegenen Wäldern Peru's, und lauerten nur auf fremde Menschen, um sie aufzufressen. Kaum erblickten sie den Missionär, als

ihm 1200 mit Bogen und Spießen entgegen rannten, aber die Bekleidung und die Pferde der Ankömmlinge machten sie stutzen. Vor Angst warfen sie die Waffen von sich, und wollten fortlaufen, aber Arlet winkte ihnen freundlich, und bedeutete ihnen, sie wären nicht Feinde, sondern Brüder, und aus einem fernen Lande gekommen, ihnen Gutes und Liebes zu erweisen. Dann sprach er von dem höchsten Wesen, welches alle seine Anbeter ewig belohne, seine Verräther aber ewig und schrecklich strafe. Die Jesuiten wußten es längst aus Erfahrung, daß die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle den rohen Menschen am besten an's Herz gelegt werden konnten. Der erste Haufen Canisier blieb, und glaubte. Sie erzählten ihren Nachbarn von dem, was sie gehört hatten, und führten dem Pater neue Zuhörer herbei. Bald schickte ein Volk von 6 großen Wäldern Abgeordnete an den Pater, und bat um seine Freundschaft und seinen Unterricht. Sie folgten ihm, wie Schafe dem Hirten, und er zeigte ihnen eine große Ebene, die westlich einen wildreichen Wald, nördlich einen fischreichen Fluß zur Gränze hatte. Hier rieth er ihnen zusammen zu wohnen. Er zeigte ihnen, wie man ein Haus baue, und bald stand ein großes Dorf da. Die Weiber lernten spinnen, weben und nähen; die Priester hielten es nicht unter ihrer Würde, ihnen alles selbst vorzumachen, und bald waren alle züchtig bekleidet. Ihre Unkeuschheit verschwand, sie gewöhnten sich die Trunkenheit ab, und lebten so mäßig, daß sie lange noch nicht Brod und Wein kannten. Den Ackerbau führten die Jesuiten aber ein, sobald die nöthigeren Arbeiten abgethan waren, weil Ackerbau der Grund der Civilisirung ist. Eine Kapelle diente anfangs zum Gottesdienste; die frommen Canisier aber, die von den Jesuiten hörten, welch prächtige Kirchen die Christen anderswo hätten, ruheten nicht, bis sie auch einen herrlichen Tempel erbaut hatten. Kamen heidnische Nachbarn zu ihnen, so schlachteten und fraßen sie dieselben nicht mehr, wie früher, sondern nahmen sie freundlich auf, gaben ihnen Essen und

Trinken und weiche Betten, und zeigten alle ihre neuen Einrichtungen. Es fehlte nicht, die unbekannten Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens reizten manchen, zu bleiben. Andere führten dieselben auch in ihrer Gegend ein, es entstanden neue Dörfer, und alle nahmen das Christenthum an. Nach 10 Jahren zählte man in dieser Gegend schon über 40000 Christen, die nichts mehr von ihrer ehemaligen Wildheit besaßen: sie grüßten sich einander, trugen sich gegenseitig ihre Dienste an, beherbergten Fremde, verpflegten wetteifernd die Kranken und Alten, mit einem Worte, sie übten die christliche Nächstenliebe eifriger und reiner, als die Christen in Europa, zur innigen Freude ihrer geistlichen Väter. Und diese neuen Christen hatten noch jüngst immer Kriege mit den Nachbarn geführt, um Menschen fressen zu können!

Es ist mir nicht möglich, so ausführlich die Bekehrung aller Völkerschaften in Amerika zu erzählen, die den Jesuitenorden ziert Vom See der Huronen bis zur Magellansstraße trugen die Jesuiten den Namen Jesu vor die Könige und Völker durch eine Strecke von mehr als 2000 Meilen. Es wurden in diesem weiten Districte 6 Erzbisthümer, 30 Bisthümer und 3 Universitäten errichtet, und in den hohen Schulen und Seminarien wurden Tausende von Indianern zu Priestern gebildet, die dann wieder als Missionäre unter ihren Landesleuten dienten. Ohne die Jesuiten aber wäre man wohl nicht so weit gekommen. — Meine Leser erinnern sich noch wohl aus dem 5ten Bändchen (S. 189.), mit welchem Schauder Columbus die Inseln der Caraiben besah, in deren Töpfen er gekochtes Menschenfleisch fand. Diese Inseln wurden größtentheils von den Franzosen erobert, und französische Jesuiten fanden hier ein erwünschtes Feld, das sie mit apostolischem Eifer anbauten. Nirgends aber haben die Jesuiten sich wohl schönere Kränze geflochten, als in Paraguay; davon muß ich in einem besondern Abschnitte doch etwas ausführlich erzählen.

§. 35.

Die Christen in Paraguay.

(Seit 1658.)

Die Bekehrung der Indianer in Peru war nicht so reichlich, wie die Jesuiten für ihre aufgewandte Mühe zu erwarten berechtigt waren, und im Ganzen waren auch die Sitten der Neubekehrten nicht so rein, wie in andern Ländern, z. B. ehemals in Japan. Verwiesen die Jesuiten ihren Zöglingen den unchristlichen Wandel, so antworteten diese immer: „Sind die Spanier nicht auch Christen?" Die Laster der Spanier dienten den Indianern immer zur Entschuldigung, und mancher Völkerstamm verabscheute das Evangelium, weil es die Religion seiner Unterdrücker, der grausamen Spanier, war.

Da beschlossen einige Jesuiten, im Jahre 1658, nach dem Innern Südamerika's vorzudringen, und den dortigen Wilden zu predigen, die von der Herrschaft und Lasterhaftigkeit der spanischen Eroberer noch nichts wußten. Noch hatte kein Europäer diese Länder betreten: der Spanier Joann Solis, der sich über die Andes hinaus gewagt hatte, war von den Wilden sogleich aufgefressen worden, und seitdem hatte selbst der Golddurst keinen Eroberer gereizt, dieses schreckliche Land zu besuchen. Aber der Geist der Apostel, welcher die Jesuiten beseelte, kannte keine Gefahren. Etwa 20 Jesuiten erkletterten am Ende des Jahrs 1658, als dort der Sommer war, die von Eis starrenden Andes; die Männer waren nur leicht bekleidet, unter dem linken Arm trugen sie ihr Brevier, in der Rechten hatten sie einen Reisestab, auf dessen Knopfe ein Kreuz befestigt war; sie hatten keine Begleitung, als einige bekehrte Indianer aus Peru. Oft irrten sie zwischen Gebirgsmassen Tage lang an gähnenden Abgründen einher, wohin vielleicht seit der Schöpfung noch kein menschliches Wesen gekommen war; sie froren und hungerten, schliefen Nachts in ihren nassen Kleidern auf Bäumen, um nicht ein Raub wilder Thiere zu

werden, und waren selbst da vor Schlangen und Vampiren nicht gesichert. Ihre Nahrung waren wilde Kräuter, nach einigen Wochen fielen ihnen die Kleider in Stücken fast vom Leibe, und doch drangen sie immer weiter vor. Begegnete ihnen eine wilde Horde, so mußten die begleitenden christlichen Indier zurückbleiben, die Jesuiten gingen allein auf den Haufen los, und wenn diese erschlagen wurden, so konnten ihre Begleiter sich doch retten. War die Aufnahme gut, so kamen die zurückgebliebenen Indier auch herbei, und dienten als Dolmetscher. Schon auf der Reise wurden mehrere Jesuiten Märtyrer ihres Berufes, Franz v. Figuera und Suarez; Hurtado, Durango, Richter (ein Deutscher), Don Velasquez und andere fielen am Maranhon als Blutzeugen. Die Wilden wollten gefunden haben, daß das Fleisch der Weissen besser schmecke, als das Fleisch der braunen Amerikaner, vielleicht weil die Europäer viel Salz in ihrem Leben genießen. Dennoch wurde die Mission nicht aufgegeben, vielmehr boten sich Mitglieder des Ordens in allen Provinzen für Südamerika an, ja sie baten um eine Mission dorthin, um den Beruf ihrer Gesellschaft zu erfüllen, und an den Leiden ihrer Brüder Antheil zu nehmen.

Die Missionäre kamen endlich in das breite Thal, welches der Amazonenfluß durchströmt, bis in die Gegend, wo jetzt die Stadt Borgia steht. Von da drangen sie in die ungeheuern Landschaften, welche der Paraguay, Parana, Uragay und andere Ströme bewässern, die endlich den prächtigen Plastrom bilden. Oft mußten die Missionäre sich Baumstämme aushöhlen, um über Ströme zu setzen, deren anderes Ufer ihr Auge kaum erreichte, dann mit Aexten durch dichte Wälder sich 30 Stunden weit eine Bahn öffnen.

Kamen sie bei einer Horde Wilder an, so brauchten sie allerlei Kunstgriffe, sich ihnen gefällig zu machen. Gewöhnlich naheten sie sich ihnen singend, und sangen da so schön, wie sie nur konnten, denn sie hatten erfahren, daß die Musik die Herzen der Wilden am ersten noch fessele.

Hatten sie bei einer Horde einmal Aufnahme gefunden, so fügten sie sich erst ganz in die Sitten derselben, nahmen an ihren Geschäften Theil, machten ihnen Waffen, zeigten ihnen, wie dergleichen Sachen zweckmäßiger eingerichtet werden könnten, und ließen von der christlichen Religion noch nichts hören. Waren Kranke in der Gegend, so übernahmen die Jesuiten die Pflege derselben, verbanden ihre Wunden, sammelten heilende Kräuter für dieselben, und wachten bei ihnen des Nachts. Die rohen Indianer erblickten in den Jesuiten endlich Männer, welche nur deswegen über das große Wasser (den Ocean) gekommen wären, um ihnen zu dienen, und die Dankbarkeit weckte bei ihnen auch alle anderen sanften Gefühle. Bekamen sie Krieg mit einer benachbarten Völkerschaft, und wollte keiner als Gesandter zu den Feinden gehen, aus Furcht, von ihnen gefressen zu werden, so erboten sich die Jesuiten zu der gefährlichen Gesandtschaft, unterrichteten sich erst gründlich von dem Gegenstande des Zwistes, nahmen einigen europäischen Tand als Geschenke an die Feinde mit, und brachten gewöhnlich den Frieden zurück.

Diese Arbeiten erwarben den Jesuiten ein allgemeines Ansehen bei den befreundeten Horden und bei den feindlichen. Gewöhnlich vereinigten sich beide zu einer geselligen Wohnung, welches die Jesuiten so sehr wünschten, denn die Geselligkeit führt zur Religiösität, und das Christenthum entfremdet seine Bekenner dem unstäten Leben. Kaum hatten die Jesuiten also die ersten Christen in Paraguay gewonnen, so riethen sie denselben, sich Häuser zu bauen, statt in Erdhöhlen zu wohnen. Aber die Arbeit sagte den rohen Völkern nicht zu, und ein Haus kannten sie nicht einmal. Die menschenfreundlichen Jesuiten legten also selbst Hand an's Werk: sie fällten Holz, brennten Kalk, strichen Ziegel; andere schmiedeten Nägel, Riegel und Schlösser, u. s. w. Die Werkzeuge hatten sie sich aus Quito oder Lima nachgeholt. Der träge Indianer schaute, in seiner Hangmatte sich schaukelnd, den Arbeiten der Priester

nur gleichgültig zu. Als aber das erste Haus fertig da stand, so mangelhaft es auch seyn mochte (weil die Jesuiten des Bauens nicht gewohnt waren), so staunten diese Naturmenschen höchlich. Sie konnten es mit Händen greifen, daß man in einem Hause vor Regen und Sonnenhitze, vor Raubthieren und lästigen Insecten sicher sey. Jeder von ihnen wollte nun ein Haus haben, aber die Missionäre erklärten mit festem Tone, diejenigen würden den Vorzug haben, welche mitarbeiteten, und die fleißigsten wären. Das wirkte, der Eigennutz trieb alle zur Arbeit, und bald stand ein großes Dorf fertig, von reinen luftigen Gassen durchschnitten, welches 3000 Bewohner zählte, die alle Christen waren. Eine solche christliche Colonie hieß eine Reduction. Kaum war das erste Dorf vollendet, alle Bekehrten mit Häusern versehen, so reiseten einige Jesuiten nach Peru zurück, und verschafften sich in den spanischen Städten eine Menge Saatkorn, Ackergeräthe und Hornvieh für bedeutende Summen, welche die Missionshäuser in den spanischen Colonien hergaben. Ein Jesuit trieb 62 Tagreisen weit bloß mit Hülfe einiger getauften Wilden 200 Stück Rindvieh herbei, und man kann denken, wie mühsam dies in einem Lande war, wo man keine Landstraßen, keine Brücken und kein nächtliches Obdach fand, sondern nur Raubthiere und Menschenfresser, welche nach dem Fleische der weissen Missionäre hungrig waren. Viele Jesuiten waren auf diese Weise Märtyrer ihres Berufes und eine Speise der Wilden, z. B. Pater Espinossa, der eine Heerde Schafe vor sich her trieb. — Mit dem Ackerbau mußten die Jesuiten erst wieder selbst beginnen: sie pflügten, säeten, mäheten, droschen, mahlten und backten — die Indianer schauten träge zu, aber das Brod schmeckte ihnen vortrefflich, und die Milch, die Butter und den Käse verschmäheten sie auch nicht. Auch bei dem Vieh mußten die Jesuiten erst selbst die Wartung und das Melken, das Butter- und Käsemachen übernehmen; am Ende begriffen die Neubekehrten alles, wurden arbeitsam, und fühlten in ihrer neuen Lage sich glücklich. Konn-

ten da die Jesuiten nicht mit dem Weltapostel sagen: „Ich bin allen alles geworden, damit ich alle Christo gewinne?"

Natürlich blieb es nicht bei einer Reduction; die Jesuiten waren überaus erfinderisch, neue Horden der Wilden anzuziehen. Vernahmen sie, daß ein Schwarm in der Nähe ihrer Reduction sey, so gingen einige hinaus, begleitet von wenigen Neugetauften, sangen eine christliche Hymne, und begleiteten dieselbe auch wohl mit Saitenspiel. Kaum erklangen die Töne, bald traurig klagend und absterbend, bald feierlich jubelnd, in den Ohren der Wilden, als sie die Köpfe aus ihrem Dickicht hervorstreckten, näher kamen, und bezaubert da standen. Dann zogen die Jesuiten sich zurück unter Gesang und Saitenspiel, die Wilden folgten wie bezaubert — wer denkt hier nicht an das artige Mährchen von Orpheus und Amphion? — und kamen bis mitten in die Reduction, zuweilen 300 auf einmal. Hier wurden sie von den Gläubigen liebreich in die neuen Häuser geladen, festlich bewirthet, und mit der neuen Ordnung bekannt gemacht. Alle blieben, denn sie fanden das gesellige bequeme Leben in Häusern allerliebst. Sie wurden im Christenthum, im Ackerbau und in Gewerben unterrichtet, und wenn sie fähig waren, so erhielten sie die Taufe und Grundeigenthum, und so entstand eine neue Reduction. Von einer andern Seite vergrößerten die Jesuiten ihre Reductionen, indem sie den Wilden, die sich noch nicht bekehren wollten, ihre zum Braten verurtheilten Kriegsgefangenen abkauften, dieselben im Christenthum unterwiesen, und sie zu glücklichen Bürgern machten. Bald zählte man in dem ungeheuern Innern Südamerika's schon über 60 Reductionen, deren viele über 6000 Inwohner hatten. Manche Reduction, z. B. Assumption, erwuchs zu einer Stadt von 12 bis 15 tausend Seelen, und es ist zum Erstaunen, welches Talent die Neugetauften selbst für die schönen Künste bewiesen. Sie schmückten ihre Kirchen mit hübschen Gemälden von ihrer eigenen Hand, und manches ihrer Bilder ist nicht unwerth gefun-

den, in eine italiänische Galerie aufgenommen zu werden. In der Bildhauerei blieben sie auch nicht zurück, und in jeder Reduction bildete sich ein musikalischer Verein, der die schwierigsten Stücke mit Leichtigkeit aufführte. In jeder Woche war eine musikalische Messe. Ihr Gewerbfleiß holte den europäischen bald ein, sogar brabänter Spitzen wurden von ihnen verfertigt, doch mehr zum Verkauf, als zum eigenen Verbrauch, denn alle Ueppigkeit war aus den Reductionen verbannt. Man kannte auch keine Völlerei und Unzucht, keinen Haß und Stolz mehr. Die Christen in Paraguay glichen an Unschuld den ersten Christen in Jerusalem. An jedem Morgen vor Sonnenaufgang war gemeinschaftliches Morgengebet in der Kirche, gegen Sonnenaufgang die h. Messe, darauf ein kurzer Religionsunterricht, und Abends, wenn es dämmerte, kamen alle wieder in die Kirche, gemeinschaftlich das Abendgebet zu verrichten. So bildete die Reduction eine große Familie, deren Väter die Jesuiten waren. Weil alle ihre Zeit zwischen Arbeiten und herzlichen Gebeten theilten, so waren sie immer heiter, der Friede Gottes ruhete auf ihren Antlitzen. Kein Wunder, daß immer mehr Jesuiten nach Paraguay wollten! Hier war ein Christenvolk von Millionen, cultivirt, wie das gebildetste Volk in Europa, aber frei von den Lastern der europäischen Christen. Kein Armer war unter ihnen, man kannte keine Hospitäler und Almosen, denn alle Arbeiten waren gemeinschaftlich in jeder Reduction, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke lagen in Magazinen, und jedem wurde aus demselben das Nöthige gereicht; dafür arbeitete aber auch keiner für sich, sondern für das Magazin, und die Jesuiten leiteten nur die Verwaltung derselben, Aufseher und Rendanten (nach unserer Art zu reden) waren angesehene Männer aus dem Volke. Auch die Bußanstalt der ältesten Kirche trat hier wieder ins Leben. Hatte einer ein Laster begangen, so wurde er in die Kirche geführt, bekannte sein Vergehen, und erhielt eine öffentliche Züchtigung, oft auf der Stelle. Dann war der Rückfall selten. Wer heimlich gesündigt hatte,

meldete sich freiwillig, und bat wohl um die öffentliche Strafe. Fast alle gingen jeden Monat zum Tische des Herrn, die meisten aber genossen jeden Sonntag das Brod der Engel, und die Feier eines Festes des Herrn schien jeden mit Freude fast zu berauschen.

In Hinsicht der politischen Stellung hatten die Jesuiten den Christen in Paraguay gerathen, sich der Krone Spanien zu unterwerfen, zugleich aber das Kabinett zu Madrid aufmerksam gemacht, wie verderblich das Leben der Europäer, die sich Christen nenneten, auf die Sitten der getauften Indianer in Peru und Mexiko wirke, und darauf angetragen, daß keinem Europäer erlaubt werden möge, nach den Reductionen zu kommen, um die Kirche in Paraguay, die so herrlich blühe, nicht mit europäischen Lastern anzustecken. Der Hof von Madrid fand diese Ansicht der Jesuiten richtig, und verbot allen, die nicht von Amts wegen nach Paraguay gesendet würden, den Eintritt in dieses Land. Nach getroffener Vereinbarung ernannte der König von Spanien den General-Statthalter, der in Assumption seinen Sitz nahm, und die königlichen Oberrichter. Diese Stellen wurden bloß mit Spaniern besetzt. Die Unterrichter, die Polizeibeamten, die Aufseher der Magazine u. s. w. wurden von der Gemeinde gewählt, und zwar immer nur auf ein Jahr. Jeder Erwachsene von 20 bis 60 Jahren zahlte dem Könige von Spanien jährlich 1 Thaler Kopfsteuer; ausserdem übernahmen die Christen in Paraguay die Pflicht, bei vorkommenden Gelegenheiten dem Könige von Spanien Hülfstruppen zu stellen.

Wohl 100 Jahre lebten die Christen in Paraguay glücklich, und die Reductionen dehnten sich am Ende fast über das ganze Innere Südamerika's aus. Den wehrlosen Jesuiten gebührt der Ruhm, diese Ländermasse, die kein Eroberer anzugreifen gewagt hatte, ohne Gewalt für Spanien gewonnen, und die Bewohner derselben aus Menschenfressern zu Christen und civilisirten Menschen umgeschaffen zu haben. Spanien zog aus Paraguay jährlich eine nette

Summe, und die Verwaltung des Landes kostete ihm fast nichts.

Einmal wäre das Glück in Paraguay fast gestört worden. Die Portugiesen hatten an der Nordspitze Brasiliens auf einem schroffen Felsen die Stadt und Festung St. Paul gebauet. Die ersten Colonisten, wüste Jünglinge, kamen auf den sonderbaren Einfall, gleich Roms ersten Bürgern, sich Weiber aus den benachbarten Horden der Wilden einzufangen. Dies gelang ihnen, und die Abkömmlinge dieser Ehen erbten alle Laster der Europäer und Wilden: die Arbeit behagte ihnen nicht, sie raubten, wagten Streifzüge zuweilen viele hundert Meilen weit in das Innere Südamerika's, und kamen immer mit vielen Gefangenen und anderer Beute zurück. Die Gefangenen brauchten sie in ihren ergiebigen Gold- und Silberminen. Alles Gesindel, welches in Europa und Amerika dem Galgen entlaufen war, fand in St. Paul Aufnahme, und da die Kolonie schon bald mehrere tausend Seelen zählte, sagte sie sich von Brasilien los, und verwandelte sich in eine förmliche Räuberrepublik. Die Leute waren aber auch weit und breit so verschrien, daß man sie nur die Mamelucken nannte, und kein Nachbar mit ihnen zu schaffen haben wollte. Die Reductionen in Paraguay, welche alle ja volle Magazine und großen Reichthum an Vieh und Fabrikaten besaßen, waren besonders ein Reiz für diese Mamelucken, und in kurzer Zeit waren 16 Reductionen, die ihnen zunächst lagen, gänzlich vernichtet, die Bewohner ermordet oder als Sclaven fortgeschleppt nach S. Paul. Da die spanischen Statthalter, entfernt wohnend, den äussersten Reductionen keine kräftige Unterstützung leisten konnten, so schickten sie ihnen Pulver, Flinten und Kanonen, und forderten sie auf, sich auf militairischen Fuß zu setzen, und die Räuber muthig abzutreiben. Als die Mamelucken nächstens wieder erschienen, wurden sie so empfangen, daß ihnen das Wiederkommen verleidet war, und die zerstörten Reductionen wurden hergestellt. Dieser gute Erfolg veranlaßte alle Reductionen, sich zu bewaffnen, zu-

mal da es noch überall räuberische Horden Wilder gab, welche das Christenthum verschmäheten. Der spanischen Regierung war die Bewaffnung Paraguay's sehr angenehm, denn die 100000 Bewaffneten des ganzen Staates kosteten ihr nichts, wehrten jeden feindlichen Angriff ab, und dienten der spanischen Krone oft mit vielem Vortheil in Kriegen mit Portugal gegen Brasilien. In diesem Falle erhielt die Miliz von Paraguay auch spanische Offiziere; im Frieden wurde sie von den Nachkommen der alten Kaziken befehligt.

Nun blüheten die Reductionen immer herrlicher auf. Damit die Bewohner mit den Lastern des Auslandes nicht bekannt würden, besorgten die Jesuiten selbst die Versendung ihrer Waaren nach Europa und nach den Kolonien in Amerika, und litten nicht, daß einer aus dem Lande reisete. Dagegen sorgten sie auch, daß es in den Reductionen nie an Werkzeugen und Materialien gebrach, die das Land selbst noch nicht lieferte. Am Ende machten die Eingebornen das Meiste sich selbst, sogar Kanonen. Fremden war der Eingang in's Land nicht nur verboten, sondern auch schon dadurch fast unmöglich gemacht, daß gar keine europäische Sprache in den Reductionen eingeführt wurde.

Verlassen wir jetzt Paraguay, und gehen nach Portugal: das neue Christenland wird uns schon wieder in den Weg fallen.

§. 36.

Marquis von Pombal.

(1750 — 1777.)

Ich habe oben erzählt, daß Joann IV. der erste König von Portugal aus dem Hause Braganza war. Seine Nachfolger Alphonsus VI., Peter II. und Joann V. haben wenig Interesse für uns. Joann V. regierte fast ein halbes Jahrhundert (1707—1750), und baute das Kloster Mafra, welches noch herrlicher seyn sollte, als das Escorial in Spa-

nien, aber bis jetzt noch nicht vollendet ist. Daß er an dem spanischen Erbfolgekriege Theil nahm, ist oben gesagt. Seine Gemahlinn war Maria Anna, Prinzessinn von Oestreich.

Unter Joann's V. Regierung fing der nachher berüchtigte Pombal seine Rolle zu spielen an. Eigentlich hieß er Sebastian Joseph von Carvalho, geboren 1699, Sohn eines Capitains, aus dem niedern Adel, doch war seine Mutter, eine Mendoza, von hoher Familie, auch hatte er einen hohen Prälaten zum Oheim. Der junge Carvalho studirte in Coimbra die Rechte, wurde dann Soldat, war ein tollkühner Raufer, ein ausschweifender Wüstling, und deswegen aus der Hauptstadt Lissabon verwiesen. Als er eine Zeitlang auf dem Gute seines Vaters still gelebt hatte, gewann er die Zuneigung einer vornehmen und reichen Wittwe, und da er ihre Verwandten nicht stimmen konnte, in eine Ehe mit derselben zu willigen, so entführte er sie, und die reiche Wittwe ward seine Gemahlinn. Nun hatte er die Grafen Arcos zu geschwornen Feinden, weil sie den armen Ritter von Habenichts verachteten. Diese Schmach trieb ihn an, empor zu streben. Mit 40 Jahren kam er an den Hof, gefiel durch sein schönes Aeussere und durch seinen bescheidenen Ton. Der Posten eines Gesandten in England ward ihm zu Theil, und in diesem Reiche faßte er nicht nur den Gedanken, Portugal von den Fesseln des englischen Handels zu befreien, sondern auch die freien Ansichten von Religion auf, die er nachher deutlich genug aussprach. Als er von London zurückkehrte, ward er als Gesandter nach Wien gesendet, auf Anrathen der portugiesischen Königinn, die ihm überaus gewogen war. Da seine Gemahlinn starb, heirathete er in Wien eine junge Gräfinn Daun, und so wenig traute man hier seiner Würde, daß er vorher seinen Adel beweisen mußte, ehe er zu der Heirath gelangen konnte. Wäre die Königinn von Portugal nicht seine Gönnerinn geblieben, so hätte er es gewiß nicht weit gebracht, denn der König Joann V. haßte ihn, und rief ihn auch von Wien ab.

Carvalho war nun wieder ein Privatmann; weil er aber wußte, wie viel die Jesuiten am Hofe galten, so schloß er sich an dieselben an, erschien täglich in ihrer Kirche, feierte die Sonntage des h. Ignatius und die Freitage des h. Xaverius, und hieß in Lissabon allgemein der große Jesuit. Alles dieses that er nur, um die höchste Würde in Portugal zu bekommen.

Endlich starb Joann V. am 31. Juli 1750, am Sterbetage des h. Ignatius, und da der Kronprinz als Joseph I. den portugiesischen Königsthron bestieg, empfahlen die getäuschten Jesuiten ihm zum Minister vor allen andern den frommen Carvalho. Gleich trat dieser sein Amt an, und wußte die Gunst der alten Königinn zu bewahren, bis diese im J. 1754 ebenfalls starb. Sie hatte immer die Missionen befördert, und so oft Jesuiten nach Brasilien gingen, hatte sie dieselben erst vor sich kommen lassen, und sie gebeten, ihr über den Zustand der Missionen fleißig zu schreiben, und ja nicht zu verschweigen, welche Hindernisse von Portugiesen oder königlichen Beamten der Verbreitung des Christenthums gelegt würden; ihre Namen sollten verschwiegen werden. Die Jesuiten hatten diesen Befehl erfüllt, und den Gouverneur von Brasilien vielseitig als einen despotischen Herrscher dargestellt, der die Indianer durch seine Brutalität immer mehr gegen das Evangelium erbittere. Dieser Gouverneur war kein anderer, als Mendoza, Carvalho's Bruder. Der Minister wunderte sich, so oft im Rathe Klagen über seinen Bruder zu hören, und konnte die Quellen derselben nicht entdecken. Nach dem Tode der Königinn fand er Gelegenheit, sich ihrer Papiere zu bemächtigen, und wie wüthete er, hier zu sehen, daß Jesuiten die Berichtsteller über seinen Bruder waren! Das sollte der ganze Orden ihm büßen, dem er seine Erhebung aus dem Staube zu danken hatte.

Gelegenheiten dazu boten sich ihm viele dar. Weil Carvalho glaubte, in Paraguay wären Goldgruben vorhanden, so projectirte er mit Spanien den Austausch einer Provinz dieses Landes gegen die brasili-

sche Provinz San Sacramento. Spanien war damit zufrieden, nur sollten die Unterthanen nicht abgetreten, sondern in das neue spanische Gebiet versetzt werden, welches öde und unbebaut war, und 400 Stunden weit entfernt lag. Selbst der Irokese liebt sein Vaterland, und es ist etwas Hartes, den Menschen von dem Boden zu vertreiben, den er immer bebaute, der die Gebeine seiner Väter enthält, und ihn an die lieblichen Kinderjahre beständig erinnert. Die Jesuiten stellten dies den Höfen vor, und bemerkten auch, welche Unmöglichkeit es sey, einen ganzen Völkerstamm mit Weibern und Kindern, mit dem Vieh und der sonstigen Habe durch Wüsten 400 Stunden weit zu versetzen. Umsonst! Da riethen die Jesuiten den Unglücklichen, sich in ihr unvermeidliches Schicksal geduldig zu fügen, und verloren dadurch alles Vertrauen. Die Bewohner von Paraguay sahen die bisher so geschätzten Väter nun für Verräther ihres Landes an, die nur gekommen wären, sie unter das Joch der Fremden zu bringen. Als Pombals Bruder, Mendoza, mit einem starken Heere einrückte, setzten sich gegen den Rath der Jesuiten die Indianer zur Wehr, und es dauerte zwei Jahre, und kostete viel Blut von beiden Seiten, daß sie unterjocht wurden. Carvalho schrieb den Widerstand der Indianer auf Rechnung der Jesuiten, und ließ Bücher schreiben, den Orden auch in Europa verhaßt zu machen. Die Jesuiten, hieß es, hätten im Innern Südamerika's ein eigenes Reich gegründet, welches auch den Augen der Spanier dort entgangen sey — der Jesuitenkönig heiße Nikolaus; der sich durch Kniebeugen und Fußkuß von seinen Unterthanen verehren lasse — keinem Europäer werde der Eintritt ins Land gestattet, denn die Europäer würden den Indianern von den Jesuiten als Gotteslängner beschrieben, die man fern von sich halten müßte. Carvalho hatte in Lissabon einen Mann mit 3000 Livres Gehalt angestellt, ihm über die Jesuiten dergleichen Lügen zusammen zu schreiben. Der Mann hieß Platel, war ein Franzose von Geburt, ein Kapuziner, der in Madras und Pondiche-

ry als Missionair arbeiten sollte, aber an beiden Orten vom Ordensgeneral weggejagt wurde, weil er nur Mädchen zu Schlechtigkeiten verführte. Dann kam er nach Italien, schrieb ein schlechtes Buch, und wurde deswegen in ein Kapuzinerkloster gesperrt. Er entsprang, ging nach Holland, wurde reformirt, und der Pater Norbert, jetzt Piter genannt, etablirte eine Weinschenke. Als es damit nicht voran wollte, sah er sich in England, Deutschland und Preußen um. Ueberall ausgestoßen wendete er sich wieder nach Frankreich, erschien abermals als Katholik, und zwar als Weltpriester unter dem Namen Abbé Platel, da sein Familiennamen Parisot war, und als solcher kam er in die Dienste Carvalho's mit 3000 Livres Gehalt, um die Jesuiten in Paraguay zu verläumden. Ein abtrinniger Jesuit ward sein Gehülfe. Was diese beiden Elenden damals von Portugal aus in die Welt hineinschrieben, wird leider noch jetzt von vielen für pure Wahrheit gehalten. Die Bischöfe und Statthalter in Peru und Mexiko machten damals ganz andere Berichte über die Jesuiten bekannt, aber dieselben wurden weniger beachtet, denn das Böse findet immer eher Glauben, als das Gute.

Die Christen wurden aus Paraguay nicht vertrieben, sondern unterjocht. Nachdem man ihr Gebiet oft gemessen und besteuert hatte, fand man keine Gold- und Silbergruben in demselben, und Carvalho schämte sich seines Projectes.

Auch noch in andern Punkten versah Carvalho sich gröblich. Er wollte die Fabriken des Landes heben, und den Gebrauch ausländischer Fabrikate verhindern. Das war löblich. Aber er verfuhr dabei so gewaltthätig, daß alle Stände empört wurden. Jedem, welcher ausländische Stoffe trug, ließ er auf öffentlicher Straße das Kleid vom Leibe reissen, und ihn so nach Hause laufen. Weil er einmal den Gedanken aufgefaßt hatte, daß nur der Ackerbau Portugal glücklich machen könne, so befahl er den Landleuten, ihre Weinberge in Ackerland umzuschaffen, und da dies nicht auf der Stelle geschah, so ließ er

ihre Weinberge zerstören, wodurch manche an den Bettelstab gebracht wurden. Er wollte, daß die Engländer nicht die einzigen Weinhändler Portugals seyn sollten; deshalb übertrug er den Weinhandel, welcher bisher viele tausend Familien genährt hatte, einer einzigen Gesellschaft, und dies erregte um desto größeren Unwillen, weil man sagte, der Minister theile den Gewinn des Weinhandels mit dieser Compagnie, welches aber ungegründet war, denn er hat sich nie bereichert, er suchte nicht Geld, sondern Herrschaft. Zu Porto entstand aber ein fürchterlicher Tumult gegen die Weinkompagnie, der vielen Menschen das Leben kostete, und auch in diesen Handel wußte der Minister die Jesuiten zu verflechten, indem er dem Pabste klagte, daß die Jesuiten seinen Wein als untauglich zur Messe verwürfen.

Bald darauf ereignete sich das furchtbare Erdbeben zu Lissabon. Am Feste aller Heiligen (1. Novemb. 1755.), eben zur Zeit des Gottesdienstes, wankte der Boden, und 30000 Menschen wurden entweder lebendig von den Trümmern der Gebäude verschüttet, oder kamen in den Wellen des ausgetretenen Tejo um. Carvalho's Pallast war stehen geblieben, die Bürger Lissabons waren aber so erschreckt, daß sie den schaudervollen Ort völlig verlassen, und sich anderswo anbauen wollten. Der Minister verhinderte dies wie ein zweiter Camillus, fuhr in seinem Wagen umher, um Anstalten zu treffen, die verschütteten Leichen hervorzuziehen und zu beerdigen, und die verwaiseten Verwandten zu trösten, und wußte selbst den König zu bewegen, Hand ans Werk zu legen, daß die vielen Leichen beerdigt würden. Dies rührte wohl manchen, aber noch größere Wirkung brachten die Jesuiten auf ihren Kanzeln hervor, da sie das Erdbeben als eine Strafe des Himmels schilderten gegen die Laster und die Neuerungen der neuesten Zeit. Dies bezog Carvalho auf sich, und er war nun mehr als jemals entschlossen, den Jesuiten allen Einfluß zu benehmen. Der König wünschte 8 Tage hindurch unter der Leitung des Jesuiten Malagrida, der in Portugal für

einen Heiligen galt, Betrachtungen zu halten, und er bedurfte derselben wohl, da er gewohnt war, einen lockern Lebenswandel zu führen. Dies war aber dem Minister gar nicht recht; er spiegelte dem Könige nun so viel von Verschwörungen vor, die von Jesuiten geleitet würden, daß dieser sie sämmtlich vom Hofe verwies, und einen andern Beichtvater anstellte. Auf Andringen des Ministers erschien in Portugal ein päbstlicher Legat, Passionei, ein erklärter Jesuitenfeind, um im Namen des Pabstes das Thun des Ordens zu untersuchen, und dieser verbot den Jesuiten in Portugal die Kanzel und den Beichtstuhl.

Carvalho triumphirte schon, als ein neuer Vorfall ihm Gelegenheit bot, den Adel, den Hof und die Jesuiten mit einem Schlage zu zermalmen. Die Familien Aveiro und Tavora, bisher feind gegen einander, söhnten sich aus durch Vermittelung der Jesuiten. Der König pflegte die Marquisinn von Tavora wohl heimlich zu besuchen, welches ihren Gemahl verdroß. Einmal, als er von einem solchen Besuche in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September 1758 sehr spät zurückkehrte, wurde er unterweges von Reitern überfallen, und er empfing von einem Schuß in den Wagen eine leichte Wunde. Nun war Malagrida's Wort erfüllt, welches er wohl gesagt hatte: wenn der König nicht einen ordentlicheren Wandel anfange, so werde ihm noch einmal ein Unglück zustoßen. Der König kam indessen noch gelinde davon, und die Regierung schien den Vorfall vergessen zu wollen. Als aber den 12. December d. J. Carvalho die Hochzeit seiner Tochter feierte, und den hohen Adel bei sich bewirthete, ließ er des Nachts mehrere seiner Gäste verhaften, den Marquis von Tavora und dessen ganze Familie, den Pater Malagrida, am andern Tage den Herzog von Aveiro. Die Untersuchung dauerte nicht lange, und es ergab sich, daß der Herzog von Aveiro, ein naher Verwandter der Marquisinn von Tavora, nebst seinem Kammerdiener Fereira den Angriff auf den Wagen des Königs gemacht, und die Uebrigen darum gewußt hatten. Schon den 13ten Januar 1759

wurden alle auf einem hohen Gerüste vor dem Schlosse zu Belem hingerichtet: zuerst ward die Marquisinn von Tavora gehängt, dann ihr jüngster Sohn erdrosselt und sein Gebein mit Keulen zerschlagen, darauf dem ältesten Sohne dasselbe angethan. Der Vater, Marquis von Tavora, ein alter Mann, mußte der Hinrichtung seiner Kinder zusehen, dann wurde er selbst lebendig gerädert, mit ihm der Herzog Aveiro, den man aber langsamer marterte. Zuletzt setzte man den Kammerdiener des Herzogs, Fereira, der allen Hinrichtungen hatte zusehen müssen, mitten auf das Gerüst an einen Pfahl, legte alle Leichen um ihn, zündete das Gerüst an, und warf nachher die Asche ins Meer. Die Jesuiten wurden beschuldigt, die Verschwörung gegen des Königs Leben eingeleitet, und eben deswegen die Familien Aveiro und Tavora versöhnt zu haben. Als der Pabst nicht schnell genug die Vollmacht einsendete, sie vor der bürgerlichen Obrigkeit zu richten, ließ der furchtbare Minister sie noch in demselben Jahre auf Schiffe packen, und sie alle, 1854 an der Zahl, dem Pabste nach dem Kirchenstaate bringen, damit er sie selbst ferner ernährte. Das Land, welches die Jesuiten 1540 zuerst aufgenommen hatte, stieß sie auch zuerst aus. Ein gleiches Schicksal traf alle Jesuiten in den portugiesischen Besitzungen ausserhalb Europa's. Nur Malagrida wurde in Portugal zurückbehalten, und nebst zwei andern Jesuiten 1761 öffentlich hingerichtet, nicht als Königsmörder, sondern wie die Inquisition sagte — als Ketzer und falscher Prophet. Er hatte nichts verbrochen, als daß er wohl gesagt hatte, der König werde bei seinen Ausschweifungen noch einmal ein Unglück haben; darum hieß er ein Ketzer und falscher Prophet.

Noch muß ich sagen, daß einige Geschichtschreiber erzählen, Carvalho selbst habe den Angriff auf des Königs Wagen veranstaltet, um den Adel und die Jesuiten ins Unglück zu bringen. Der Tag des Weltgerichts wird auch diesen Zweifel enthüllen.

Der Pabst war sehr unzufrieden über das regellose Verfahren gegen einen verdienstlichen Orden,

aber auch ihm hatte der Minister noch eine Demüthigung aufbewahrt. Als des Königs Erbprinzessinn mit ihrem Oheim Don Pedro vermählt wurde (1760), und die Bürger von Lissabon illuminirten, war der päbstliche Nuntius es, der nicht illuminirte, weil die Vermählung ihm nicht, wie den übrigen Gesandten, offiziel angezeigt war. Das benutzte der Minister, den Nuntius durch Soldaten über die Gränze bringen zu lassen, und sogar die Nuntiatur aufzuheben.

Alle diese Schritte ärgerten das Volk, der Minister hatte dem Könige die Herzen seiner Unterthanen völlig entfremdet, und sein Stolz, z. B. gegen Spanien, verwickelte das Vaterland in unnütze Kriege. Nur sein König hing blind an ihm, und ernannte ihn 1770 für die Vertreibung der Jesuiten zum Marquis von Pombal, doch regierte er als solcher nur noch 7 Jahre. Da starb Joseph I. im Jahre 1777, und auf der Stelle verlor Pombal seinen Ministerposten. Man öffnete die Kerker, die er gefüllt hatte; 9800 Menschen erhielten ihre Freiheit wieder, und fast alle Einrichtungen Pombals wurden aufgehoben. Ja, man verhaftete ihn selbst, stellte ihn vor Gericht, und das Leben ward ihm einstimmig abgesprochen. Da er aber Briefe, vom verstorbenen Könige eigenhändig unterzeichnet, vorlegte, welche Zeugnisse enthielten, daß die Verschwörung der Aveiros und Tavoras wirklich statt gehabt habe, so begnadigte ihn die junge Königinn, vielleicht, um das Andenken ihres Vaters nicht zu brandmarken. Die Hingerichteten ließ die Königinn sämmtlich unschuldig erklären, das Urtheil aber nicht öffentlich bekannt machen. Pombal ward mit Beibehaltung seiner Titel nach dem Flecken Pombal verwiesen, und lebte dort noch 5 Jahre in der Dunkelheit des Privatlebens; er starb 1783, ein 82jähriger Greis.

Die nun regierende Königinn Maria I. ist die Großmutter des in unsern Tagen vertriebenen Kaisers von Brasilien, Don Pedro, und seines Bruders Don Miguel, der gegenwärtig in Portugal herrscht. Maria lebte bis 1816, war aber seit 1799

blödsinnig, und seitdem regierte der Prinz Regent Don Juan, der 1816 als König Joann IV. den Thron bestieg, und 1825 gestorben ist.

§. 37.

Die drei ersten Bourbons in Spanien.

(1713—1788.)

Wir haben oben gehört, daß im Utrechter Frieden 1713 Philipp V., ein Enkel Ludwigs XIV., als König von Spanien anerkannt wurde. Er hat lange (bis 1746, also 33 Jahre) und nicht unrühmlich regiert. Unter ihm kam das Königreich Neapel und Sicilien wieder an das spanische Haus: der Infant Don Carlos erhielt es 1735 als ein abgetrenntes Reich; auch das Herzogthum Parma wurde wieder gewonnen, für den Infanten Don Philipp. Der Herzog von Savoyen als bisheriger König von Sicilien wurde mit der Insel Sardinien abgefunden, die nun ein Königreich hieß. Nach Philipp V. regierte sein Sohn Ferdinand VI. nur 13 Jahre, bis 1759.

Auf Ferdinand VI. folgte in der Regierung sein Halbbruder Carl III., welcher mit Würde von 1759 bis 1788 auf dem Throne saß. Unter ihm wurde der Ackerbau in Spanien befördert, die Inquisition beschränkt und nur auf die Bestrafung wirklicher Verbrecher, die der menschlichen Gesellschaft nicht würdig waren, angewiesen. Spaniens Bevölkerung stieg wieder über 10 Millionen.

Welche Rolle Spanien in auswärtigen Kriegen unter diesem Könige hatte, werde ich später erzählen. Man höre hier nur, wie Spanien nach dem Beispiele Portugals gegen die Jesuiten verfuhr.

Nachdem Carl III. mehrere Minister hatte abdanken müssen, um dem Willen der Nation zu genügen, berief er den Herzog von Aranda ins Ministerium, einen Mann, der den damaligen Ministern in Frankreich, sämmtlich Feinden der Religion, angenehm war. Ob der König ihn von dieser Sei-

te vielleicht nicht gekannt hat? — Aranda suchte nichts anderes, als den Glauben an Christus und Offenbarung überhaupt in Spanien zu untergraben, wie sein Freund Choiseul in Frankreich, von welchem ich unten sprechen werde. Da standen ihm aber die Jesuiten im Wege, welche das Christenthum bei allen ihren Unternehmungen als ihr höchstes Ziel im Auge behielten, und von den Grundsätzen der katholischen Kirche weder zur Rechten noch zur Linken abwichen. Sie mußten also aus Spanien entfernt werden, oder Aranda mußte sich seines Werkes auf immer begeben. Was that also der gewandte Aranda? An einem Abend, eben als die Zeit war, daß die Jesuiten zu Abend aßen, wurde an ihrem Collegium zu Madrid stark geklingelt, und der Rector vorgefordert. Er kam, und ein Mann von Stande (wie es schien) übergab ihm ein Paquet Schriften mit einem Gruße von dem Rector des Collegium in Sevilla, der die Bitte beifüge, er möge diese Schriften, da sie wichtig wären, bei Musse durchlesen, und sie allenfalls mit seinen Bemerkungen versehen zurücksenden. Der Rector, nichts Böses ahnend, läßt das Convolut, ohne es einzusehen, auf sein Zimmer tragen, verabschiedet den Ueberbringer höflich, und begibt sich zu seinen Brüdern in das Speisezimmer, um die Tagesordnung nicht zu unterbrechen. Kaum hatte er sich niedergesetzt, als abermals stark am Schellthor geläutet wurde. Königliche Commissarien waren da, alle Briefschaften der Jesuiten in Beschlag zu nehmen. Der Rector verwunderte sich, aber die königlichen Commissarien versicherten ihm, die Schriften der Jesuiten würden nur deswegen unter Siegel gelegt, und in das Bureau des Herzogs von Aranda überbracht, damit der Orden der Jesuiten gegen seine Feinde gerechtfertigt werde — der Hof zu Lissabon argwöhne eine heimliche Correspondenz verborgener portugiesischer Jesuiten mit den Jesuiten in Spanien, und der spanische Hof sey dem portugiesischen darüber Aufklärung schuldig. Der Rector bemerkte, das von den Jesuiten in Sevilla gesendete Paquet noch nicht einmal eingesehen zu haben, und

wollte es erst nicht verabfolgen lassen, aber nach diesem griffen die Commissarien am gierigsten, und schienen der andern Papiere wegen nicht gekommen zu seyn. Es verging eine geraume Zeit, daß die Jesuiten von ihren Schriften nichts weiter hörten; ein Schreiben des Rectors nach Sevilla blieb unbeantwortet, vielleicht, weil es von Aranda aufgefangen war. Auf einmal wurden die Jesuiten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt: 1767 in der Nacht vom 1sten auf den 2ten April umringten Soldaten alle Jesuitencollegien in Spanien, rissen die Mitglieder des Ordens heraus, Priester und Nichtpriester, schleppten alle nach Carthagena, packten sie auf Schiffe, und brachten sie nach dem Kirchenstaate. Dasselbe Schicksal traf zu der nämlichen Zeit alle Jesuiten in den spanischen Colonien, in Peru, Paraguay, Mexiko u. s. w. Der Pabst ward unwillig, daß man ihm die Ernährung auswärtiger Jesuiten, natürlicher Unterthanen fremder Staaten, zumuthen wolle, und sperrte ihnen seine Küsten. Mehrere Wochen wurden die Armen nun auf dem Meere umhergeschleppt, viele starben vor Gram oder Elend (mehrere waren schon krank auf die Schiffe gekommen); ihre Leichen warf man ins Meer. Endlich erbarmten sich die Corsen, und nahmen sie gastfreundlich auf; es waren noch 2300 Jesuiten. Als bald darauf Corsika an Frankreich kam, mußten die Jesuiten die Insel räumen, und nun nahm der Pabst sie in den Kirchenstaat auf.

Die Härte Spaniens gegen die Jesuiten, die nicht angeklagt, nicht verhört waren, ließ ganz neue Verbrechen muthmaßen. Aber Carl III. erklärte der Welt in seiner pragmatischen Sanction vom 2ten April 1767, die Ursache von der Vertreibung der Jesuiten aus allen seinen Staaten behalte er in seinem königlichen Herzen verschlossen. Das Geheimniß seines königlichen Herzens ist aber doch an's Tageslicht gekommen. Er hatte viele Briefe der Jesuiten nach Rom geschickt, um vor dem Pabste seine That zu rechtfertigen; der Cardinal Braschi (nachher Pabst Pius VI.) sah die Schriften

durch, es waren Correspondenzen angesehener spanischer Jesuiten, und sie enthielten die schamlosesten Spöttereien über den spanischen Hof, selbst über die Person des Königs, so daß der Zorn des Königs nun nicht unerklärlich war. Aber Braschi entdeckte, daß die Briefe auf fremdes Papier geschrieben waren, nicht auf spanisches, und da mehrere spanische Jesuiten, welche die Briefe geschrieben haben sollten, jetzt in Italien waren, so konnte man leicht eigenhändige Handschriften derselben zum Vergleich stellen, und es fiel in die Augen, daß die Schriftzüge der Jesuiten — nachgemacht, die Briefe untergeschoben waren. Zu solchen ehrlosen Mitteln mußte man also greifen, einem verdienstreichen Männerbund den Monarchen verhaßt zu machen.

IV. Die nordischen Staaten.

§. 38.

Christina von Schweden.

(1626 — 1689.)

Zu derselben Zeit, als im mittlern und südlichen Europa der spanische Erbfolgekrieg wüthete, wurde im nördlichen der schreckliche nordische Krieg geführt, denn Schweden drohete hier eine Universalmonarchie zu begründen.

Wir haben am Schlusse des vorigen Bändchens gesehen, welchen Einfluß Gustav Adolph während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland gewann. Er hinterließ nur eine Tochter, Christina, die im December 1626 geboren war; sie war ein Mädchen von 4 Jahren, als ihr Vater nach Deutschland abging, und er trug sie auf seinen Armen, da er von den schwedischen Ständen den rührenden Abschied nahm.

Gustav Adolph hatte verordnet, seine Tochter männlich zu erziehen, und sie in allen Wissenschaften zu unterrichten wie einen Knaben. Sein Befehl wur-

de erfüllt. Als Gustav Adolph bei Lützen erschossen war, riefen die Stände die sechsjährige Tochter Christina zur Königinn aus, setzten die fünf höchsten Kronbeamten zu ihren Vormündern ein, und besorgten ihre Erziehung. Christina lernte Griechisch und Latein, Geschichte, Geographie und Politik, Reiten, Fechten und Jagen. Das Lernen gefiel ihr so sehr, daß sie keine Kinderspiele sehen mochte; ihre Vergnügen waren weite Gänge zu Fuß und Jagden, auch trug sie ungern weibliche Kleidung. Den Kanzler Oxenstierna achtete sie wie einen Vater, und lernte von ihm die Politik. Mit 16 Jahren erschien sie im Staatsrathe, und äusserte einen so reifen Verstand, daß ihre Vormünder staunten, und sie baten, die Regierung doch zu übernehmen. Sie aber sagte, sie sey noch ein Kind, und trat erst 2 Jahre später die Regierung an. Schon ihre ersten Schritte verriethen Kenntniß und Festigkeit: mit Dänemark schloß sie einen Frieden, der ihr mehrere Provinzen einbrachte, und sie beförderte den Abschluß des westfälischen Friedens gegen Oxenstierna's Meinung, der den Krieg fortgesetzt wissen wollte. Wir wissen, daß der Frieden ihr viele deutsche Länder und mehrere Millionen Thaler an baarem Gelde einbrachte. In den schwierigsten Händeln arbeitete sie mit Leichtigkeit, und hatte immer noch Stunden genug für die Wissenschaften übrig. Des großen Gustav Adolph große Tochter wurde von allen Monarchen Europa's geehrt: Frankreich, Spanien, Holland und England warben um ein Bündniß mit ihr. Die ersten Gelehrten Europa's lud sie an ihren Hof, um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen; Descartes, Hugo Grotius und andere wurden in Stockholm gesehen, und Christina sprach mit ihnen über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, griechische und römische Literatur und Gesetzgebung. Wiederholend äusserte sie den Wunsch, die Regierung niederzulegen; einige male redeten die Schweden ihr solches aus, aber 1654 setzte sie ihr Vorhaben durch. Sie empfahl ihren Vetter Carl Gustav von Zweibrück zu ihrem Nachfolger, behielt sich eine jährliche Pension

und einen Hofstaat unter ihrer landesherrlichen Gewalt vor, und nach einen Tagen — verließ sie das Reich, ging nach Brüssel, und trat zur katholischen Kirche über. Dies machte um so mehr Aufsehen, da ihr Vater für die Vertheidigung des protestantischen Bekenntnisses in den 30jährigen Krieg gezogen, und dafür bei Lützen gefallen war. Nachdem sie ein Jahr in Brüssel gewesen war, ging sie nach Italien, ihre Reise glich einem Triumphe, denn alle Städte Italiens, durch welche sie kam, waren festlich geschmückt, und gaben ihr Gastmähler, Schauspiele und Erleuchtungen. In Rom hielt sie am Thomastage (1655) ihren Einzug, und hier hatte man die höchste Pracht aufgeboten. Pabst Alexander VII. ertheilte ihr die h. Firmung, und seitdem schrieb sie sich Christina Alexandra. Nachdem sie alles Merkwürdige der Stadt, besonders die Alterthümer, mit vieler Theilnahme besichtigt hatte, wollte sie auch Paris sehen. Mazarin ließ sie feierlich einholen, und sie wurde so sehr bewundert, daß die Hofdamen vor Neid fast von Sinnen kamen, nur damit trösteten sie sich, daß Christina ihre eine Schulter etwas zu hoch trug. Im folgenden Jahre besuchte sie Frankreich noch einmal, und wohnte mit der königlichen Familie im Schlosse zu Fontainebleau. Da sie hier aber ihren Stallmeister in seinem Zimmer hinrichten ließ, so daß Fußboden und Wände von dem Blute kaum wieder gereinigt werden konnten, *) so wurde man kalt gegen sie, und sie kehrte nach Rom zurück. Jetzt blieben ihre 200000 Thaler Pension von Schweden aus, und sie gerieth in große Noth, zumal da sie immer noch rasend Bücher und Kunstwerke kaufte, und Gelehrte mit Geld überschüttete. Der Pabst setzte ihr da jährlich 12000 Scudi aus, und bestellte ihr einen Cardinal, Azzolini, der ein verständiger und wirthlicher Mann war, zum Haushofmeister. Als 1660 ihr Vetter in Schweden starb, besuchte sie wieder einmal Stockholm, ihre Finanzen in bessere Ordnung zu bringen. Hier wurde sie feindselig behandelt.

*) Leibnitz hat diese That Christinens vertheidigt.

Sie hatte Priester mitgebracht, welche ihr in einer Kapelle die Messe hielten. Darüber machten die Schweden ihr Vorstellungen, und als diese nicht fruchteten, so zerstörten sie die Kapelle, und jagten alle ihre Geistlichen über die Gränze. Bei einem zweiten Besuche in Schweden ging es ihr noch übler: noch ehe sie Stockholm erreicht hatte, befahl der Staatsrath ihr, entweder umzukehren oder ihre Geistlichen zurückzuschicken. Sie wählte das Erstere, und hielt sich nun in verschiedenen Gegenden auf, zuletzt noch 21 Jahre zu Rom, bis sie, 63 Jahr alt, starb. In der Peterskirche liegt sie begraben, und der Pabst setzte ihr ein Monument mit einer langen Inschrift, da sie selbst zur Grabschrift nur die wenigen Worte gewählt hatte: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Erbe war der Cardinal Azzolini, die Bibliothek kaufte der Pabst, und ließ 900 Handschriften im Vatikan niederlegen; für einen Theil ihrer Gemälde gab der Herzog von Orleans allein 90000 Scudi.

§. 39.

Carl X. von Schweden, ein Eroberer.

(1654—1660.)

Der König, welchem Christina die Krone abgetreten hatte, war Carl X., ein muthiger Krieger, der den Eroberungen Schwedens neue hinzufügte. Erst hatte er mit den Polen zu thun, welche ihm die Provinzen Liefland, Esthland und Curland wegnehmen wollten. Zugleich schickten ihm die Dänen die Kriegserklärung, da er eben in Polen lag, oder er sollte die früher von den Schweden eroberten norwegischen Landschaften herausgeben. Sogleich ließ Carl die Polen los, flog bis an die Elbe, und eroberte ganz Holstein, Schleswig und Jütland. Es trat eine gräuliche Winterkälte ein, so daß beide Belten zufroren. Ohne sich lange zu bedenken, ging Carl mit seinem Heere zu Fuß über den kleinen Belt nach Fünen, von da über den großen nach Seeland. Kanonen und Packwagen glitten leicht über

das Eis hin, die Reiter führten ihre Rosse am Zaum, doch zwei Compagnien sanken ein, und ertranken, die übrigen kamen glücklich hinüber. In Kopenhagen wollte man das verwegene Wagstück nicht glauben, und als die Schweden nur noch einige Meilen von der Hauptstadt waren, gerieth der dänische König Friedrich III. in solche Angst, daß er durch die Abtretung einiger Landschaften den Frieden erkaufte.

Carl bereuete es bald, ihn so guten Kaufes losgelassen zu haben, und hielt Jütland und Fünen auch nach dem Friedensschlusse noch besetzt. Ja, er fiel im nämlichen Jahre wieder in Seeland ein, und erklärte dem bestürzten Friedrich, er sey jetzt gekommen, ganz Dänemark zu erobern. Friedrich hatte bald nichts mehr, als seine Hauptstadt Kopenhagen. Carl belagerte sie, aber obschon nur 1000 Mann Truppen in ihr lagen, so fand er hier doch einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte. Kopenhagens Bewohner wurden stark durch Verzweiflung, wie ehemals die Bürger Karthago's. Reichsräthe und Hofherren, Prediger und Kaufleute arbeiteten an den Wällen, Studenten vertauschten die Feder mit der Flinte, selbst Weiber und Kinder blieben nicht müßig. Doch schwerlich hätten die Dänen gegen die wiederholten blutigen Stürme der Schweden Stand gehalten, wäre nicht im Spätherbste eine holländische Flotte erschienen, von welcher die schwedische im Sunde völlig geschlagen wurde. Die Holländer glaubten nämlich ihren Handel gefährdet, wenn Dänemark unter Schweden käme. Zugleich erschien eine Landarmee von 32000 Mann, aus Brandenburgern, Oestreichern und Polen zusammengesetzt, und da wurden die Schweden auch aus Jütland und Schleswig vertrieben. Als aber die Verbündeten gern nach den dänischen Inseln übersetzen wollten, die Schweden weiter zu verfolgen, und Kopenhagen zu entsetzen, da wollten die Holländer ihnen keine Schiffe hergeben — aus Neid über die Siege der Verbündeten. So blieb Kopenhagen noch das ganze folgende Jahr (1659) von den Schweden belagert, bis es ganz unerwartet Luft bekam. Carl X. —

starb plötzlich im Jahre 1660, und hatte seiner Gemahlinn empfohlen, einen schnellen Frieden zu schließen. Dieser kam 3 Monate nach Carls Tode zu Stande: Schweden gab nur eine kleine Insel und ein Stückchen Norwegens an Dänemark zurück. Die Brandenburger hatten fast ganz Schwedisch-Pommern erobert, und hatten große Lust, es zu behalten. Aber da fielen die Franzosen, Schwedens treue Bundesgenossen, in die westfälischen Besitzungen Brandenburgs ein, und die Schweden verloren auf deutschem Boden kein einziges Dorf. Der schwedische Name blieb im Norden Europas gefürchtet, wie in Griechenland der Name der Spartaner nach dem peloponnesischen Kriege: man hielt die Schweden für unüberwindlich.

Nach dem kriegerischen Carl X. regierte sein Sohn Carl XI. von 1660 bis 1697. Bei seines Vaters Tode war er erst 5 Jahre alt, und da maßte der Reichsadel sich viele Rechte und Krongüter an. Als er aber selbst die Regierung übernahm, mußte der Adel allen Raub wieder herausgeben; der König sparte überall, zahlte 9 Millionen Kronschulden ab, beförderte Handel und Gewerbe, Armee und Seemacht zum Theil aus seiner Privatkasse, und hinterließ seinem Nachfolger noch einen bedeutenden Schatz. Daß seine Truppen 1675 bei Fehrbellin von dem großen Kurfürsten von Brandenburg geschlagen wurden, wie ich oben schon erzählt habe, hatte nicht die schädlichen Folgen für Schweden, die man hätte erwarten sollen. Man sah nur, daß ein schwedisches Heer auch überwindlich sey; die Allianz mit Frankreich machte die Niederlage ziemlich unschädlich. Bremen und Verden, Wismar, Stralsund und Stettin in Deutschland waren schwedisch; Finnland, Ingermannland, Liefland, Esthland und Kurland (jetzt russische Provinzen) gehorchten damals den Schweden, und der Platz, wo jetzt die russische Hauptstadt Petersburg prangt, war damals ein Sumpf, in welchem einige Fischerhütten standen. Rußland hatte kein anderes Meer zur Gränze, als das nördliche Eismeer. Vier Staaten waren durch die Größe Schwedens

gehemmt, da Schweden fast alle Länder um die Ostsee besaß: Rußland, Polen, Brandenburg und Dänemark. Als daher Carl XI. gestorben war, schlossen Rußland, Polen und Dänemark 1699 ein Bündniß, Schweden in die scandinavische Halbinsel zurückzuweisen. Brandenburg verhielt sich erst noch ruhig.

§. 40.

Carl XII. von Schweden.

(Geb. 1682. † 1718.)

Als Carl XI. in Schweden starb, war sein Nachfolger Carl XII., sein Sohn, etwa 15 Jahr alt, und darum meinten die Verbündeten, mit ihm leichtes Spiel zu haben. Seine Mutter, Ulrike, eine dänische Prinzessinn, war eine sehr edle Frau, aber doch schien der Prinz anfangs nichts zu versprechen, und sie konnte auch wenig auf ihn wirken, da sie noch 4 Jahre früher starb, als ihr Gemahl, nämlich als der Prinz erst 11 Jahre alt war. Sonst hatte sie ihn fleißig zum Lesen der Bibel angehalten, und ihn Morgens und Abends sein Gebet in ihrer Gegenwart verrichten lassen. Die Lehrer waren angewiesen, den Prinzen nur durch den Ehrtrieb zu spornen, und ihn sonst nicht hart anzufassen. Er lernte neben der schwedischen Sprache auch die deutsche, welche damals in Stockholm die Hofsprache war, die lateinische und französische. Kinderspiele liebte er nicht, auch sprach er wenig, und darum berichteten die Gesandten der auswärtigen Mächte an ihre Höfe, der junge König von Schweden habe wenig Kopf, und scheue die Arbeit, welches vielen Höfen angenehm zu hören war.

Als seine beiden Eltern todt waren, führte die Großmutter die Regierung. Aber nicht lange nachher, als er einmal bei einer Revue sehr in Gedanken stand, und ihn deshalb der Reichsrath Piper befragte, antwortete er: „Ich denke, daß ich selbst diese braven Leute schon commandiren könnte, und

wünsche, daß wir nicht länger unter einer Frau ständen." Piper merkte sich diese Worte, und nach einigen Wochen ward Carl XII. für mündig erklärt und zum Könige ausgerufen, so sehr sich auch die Großmutter widersetzte. Piper blieb immer sein vertrautester Rathgeber.

Nun erscholl die Nachricht, daß Rußland, Polen und Dänemark sich gegen Schweden verbündet hätten. Mehrere Reichsräthe sprachen von Nachgeben, aber zum Erstauen aller erhob sich jetzt der sonst stumme König, und erklärte, er werde einem gerechten Kriege nicht schimpflich ausweichen, sondern einem Feinde nach dem andern entgegen eilen, und die alte Furcht vor dem schwedischen Namen gewiß wieder herstellen. So war der nordische Krieg erklärt, und Carl XII. schickte sich an, seine Heere und Flotten auf den Kriegsfuß zu setzen. Die Engländer und Holländer, alte Bundesgenossen Schwedens, sandten ihre Hülfe, und so ging Carl erst auf die Dänen los. Am 4ten August, Abends 6 Uhr landete er auf Seeland, 5 Meilen von Kopenhagen, unter dem heftigsten Feuer der Dänen. Er sprang selbst zuerst aus dem Schiffe, und schwamm, den Degen in der Hand, nach der Küste, seine Schaar ihm nach. Einen Generalmajor fragte er, was das Pfeifen in der Luft bedeute. „Die Kugeln der Feinde, Sire! — antwortete dieser — die uns um die Ohren sausen." Das soll von jetzt an meine Musik seyn, versetzte der junge König. Gleich darauf fiel dieser General an des Königs Seite, auch ein Lieutenant an seiner andern Seite, aber Carl veränderte keine Miene. Er drang vor bis unter die Mauern Kopenhagens, aber überall hielt er auf strenge Zucht. Er schrieb in Seeland nur mäßige Contributionen aus, bezahlte alle verabreichten Lebensmittel baar, und hielt jeden Morgen und Abend eine Betstunde im Lager, an welcher alle seine Krieger Theil nehmen mußten. Wer einen wehrlosen Dänen kränkte, wurde ohne Umstände füsilirt.

Der König von Dänemark mußte bald um Frieden bitten, und erhielt ihn unter der Bedingung,

daß er dem Bündnisse gegen Schweden entsagte. Fröhlich wandte sich Carl nun gegen seinen zweiten Feind, den König von Polen, der Liefland, eine ehemals polnische Provinz, wieder erobern wollte, und eben Riga belagerte. Der König von Polen war August II., Kurfürst von Sachsen, den eine Partei in Polen unlängst gewählt hatte; eine andere Partei verabscheute ihn aber, und so wurde die Belagerung Riga's von den Polen so lässig betrieben, daß König August sich unter einem Vorwande aus diesem Handel zog. Carl XII. lachte, und zog vergnügt gegen seinen dritten Feind, den Czar Peter von Rußland. Doch — diesen müssen wir erst näher kennen lernen.

§. 41.

Peter I. der Große von Rußland in seiner Jugend.

(Geb. 1672.)

Peter der Große, den die Geschichte mit Bewunderung, nicht aber immer mit Achtung und Liebe nennt, war der jüngste Sohn des russischen Czaren Alexei, der von 1645 bis 1676 eine rühmliche Regierung von 31 Jahren führte. Aus seiner ersten Ehe hatte derselbe zwei Söhne, Feodor und Iwan, auch eine Tochter Sophia; seine zweite Gemahlinn Nathalia Narischkin war die Tochter eines russischen Bojaren, nicht fürstlicher Herkunft, und die Prinzessinn Sophia konnte diese Stiefmutter gar nicht ausstehen. Eben diese Natalia Narischkin war die Mutter Peters des Großen.

Als Alexei starb, bestieg sein ältester Prinz Feodor den Thron der russischen Czaren, und regierte 6 Jahre von 1676 bis 1682 nicht unrühmlich, doch kränkelte er fast immer, und als er sich dem Tode näherte, überging er im Testamente seinen blödsinnigen rechten Bruder Iwan, und ernannte zu seinem Nachfolger seinen Stiefbruder Peter, den Sohn der Natalia.

Damit war aber die Schwester Sophia gar

nicht zufrieden. Sie war von seltener Schönheit, besaß einen trefflichen Verstand, und im Vertrauen auf diese Gaben wagte sie es, ihren Halbbruder vom Throne auszuschließen, wenigstens versuchte sie solches. Sie streute das Gerücht aus, die Familie Narischkin habe den Prinzen Iwan bereits ermordet, und setzte dadurch die Strelitzen (die regelmäßigen Truppen) in Feuer. Diese dringen in Moskau gegen den Kreml vor, in welchem die kaiserliche Familie wohnte, hieben einige Narischkins in Stükke, und forderten den Peter, den Sohn der Narischkin, heraus. Aber nicht dieser erschien, sondern der todtgeglaubte Iwan, und bat in kindlicher Unschuld, man möge doch seinen lieben Bruder Peter mitregieren lassen. Die Strelitzen ließen sich solches gefallen, und Sophia bekam die Regentschaft.

Beide, Iwan und Peter, wurden nun gekrönt; Sophia regierte nach der Leitung des Fürsten Galliczin; ihr Bruder Iwan, hoffte sie, würde bald sterben, und den Halbbruder Peter verachtete sie, und sah es gern, daß dieser ganz roh aufwuchs, und in dem Dorfe Preobraschenskoy sich mit Buben umhertummelte. Peter spielte hier Soldaten, und lernte früh viel Branntwein trinken nach russischer Sitte. Seine Schwester Sophia sah dies nicht ungern, denn wenn auch der kräftige Peter sich aufrieb, so stand ihr kein Hinderniß zum Throne im Wege. Aber Peter lernte in Preobraschenskoy einen jungen Genfer kennen, Le Fort mit Namen, der seinen Eltern entlaufen, und nach Durchstreifung einiger Länder mit einer dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Dieser Le Fort, der eine hübsche Gestalt und viele Kenntnisse von auswärtigen Völkern besaß, erzählte dem Prinzen Peter von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künsten, Lustbarkeiten, militairischen und häuslichen Einrichtungen, von ihren Flotten, die nach Indien segelten. Peter staunte, denn die Russen waren bis dahin noch halbe Wilde. Er horchte mit offenem Munde, doch nichts gefiel ihm besser, als das Soldatenwesen der Franzosen. Le Fort dressirte etwa 50 junge Russen

ganz auf französische Weise, selbst Peter lernte den Dienst in dieser Compagnie, unter Le Fort, diente von unten auf, und nannte seine Mitsoldaten Poteschni, d. h. Kameraden. Es versteht sich, daß er das wüste Leben mit seinen Poteschni fortsetzte, denn ohne Branntwein konnte er als ein ächter Russe schon nicht mehr seyn, wie sehr ihm Le Fort auch zureden mochte.

Als er größer wurde, wollte er nicht mehr unter der Vormundschaft seiner Schwester stehen. Er widersprach ihr nun oft kühn im Staatsrathe, so daß sie heftig zu zittern begann. Einmal bei einer Procession verlangte er den Platz über ihr, und als er nicht durchdringen konnte, ging er fort, und nahm an der Procession keinen Antheil. Die erbitterte Sophia wiegelte abermals die Strelitzen auf, Peter floh in das Dreifaltigkeitskloster, seine Poteschni folgten ihm, und auch alle ausländischen Offiziere gingen nebst vielen vornehmen Russen zu ihm über. Die betrogene Sophia eilte nun auch nach dem Kloster, seine Gnade anzuflehen, aber Peter ließ ihr sagen, sie möge nur wieder umkehren, er wolle sie nicht sehen. Da bequemte sie sich denn, eine Nonne zu werden, und hieß nun Schwester Susanne.

Peter hielt seinen Einzug in Moskau. Der Oberste der Strelitzen wurde gerädert, der Fürst Gallicin mit 3 Kopeken (9 Pf.) täglichen Kostgeldes nach Kargopol verbannt; andere erhielten die Knute, andere wurden geköpft, andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien verwiesen.

Als Iwan 1696 starb, war Peter allein Kaiser. Ein alter Holländer, Karsten Brand, mußte ihm auf der Moskwa ein Schiff bauen, und wie staunte er, daß man den Strom auf- und abwärts fahren könne! Er reisete nach Archangel, und der Anblick der vielen holländischen Masten im Hafen machte ihn fast närrisch vor Entzücken. Er bestieg die Schiffe, fuhr selbst in das weisse Meer hinein, das bis dahin noch keinen Monarchen getragen hatte, und bat die Holländer, doch bald wieder zu kommen, damit er mehr von ihnen lernen könne.

Als Peter das zweite mal in Archangel war, überfiel ihn ein Sturm auf dem Meere. Die Holländer verzweifelten an der Rettung, nicht Peter, der dem Steuermann sogar Vorschriften geben wollte, wie er das Schiff ans Land bringen könne. Aber der Holländer erwiderte dem Kaiser barsch: „Bleib mir vom Leibe — ich weiß das besser, als du!" Als das Schiff in Sicherheit war, fiel er vor dem Kaiser nieder, und entschuldigte seine grobe Antwort mit seiner Verwirrung in dem Sturm. „Hier ist nichts zu vergeben," antwortete Peter, und küßte ihn dreimal auf die Stirn.

Peter ruhete nicht, bis er auch eine Flotte hatte. Mit dieser ging er auf die Türken los, und nahm ihnen Asow am schwarzen Meere. Nun hatten die Russen schon zwei Meere zu Gränzen, das weisse und das schwarze Meer. Dabei vergaß er seine Poteschni nicht. Le Fort, jetzt Minister, organisirte nach und nach eine Armee von 20000 Mann, die ganz auf europäische Art eingerichtet war. Die preobraschenskischen Regimenter erhob Peter zu seiner Garde, und dann dachte er auf die Ausführung seines Lieblingsplanes, fremde Länder zu bereisen, überall selbst zu lernen, und die guten Einrichtungen des Auslandes wieder seinen Russen beizubringen. Das haßten besonders die Strelitzen, welche Feinde aller Veränderungen waren, und den Vorzug der ausländischen Offiziere schon längst mit Neid bemerkten. Einer ihrer Hauptleute, Sukawnin, leitete eine Verschwörung ein, in einer Nacht Feuer anzulegen, und den Czar, der beim Löschen seiner Gewohnheit nach wohl wieder selbst Hand anlegen werde, in dem Getümmel still niederzustoßen. Peter war eben bei Le Fort in Preobraschenskoy an der Abendtafel, als zwei reuige Strelitzen ihn herausriefen, und ihm anzeigten, die Verschwornen seyn jetzt bei Sukawnin versammelt, und bald werde das Feuer ausbrechen, in der Stunde der Mitternacht. Peter sandte dem Obersten seiner Garde den schriftlichen Befehl, Punkt 11 Uhr Sukawnins Haus zu umzingeln, und alle, die in demselben wären, gefangen zu nehmen. Dann

ging er zu der Gesellschaft zurück, aber 10 Uhr stand er auf, nahm einen Pagen mit, und ging nach Sukawnin's Hause. Hier saßen die Verschwornen alle im Saale, und erschraken nicht wenig, den Czar eintreten zu sehen. „Ich ging eben vorbei — sagte Peter launig — und weil ich helles Licht sah, so vermuthete ich eine lustige Gesellschaft, und wollte gern ein Gläschen mit euch trinken." Viel Ehre! antwortete der Wirth, und schenkte die Gläser fleißig voll. Peter that tapfer Bescheid. Nach einer Stunde flüsterte einer dem Sukawnin zu: „Es ist Zeit, Bruder!" Dieser antwortete leise: „Noch nicht!" Da sprang Peter auf, und rief fürchterlich: „Wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit!" Dann schrie er gegen die Thür: „Wachen, bindet!" Zum Glück trat in dem Augenblick der Gardeoberste ein. Die Rebellen wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Thoren Moskau's aufgesteckt.

§. 42.

Peter auf der Reise.

(1697 — 1698.)

Nun konnte Peter es schon wagen, die lange gewünschte Reise anzutreten. Er verordnete eine Regierung von einsichtigen Männern, und begab sich dann im April 1697 über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst Friedrich III. (damals noch nicht König von Preußen) für einen prächtigen Empfang gesorgt hatte. Peter wollte unerkannt bleiben, seine Begleiter traten als eine Gesandtschaft auf, Le Fort an der Spitze als Wortführer. Friedrich empfing die russische Gesandtschaft unter einem prächtigen Thronhimmel, umgeben von seinen Großen. Peter stand im Hintergrunde, aber sein schlanker Wuchs und der Blitz seiner rollenden Augen verriethen ihn auf der Stelle. Nach einer trefflichen Bewirthung ging er über Berlin und Magdeburg nach Hannover. Gewöhnlich trank er an der Tafel zu viel, und einmal bekam er im Rausche einen Streit mit Le Fort,

so daß er diesem befahl den Säbel zu ziehen. „Behüte — sagte Le Fort — lieber sterbe ich von der Hand meines Gebieters." Als Peter seinen Rausch ausgeschlafen hatte, that er seinem Freunde Le Fort Abbitte, und sagte: „Ich will mein Volk gesittet machen, und kann mich selbst noch nicht regieren!"

Weil er eine Vorliebe für die Holländer hatte, so bestimmte er Amsterdam als das Ziel seiner Wanderschaft, und um nicht erkannt zu werden, langte er schon 14 Tage vor seiner Begleitung an. Hier war er nun von früh bis spät auf den Beinen, die Handelsläden und Magazine, die Werkstätten der Künstler, die Seeschiffe, Mühlen, Dämme, Schleusen und Kanäle zu besehen; Abends zeichnete er das Wichtigste auf. Zuletzt setzte er über das Y nach dem Dorfe Zaandam über, wo großer Schiffbau getrieben wird. Hier bezog er eine hölzerne Fischerhütte, machte sich täglich sein Bett selbst, und nachdem er unter dem Namen Peter Michaelow als gemeiner Zimmermann eingeschrieben war, ging er jeden Morgen und Nachmittag mit der Art auf die Werfte, und lernte den Schiffbau, indem er selbst mitzimmerte. Auch in der Schmiede arbeitete er, und bald hatte er dicke Schwielen in den Händen. Die vornehmen Russen, welche für ihre zarten Hände bange waren, verwünschten seinen Geschmack, und nur einer nahm Antheil an allen seinen Arbeiten. Bald entdeckten die Leute in Zaandam den hohen Stand des Fremden, und nun standen große Haufen vor seiner Hausthür, immer wenn er auszugehen pflegte. Aber dann kam er entweder gar nicht, oder er schritt rasch durch die Haufen, und theilte links und rechts derbe Püffe aus. Die Arbeiter auf der Werfte wollten ihn auszeichnen, aber solches verdroß ihn. Da nannten sie ihn Piter Baas (Meister Peter), und das hörte er gern.

Nach 7 Wochen verließ er Zaandam (das Haus, welches er bewohnte, steht noch), und er nahm im Winter seine Wohnung wieder zu Amsterdam, ließ sich in der Mathematik und Physik unterrichten, und übte sich sogar in chirurgischen Operationen. Das

Schiff, an welchem er selbst gearbeitet hatte, kaufte er, und schickte es mit angeworbenen Seeleuten, Offizieren und Künstlern nach Archangel. Er selbst ging im Januar 1698 nach England, und streifte zu London in den Werkstätten der Uhrmacher, in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Theatern zwanglos umher. Auf der Rhede zu Spithead ließ der König von England durch die englische Flotte vor ihm wie in einem Seetreffen manövriren. „Ha! — rief Peter aus — wäre ich nicht Czar von Rußland, so möchte ich nichts lieber seyn, als englischer Admiral.“ Der König schenkte ihm eine Jacht von 24 Kanonen. Er nahm in England wieder viele Offiziere, Wundärzte und Künstler in seine Dienste, und kehrte nach Holland zurück. Hier bei einer Fahrt auf dem Zuydersee überfiel ihn ein gräßlicher Sturm, und alle seekundigen Holländer bebten, Peter aber sagte kalt: „Habet ihr wohl jemals gehört, daß ein russischer Czar im Zuydersee ertrunken ist?“ Man sieht, er war Cäsar nicht unähnlich.

Im Sommer 1698 ging er nach Dresden und Wien, um das deutsche Kriegswesen kennen zu lernen, und schon wollte er nach Neapel und Rom, als er hörte, daß zu Hause eine neue Rebellion der Strelitzen seine Gegenwart nothwendig mache. Er eilte also nach Moskau zurück, und besuchte in Polen nur eben den König des Landes, August II., der auch Kurfürst von Sachsen war, und mit wenig Mühe ein Dutzend zinnerner Schüsseln wie ein Papier zusammenrollte. Er gab dem Czar auch ein Pröbchen seiner Stärke, indem er einem polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug. „Gebet mir den schönen Säbel — sagte Peter — er soll dem Empörungsdrachen zu Moskau das Haupt vom Rumpfe schlagen.“ König August reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tartaren, Gnade und Leben den Unterthanen!“ Eine Aeusserung, die dem Polenkönige Ehre macht, die aber Peter nicht beachtete.

§. 43.

Peter der Große bildet die Russen.

Als Peter am 4ten Sept. 1698 wieder in Moskau eintraf, fand er die Arbeit schon abgethan. Der General Gordon, ein Schotte, hatte die Strelitzen bereits in einem förmlichen Treffen geschlagen, und alle Kerker saßen voll. Die Rebellen hatten die Prinzessinn Sophia aufgefordert, die Regierung zu übernehmen, denn der Peter sey todt. Peter rasete furchtbar, so zornig war er noch nie gewesen. Zweitausend Strelitzen wurden hingerichtet: das Rädern, Hängen und Köpfen dauerte viele Wochen, und Peter köpfte selbst mit, wozu er seinen polnischen Säbel brauchte; er forderte auch seine Freunde dazu auf, doch Le Fort entschuldigte sich damit, daß solches in seinem Vaterlande nur das Amt des Nachrichters sey. Um das Kloster, in welchem Sophia wohnte, standen 200 Galgen, die alle voll Strelitzen hingen, und zwar vor ihrem Fenster die drei, welche ihr die Bittschrift überreicht hatten: diese hielten noch als Leichen ein Papier in der aufgehobenen Hand, die auf einer Stütze ruhete. Das war mehr als brüderliche Rache, und von dieser Zeit an regte sich Sophia nicht weiter.

Die schreckliche Bestrafung der Strelitzen schüchterte ganz Rußland ein, und Peter konnte ungehindert nun einführen, was er wollte. Er setzte ordentliche Gerichte ein, bildete neue Regimenter, stiftete Schulen, legte Buchdruckereien an, und ließ gute ausländische Bücher in die russische Sprache übersetzen. Sogar das Aeussere der Russen wollte er verändert wissen. Er ließ keinen vor sich kommen, der nicht einen kurzen Rock trug, und wer noch den langen Rock tragen wollte, mußte ein Geistlicher oder ein Bauer seyn, jedem andern wurde der lange Rock öffentlich auf der Straße von den Polizeibeamten bis an's Knie abgeschnitten, und zur Warnung hing ein kurzer Rock an jedem Stadtthore. Es dauerte nicht lange, so waren alle langen Russenröcke verschwunden. Eben so ging es den

Bärten, denn diesen hatte Peter auch den Krieg angekündigt. Nur den Priestern und Bauern war der Bart gestattet; wer noch sonst ihn tragen wollte, mußte jährlich 100 Rubel bezahlen. Dies Edict ward auch bald der Tod der Bärte. Man sieht leicht, daß Peter hier zu weit ging. Ein Regent hat nur dann gegen die übliche Kleidertracht einzuschreiten, wenn sie dem Wohle des Staates oder der einzelnen Bürger nachtheilig ist, und die lange russische Kleidung sagte gewiß dem rauhen Klima in Rußland besser zu, als der kurze Frack. Ein größeres Verdienst erwarb sich Peter, als er die Frauen aus ihrem bisherigen Zwange erlösete. Er gestattete ihnen den Zutritt in Männergesellschaften, sogar an seinem Hofe, was bisher unerhört war, aber sie mußten — in ausländischer Kleidung erscheinen. Die Gegenwart der Frauen in Männergesellschaften hatte das Gute, daß die Roheit der Männer ein wenig gezügelt wurde — doch nur ein wenig, denn auch die Damen in Rußland tranken tapfer ihren Branntwein, und erschienen selbst am Hofe wohl halb berauscht, welches Peter so genau nicht nahm, weil er sich selbst in diesem Punkte nicht zügeln konnte.

§. 44.

Der nordische Alexander im nordischen Kriege.

(Seit 1700.)

So weit war Peter gekommen, als er gegen den nordischen Alexander, den 18jährigen Carl XII. von Schweden, ins Feld rücken mußte, denn er war dem Bündnisse gegen Schweden beigetreten. Während Carl die Dänen und Polen schlug, fiel Peter in die schwedische Provinz Esthland ein, und belagerte Narva mit 80000 Russen. Schnell eilte Carl herbei, er hatte nur 8000 Mann, aber doch griff er „in Gottes Namen" die zehnmal stärkeren Russen an. Es schneite eben sehr stark (30. Nov. 1700), der Wind trieb den Russen die Schneeflocken ins Gesicht, so daß diese nicht sahen, wie nahe ih-

nen die Schweden schon gerückt waren, und als 2 Uhr Nachmittags zwei schwedische Raketen durch die Schneeflocken wirbelten als Zeichen des Angriffes, konnten die Russen der Kühnheit der Schweden nicht eine Viertelstunde Stand halten. Carl verlor gleich anfangs sein Pferd, durch einen Schuß, er aber warf sich auf ein anderes, und sagte: „Die Leute wollen mich im Reiten üben.“ Die Russen flohen wild über eine Brücke, diese brach aber unter ihnen, und Tausende ertranken in den Fluthen. Die nicht hinüber konnten, verschanzten sich mit einer Wagenburg, und schossen gewaltig. Dies hörte Carl am andern Ende des Schlachtfeldes, sprengte hin, und versank in einen Morast. Herbeieilende Diener zogen ihn nur mit Mühe heraus, ein Stiefel aber und der Säbel blieben stecken. Carl wartete nicht länger, nur mit einem Stiefel warf er sich auf das dritte Pferd, und nun war die Schlacht bei Narva bald gewonnen. Die Kasse, das Gepäck, alle Fahnen und 145 Kanonen fielen den Schweden in die Hände, am folgenden Tage streckten noch 40000 schüchterne Russen freiwillig das Gewehr. Carl zog in das jubelnde Narva ein, und sein erster Gang war in die Kirche, wo er kniend sein Dankgebet darbrachte. Die gefangenen russischen Offiziere sendete er nach Stockholm, wo er sie anständig behandeln ließ; als man ihm aber den Siegesbericht, der nach Stockholm abgehen sollte, vorlegte, strich der 18jährige Sieger eigenhändig alles, was für ihn zu schmeichelhaft und für den Czar zu unrühmlich war.

Peter war bei der Niederlage der Seinigen vor Narva nicht gegenwärtig gewesen, und seine Gegenwart hätte auch wohl wenig genutzt, denn ein großer Feldherr ist er nie gewesen. Doch benahm er sich im Unglücke anständig. „Ich weiß wohl — sagte er — die Schweden werden uns noch oft schlagen, aber endlich werden wir auch sie schlagen.“

Er hatte Recht. Im folgenden Sommer vereinigte er sich mit einem sächsisch-polnischen Heere, wollte bei Riga den Schweden ihren Uebergang über die Düna verwehren, und wurde abermals ge-

schlagen. Neue Feldbeute war die Frucht dieses Sieges für die Schweden.

Carl's XII. Ruhm scholl nun schon durch ganz Europa. Drei Monarchen hatte er bereits aus dem Felde geschlagen, und eben so sehr, wie seine Kriegesthaten, mußte seine Lebensart Bewunderung erregen. Er kannte keine Winterquartiere, sondern wenn es sich so fügte, so war er im Winter so gut auf dem Marsche, wie im Sommer. Im Kriege bezog er nie ein Haus, sondern wohnte immer unter seinem Zelte, welches er, wenn die Kälte gar zu arg wurde, höchstens mit Stroh umflechten ließ. Einst trug er einen Pelz, da ihm aber ein Offizier scherzend sagte, er sey seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht wieder erkenne, legte er niemals mehr einen Pelz an, sondern ein Soldatenrock mit großen Messingknöpfen umhüllte die lange schlanke Gestalt; dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reitstiefeln und lederne Handschuhe, deren Stulpen bis an die Ellnbogen reichten. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachste Kost. Sein ernster Blick verkündigte Stolz und Kühnheit, doch war er gegen seine Unterthanen immer leutselig, und drückte seinen Unwillen nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbraunen aus, ganz im Gegensatze von Peter dem Großen. Weibern war er ein abgesagter Feind, und würdigte sie kaum ein Blickes; auch ist er nicht verheirathet gewesen. Peter hatte schon mit 17 Jahren eine Frau.

Im Frühlinge 1702 rückte Carl in Polen ein. König August floh aus einer Stadt in die andere, Warschau trug dem nordischen Alexander die Thorschlüssel entgegen, Cracau aber wollte ihn nicht einlassen, doch war der Commandant neugierig, den berühmten jungen Helden zu sehen, und öffnete halb das äussere Thor; so wie er aber den Kopf durchsteckte, gab Carl, der gerade da hielt, ihm einen Peitschenhieb ins Gesicht, daß er zurückfuhr, und drang ihm nach schnell in die Festung. Am Ende mußte August in sein Kurfürstenthum zurückzukehren,

doch behielt er einen starken Anhang in Polen. Aber Carl erklärte, wenn er auch 50 Jahre in Polen bleiben müsse, so werde er es doch nicht eher verlassen, bis dieser August den polnischen Thron verloren habe.

Die Polen mußten sich also wohl bequemen, einen andern König zu wählen. Carl schlug ihnen den Grafen Stanislaus Lesczinsky, Woiwoden von Posen, vor, einen jungen Mann von 27 Jahren, der ein sehr edles Gemüth hatte. Damit sein Wort Nachdruck bekäme, ließ er den Wahlplatz mit schwedischen Truppen umstellen. Doch waren bei weitem die Stimmen nicht einig, erst 9 Uhr Abends (12 Juli 1704) rief die schwedische Partei den Stanislaus zum Könige aus, setzte ihn auf ein Pferd, und führte ihn bei Fackelschein in die Stadt Cracau; gegen Mitternacht krönte ihn der Bischof von Posen im Dome, und das Te Deum wurde gesungen.

Am andern Tage ritt der neue König ins schwedische Lager, seinem Wohlthäter zu danken. Der alte Piper fragte Carln einmal, warum er die polnische Krone nicht selbst nehme; er antwortete: „Ich mag lieber Kronen verschenken, als mir aufsetzen." Stanislaus nahm nun seine Residenz zu Warschau; August kam aber bald aus Sachsen zurück, brachte seinen tapfern General Schulenburg mit, und vertrieb den König Stanislaus aus Warschau, sogar dessen Weinkeller ließ er leeren. Ueberhaupt schlugen Carl und August in dem armen Polen sich noch lange herum: Schlachten wurden geliefert, Städte verbrennt, Contributionen beigetrieben, wohlhabende Bürger und Bauern zu Bettlern gemacht, und nichts war von entscheidender Wirkung.

Da beschloß Carl einen kühnen Streich, dem langweiligen Handel ein kurzes Ende zu geben, nämlich — in Sachsen, in das Herz Deutschlands, einzufallen, und August in seinem Kurfürstenthum zur Abtretung Polens zu zwingen. Piper machte Vorstellungen, aber Carl sagte ihm, es sey unwiderruflich beschlossen, und so brach er nach Sachsen auf,

während August sich mit der Unterwerfung polnischer Städte abmühete. Sein Weg ging durch Schlesien, und der römische Kaiser beschwerte sich bei ihm durch Gesandte, daß er so ohne Anfrage sich den Marsch durch deutsche Staaten erlaube. Carl antwortete, was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde den Schweden ja wohl einmal erlaubt seyn.

Als er den sächsischen Boden betrat, fand er ganze Dörfer menschenleer. Er ließ aber ein Manifest ausgehen, wenn die Sachsen sich ruhig verhielten, und die Contributionen pünktlich einlieferten, so sollte ihnen kein Haar gekrümmt werden. Dies wirkte. Die Sachsen versteckten sich nicht mehr vor den Schweden, und hatten Ursache mit der Mannszucht des schwedischen Monarchen zufrieden zu seyn. Zwei Soldaten der Garde nahmen in einem Bauernhause eine Mulde mit dicker Milch, und schlugen einen Knaben, der sie daran hindern wollte. Carl, der gerade vorüberritt, hörte den Streit, und ließ beide Soldaten losen, wer von ihnen gehängt werden solle, und das Urtheil wurde augenblicklich vollzogen. Ein Dragoner, der bei einem Bauer einquartirt war, schlachtete gegen dessen Willen für sich ein Huhn, und als der Bauer darüber klagte, wurde der Dragoner gehängt. Ein Grenadier aber, der auch ein Huhn genommen hatte, kam besser weg, denn er sagte dem Könige kühn in's Gesicht: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja dem Herrn dieses Bauers ein Königreich genommen." Carl schenkte dem Bauer für das Huhn einige Dukaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten von Sachsen sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe."

Die kurfürstliche Familie war entflohen, die Schweden marschirten schon auf Dresden, Carl hatte sein Hauptquartier zu Altranstädt unweit Lützen. Dies beschleunigte den Frieden den 24ten Sept. 1706. August eilte aus Polen herbei, und besuchte seinen Gegner in seinem Hauptquartier, um ihm

gelindere Bedingungen abzuschmeicheln. Beide Könige betrugen sich gegen einander mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, und blieben einen ganzen Tag zusammen; Carl stattete dem Kurfürsten 3 Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab, aber von den Friedensbedingungen ließ er keine einzige fallen, oder er drohete in Sachsen zu bleiben. August mußte auf die Krone Polen verzichten, den König Stanislaus anerkennen, seinem Bündnisse mit Rußland entsagen, und den Sobiesky und Patkul ausliefern, welche den Adel in Liefland gegen die schwedische Regierung aufgewiegelt hatten. Ja, Carl erlaubte sich die Rache, dem gedemüthigten Kurfürsten aufzugeben, an den Stanislaus Lesczinsky ein Gratulationsschreiben zu erlassen, und der Kurfürst schrieb also:

„Mein Herr und Bruder! Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, Uns mit Ew. Majestät in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. Schwedischen Majestät gefällig zu seyn, gratuliren Wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande treuere Unterthanen finden mögen, als Wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht seyn einzusehen, daß Wir für alle Unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß Unsere meisten Unterthanen nur auf die Beförderung Unsers Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß nicht gleiche Unfälle Sie betreffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen.

Ew. Majestät ꝛc.

Dresden den 8ten April 1707.“

Obgleich der Friede unterzeichnet war, so beliebte es doch Carln, ein volles Jahr in Sachsen seine Schweden hoch leben zu lassen. Mittags machte er gewöhnlich einen Spatzierritt, und einmal besuchte er auf solche Weise das nahe Lützen. Er ließ sich den Schwedenstein zeigen, wo Gustav Adolph gefallen war, und sagte mit Rührung: „Ich bestrebe mich

zu leben, wie er, und vielleicht vergönnt mir einst Gottes Gnade, zu sterben, wie er."

Erst am Ende Augusts 1707 trat er den Rückmarsch an, über Meißen.

Auf dem Rückwege durch Schlesien ärntete er den Dank der protestantischen Schlesier. Er hatte ihnen vor einem Jahre versprochen, beim Kaiser dahin zu wirken, daß ihnen die zugestandenen Kirchen wieder eingeräumt würden, und Kaiser Joseph I. hatte sein Fürwort geachtet. Die protestantischen Schlesier dankten dem Schwedenkönige auf den Knien für ihre freie Religionsübung.

In Polen gönnte Carl seinen Truppen eine Ruhe von 7 Wochen. In dieser Zeit ließ er den unglücklichen Patkul zu Kasimir durch das Rad hinrichten. Zum Nachrichter wählte man leider einen dummen Menschen, der ein leichtes unbeschlagenes Bauernrad brauchte. Mit 15 Schlägen auf Arm und Bein und 2 auf die Brust konnte er den Delinquenten noch nicht tödten; dieser kroch wie ein Wurm umher mit zermalmten Gliedern, und flehete: „Kopf ab!" Er stöhnte, schleppte sich mit vieler Mühe selbst nach einem Blocke, und legte sein Haupt auf demselben. Der Nachrichter hieb auch zu, aber erst der vierte Hieb machte den Qualen Patkuls ein Ende.

Von Polen brach Carl in Rußland ein, um den Czar nun auch so zu demüthigen, wie den Kurfürsten von Sachsen. Doch — erst wollen wir sehen, was Peter unterdessen gemacht hat.

§. 45.

Peter gründet Petersburg.

(Pfingsten 1703.)

Le Fort war todt, aber er hatte für Peter einen andern Minister erzogen, den berühmten Alexander Menzikoff, eines Bauers Sohn aus der Gegend von Moskau, der bei einem Pastenbäcker zu Moskau in der Lehre stand, und auf den Straßen das Back-

werk ausrief. Einst kam er auch in die Küche eines Großen, der den Czar zum Essen geladen hatte, und bemerkte, daß der Wirth in ein Lieblingsgericht Peters ein Pulver schüttete. Menzikoff fand dies verdächtig, und ging hinaus. Auf der Straße begegnete ihm Peter, und sagte: „Verkauf mir deinen Korb." — „Der Korb gehört meinem Herrn — sagte der Knabe — da alles aber doch Euch gehört, so nehmet ihn." Diese Antwort gefiel Petern, und er befahl dem Knaben, ihm zu folgen, und ihn bei Tische zu bedienen. Als das verdächtige Gericht kam, gab er Petern einen Wink, und dieser verlangte nun, daß der Wirth zuerst von demselben essen sollte. Als derselbe sich weigerte, setzte Peter das Essen einem Hunde vor, der fast augenblicklich krepirte. Nun wurde Menzikoff Le Forts Diener, lernte Wissenschaften, machte 1697 — 1698 die große Reise Peters mit, und entwickelte so viel Talent, daß Peter ihm nach Le Fort's Tode dessen Stelle anvertraute.

Während nun Carl XII. sich in Polen umhertrieb, nahm Peter die schwedischen Landschaften an der Ostsee weg, Ingermannland, Liefland und Esthland. Die Festung Narva wehrte sich lange, obgleich der schwedische Commandant wenig Leute hatte. Aber einst in der Mittagsstunde, als die Schweden speiseten, ließ Peter die Mauern berennen, und kam glücklich hinein. Um Ordnung zu erhalten, streifte er selbst in den Straßen umher, und stach alle Russen nieder, welche er beim Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Commandanten vor sich bringen, gab ihm eine Ohrfeige, und sprach: „Du bist Schuld an dem vergossenen Blute. Längst hättest du die Festung übergeben sollen, da du so schwach warst. Sieh diesen Säbel! Er ist roth, nicht von Schweden-, sondern von Russenblute."

Im J. 1702 eroberte Peter das Städtchen Marienburg in Liefland, und alle Bewohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Unter diesen befand sich auch eine junge Frau, Martha mit Namen, die sehr merkwürdig geworden ist. Sie war die

Tochter eines armen katholischen Bauers in Litthauen, und wurde katholisch getauft und erzogen. Noch sehr jung kam sie zu einem lutherischen Prediger bei Riga in Dienst, und nahm unvermerkt die lutherischen Lehrsätze an. Nachher fand sie beim Probst Glück in Marienburg ein Unterkommen, und wurde mit dessen Tochter in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Hier heirathete sie einen schwedischen Dragoner, Namens Joann, der aber schon einige Tage nach der Hochzeit ins Feld rücken mußte. Jetzt war sie eine russische Gefangene, und wurde Menzikoff's Eigenthum. Dieser rühmte sich einst in der Trunkenheit gegen Peter, unter seinen Leuten das schönste Weib in Rußland zu besitzen, das Mädchen von Marienburg, wie sie unter den russischen Soldaten hieß. Peter mußte sie sehen, verstieß gleich seine Gemahlinn, und nahm die Martha heimlich zur Frau. Diese veränderte nun zum zweiten male ihre Religion, ging zur griechischen Kirche über, und hieß jetzt Catharina Alexiewna, bei den Russen gewöhnlich Kathinka. Von ihr sind zwei Töchter, Anna und Elisabeth, die uns später wieder vorkommen werden.

Als Peter die Ufer der Newa sein nennen durfte, besorgte er so wenig, sie jemals wieder verlieren zu können, daß er vielmehr beschloß, hier eine neue russische Hauptstadt zu bauen, welche, nur 1 Meile vom finnischen Meerbusen, zum Handel gelegener wäre, als Moskau, und Petersburg heissen solle. Nachdem er Nöteburg am Ausflusse der Newa aus dem Ladogasee zur Festung Schlüsselburg umgeschaffen hatte, machte er gleich Anstalt, auf schwedischem Grund und Boden die neue Hauptstadt Rußlands zu gründen. Am ersten Pfingsttage (27. Mai 1703) ward der Grund zu dem ersten Hause gelegt, nämlich zu der Hütte, welche Peter selbst bewohnen wollte, den Bau zu leiten. Der Boden war morastig, und mußte durch viel herbeigeschaffte Erde erst fest gemacht werden. Auf 4 bis 5 hundert Stunden Weges der Umgegend wurden die Leute mit Peitschen zu dem Bau herbei getrieben;

Tag und Nacht mußten sie arbeiten, ohne in ein Bett zu kommen, ohne einmal ein Obdach zu finden, alles mußte erst noch geschafft werden. Und Peter erlaubte nicht, erst Häuser zu bauen, sondern erst die Festung, hieß der Befehl, um den Schweden gewachsen zu seyn, wenn diese herankommen sollten. Diese kamen auch oft genug, den Bau einer russischen Stadt in ihrem Gebiete zu hindern; aber sie kamen immer in kleinen Haufen, und wurden leicht zurückgewiesen. Die armen Bauleute arbeiteten rastlos fort; in ihren Lumpen mußten sie Stunden weit die Erde herbei tragen, denn nicht einmal Karren waren hinreichend vorhanden. Die schrecklichen Arbeiten und die ungesunde Luft rafften täglich Hunderte hin. Aber was that das? Man trieb aus allen Provinzen Rußlands immer neue Schaaren nach Petersburg hin, selbst Tatarn und Kalmucken, und schon im zweiten Jahre konnte Petersburg bewohnt werden, weil man größtentheils nur hölzerne Häuser errichtet hatte. Um die neue Stadt in Aufnahme zu bringen, erhielten Kaufleute, Handwerker, Edelleute zu Moskau und in andern Städten den strengsten Befehl, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Sie gehorchten nur aus Furcht, denn das milde Klima von Moskau stach gegen die Kälte und Sümpfe Petersburg gar zu grell ab. Auch Fürst Menzikoff ließ sich in Petersburg nieder, und Peter verlegte nach der neuen Stadt alle obersten Reichscollegien. Die holländischen Schiffe, welche Petersburg das erste mal besuchten, wurden von Peter selbst in den Hafen geholt; die Mannschaft ward kaiserlich bewirthet und sogar beschenkt, und seitdem wimmelte der Hafen von Masten. Mehr als einmal war die neue Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer verzehrt zu werden; erst die Nachfolger Peters haben sie zu einem sichern und schönen Wohnorte, zu einer der prächtigsten Städte der Erde gemacht.

Um Petersburg noch mehr zu sichern, baute Peter im Jahre 1704 auf der Insel Retusari an der Mündung der Newa noch die furchtbare Festung

Kronstadt, deren Hafen noch jetzt der vorzüglichste Standpunkt der russischen Kriegsflotte ist.

§. 46.

Die Schlacht bei Pultawa.

(8. Juli 1709.)

So weit war Peter gekommen, als sein Feind Carl XII. durch Polen in Rußland einbrach. Es war im Winter, zu Anfang des Jahres 1708, und der Zug ging durch Landschaften, die selbst im Sommer kaum gangbar sind. Die Russen flohen immer zurück, und verbrennten alle Dörfer, durch welche die Schweden kommen wollten. Diese rückten immer weiter vor, indem sie, zum Staunen und Schrecken der Russen, überall durch Flüsse und Moräste waten. Im Julius 1708 stand Carl nur noch 12 Tagreisen von Moskau, und Peter bot ihm den Frieden an. Der Sieger wies aber alle Anträge mit Verachtung von sich, mit den Kosacken in der Ukraine wollte er sich jetzt vereinigen, und dann Petern Gesetze vorschreiben. Der Kosackenhettmann Mazeppa hatte ihm nämlich, um sich von Rußland unabhängig zu machen, vorspiegeln lassen, alle Kosacken wären bereit zu den Schweden zu stoßen, und in der Ukraine fände sich ein Ueberfluß von Lebensmitteln, an denen es den Schweden schon längst gebrach. Mit Verwundern sahen die Russen, wie die Schweden, statt gegen Moskau vorzurücken, sich nach der Ukraine hinabzogen, und lachten dazu. Am Ende Novembers kamen die Schweden nach Mazeppa's Residenz, und fanden einen Aschenhaufen, die Russen waren kurz vorher schon hier gewesen. Jetzt trat der Winter 1708—1709 ein, der durch seine Kälte berühmt geworden ist. Carl ließ aber immer marschiren, denn Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine, sollte schleunig erobert werden. Die Reiter mußten absitzen, und alle Soldaten immer in vollem Laufe marschiren, wenn sie nicht erfrieren wollten. Dann trat Thauwetter ein, Menschen und Wagen

versanken, das Schreien der Verunglückten war fürchterlich, besonders des Nachts. Verschimmeltes Brod war nur noch die tägliche Nahrung, selbst Carl aß es, und sagte kalt: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen.“ Dabei mußten die abgemergelten Schweden noch immer gegen russische Schwärme fechten.

Im März 1709 langte man mit nur noch 18 Kanonen vor Pultawa an; 8000 entschlossene Russen lagen in der Festung, und wehrten jeden Sturm kräftig ab, ja sie machten täglich Ausfälle, und Carl erhielt einmal im Junius einen gefährlichen Schuß in den Knöchel des linken Fußes, so daß er in langer Zeit nicht reiten konnte. Und nun eben rückte die russische Hauptarmee vor Pultawa, 65000 Mann stark: die Schweden mit den Kosacken waren höchstens 28000. Peter selbst war bei der Armee, und ohne Zögern wurde eine Schlacht geliefert, die berühmte Schlacht bei Pultawa. Carl, der nicht selbst kommandiren konnte, ließ sich von zwei Pferden in einem Sessel tragen, aber wie sehr sein Adlerblick auch auf dem Schlachtfelde umherschweifte, in 2 Stunden war das Schicksal der Schweden entschieden. Das Vorderpferd vor Carls Sessel ward erschossen; als nun Trabanten den Sessel trugen, zerschmetterte eine Kugel die Stange des Sessels. Man setzte den König mit seinem dick umwundenen Fuße auf ein Pferd, aber auch dies wurde ihm unter dem Leibe erschossen. Man holte ein anderes, brachte ihn darauf glücklich bis zu seinem Wagen, und nun eilte er Hals über Kopf dem Dnieper zu, etwa 1000 Schweden folgten ihm, und die Flucht ward allgemein. Der commandirende General, der ehrliche Piper und ein Prinz von Würtemberg wurden gefangen, die Bagage und die Kasse mit 7 Millionen sächsischer Thaler erbeutet, und der General Löwenhaupt, der 16000 flüchtige Schweden wieder gesammelt hatte, mußte sich an Menzikoff ergeben. Peter hatte den Schweden, welche willig das Gewehr strecken würden, eine anständige Kriegsgefangenschaft und Auslieferung nach dem Friedens-

schlusse versprochen, aber er hielt nicht Wort: alle gefangenen Schweden wurden durch ganz Rußland zerstreut, und starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler auf den Landstraßen, kein einziger sah sein Vaterland wieder.

Peter hielt seinen Einzug in Moskau durch sieben Ehrenpforten, welche mit Sinnbildern verziert waren. Unter andern sah man einen Löwen (das schwedische Wappen), welcher, an allen vier Füßen gefesselt, an eisernen Ketten von einem Russen geführt wurde. Die schwedischen Generale mußten bei dem Einzuge hinter dem Sieger als Gefangene einhergehen, und ein Holländer fragte höhnisch einen schwedischen Lieutenant, ob er wohl sähe, wie der Russe dem Löwen mitgespielt habe. „Das sehe ich freilich — antwortete der Schwede — aber doch freuet es mich, daß das königliche Thier noch etwas frei behalten hat." Der Holländer wollte wissen, was das denn wäre, und erhielt zur Antwort: „Der Schwanz, mit dem er die Russen noch auf's Maul schlagen kann."

§. 47.

Carl XII. unter den Türken.

(1709—1714.)

Was wurde aber aus dem flüchtigen nordischen Alexander? Die Russen waren immer hinter ihm her bis an den Dnieper, doch gelang ihm die Ueberfahrt. Er beschloß, es nun einmal mit den Türken zu versuchen, und eilte an den Bog, der damals Rußland von der Türkei schied. Der Marsch dauerte 5 Tage, man ging durch hohes Gras, nirgends erblickte man einen Menschen. Die Kosacken schossen Rebhühner und wilde Schafe, die man bratete; zu ihnen aß man wilde Kirschen, und trank Wasser aus Morästen. Die Sommerhitze war unerträglich. Als man den Bog vor sich hatte, waren auch die Russen da, und fingen noch 500 Mann, die nicht schnell genug übersetzen konnten.

Jussuf, Pascha von Bender, der von Carls Thaten ganz begeistert war, schickte einen Aga mit einer türkischen Reiterkompagnie, den berühmten Helden auf türkischem Boden zu bewillkommen, ohne die Erlaubniß von Constantinopel abzuwarten, schenkte ihm ein prächtiges Zelt, einen Wagen, Lebensmittel und andere Bequemlichkeiten, und empfing ihn selbst am 1sten October in einer feierlichen Audienz zu Bender. Er hatte ihm auch ein schönes Haus in der Stadt Bender einrichten lassen, aber Carl fand es königlicher, ausserhalb der Stadt in einem Lager zu wohnen. Da immer mehr Schweden und Polen zu ihm kamen, so zählte er bald 1800 Mann in seinem Gefolge, und sein Lager bei Bender verwandelte sich in eine kleine Stadt, seine Zelte wurden Häuser. Gleich anfangs schrieb er an den Großsultan Achmet III., und stellte demselben die Gefahr der hohen Pforte vor, wenn der Peter in Rußland weiter um sich greifen sollte, und darum lud er ihn ein, mit Schweden ein Bündniß gegen dieses Rußland zu schließen, er selbst wolle die Türken schon zu Siegen gegen die Russen führen. Sultan Achmet ließ dieses Schreiben zwar ein halbes Jahr lang unbeantwortet, doch ließ er ihm kostbare Geschenke und reichliche Lebensmittel verabreichen, ihm auch täglich 500 Thaler auszahlen, damit er wie ein König leben könnte. Carl ließ nun auch viel aufgehen, doch für seine Person wenig, aber täglich verschenkte er große Summen an seine Schweden und Polen und an die Janitscharen, welche seine Ehrenwache bildeten, und so kam er mit seinem Gelde nie aus, sondern mußte noch große Kapitalien zu 50% borgen. Täglich musterte er sein kleines Heer mit großer Strenge, hielt auch mit seinen Soldaten täglich die üblichen Betstunden zur großen Erbauung der Türken, und ritt auf seinen Spatziergängen täglich drei Pferde müde.

Dennoch quälte ihn eine entsetzliche Langeweile, daß er nichts gegen die Russen unternehmen konnte. Er schickte den polnischen Grafen Poniatowsky als geheimen Unterhändler nach Constantinopel, und

dieser feine Kopf brachte zwei Großveziere, die nicht schwedisch gesinnt waren, nach einander in die Ungnade des Sultans, und den dritten, Mehemet, gewann er für einen Krieg gegen die Russen. Selbst des Sultans Mutter hatte er so für Carln zu begeistern gewußt, daß diese ihren Sohn fragte: „Wann willst du endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czar verschlinge?" — „Geh — sagte endlich Achmet zum Vezier — und führe das Heer gegen die Russen." Der Vezier antwortete: „Ich gehe; mein Schwert in der einen und den König an der andern Hand führe ich ihn an der Spitze von 200000 Mann nach Moskau!"

Wer freute sich mehr, als Carl! Im Frühlinge 1711 setzte sich ein gewaltiges Türkenheer in Bewegung, der Großvezier Mehemet selbst an der Spitze. Die Russen wollten den Türken zuvorkommen, und Peter (der doch nicht selbst kommandirte) rückte, von seiner Katharina begleitet, in die Moldau ein, weil die Hospodare (Fürsten) dieses Landes ihm versprochen hatten, von der Pforte abzufallen, wenn die Russen nur auf ihrem Boden erschienen. Als die Russen aber da waren, konnten die Moldauer dennoch ihre Furcht vor den Türken nicht ablegen. Nicht einmal Proviant bekamen die Russen, und als endlich der Großvezier das russische Heer am Pruth ereilte, schlug er es 3 Tage hinter einander, so daß 40000 Russenleichen den Boden bedeckten, und den Rest der Russen schloß er so fest ein, wie weiland der Samnitergeneral die Römer bei Caudium. „Nun bin ich übler daran — sagte Peter — als mein Bruder Carl bei Pultawa!" verschloß sich in sein Zelt, und wollte verzweifeln. Selbst Kathinka durfte nicht vor ihn kommen. Aber dieser Weiberkopf zog ihn doch noch aus der Schlinge. Sie packte alle ihre Juwelen in ein Kästchen, die vornehmsten Offiziere legten noch etwas bei, und alles schickte sie durch einen treuen Offizier an den Großvezier und seinen Adjutanten zum Geschenk. Wie funkelten die Augen der beiden Türken beim Anblick der blitzenden Steine! Der Großvezier bewilligte einen

Waffenstillstand von 6 Stunden, von den Russen die Friedensvorschläge anzuhören. Peter staunte, denn er wußte nicht, was das Mädchen von Marienburg gethan hatte. Zum Schein forderten die Türken, die ganze russische Armee solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben; Peter erbot sich, Asow wieder herauszugeben, und den Sultan wegen seiner „ungebührlichen Aufführung" um Verzeihung zu bitten. Dafür erhielten die Russen freien Abzug und sogar noch reichliche Lebensmittel auf den Weg.

Als die Russen schon lustig am Abziehen waren, kam Carl im türkischen Lager an — er hatte 15 Meilen in einem einzigen Ritte zurückgelegt, um Augenzeuge von Peters Gefangennehmung zu seyn, und vor seinen Augen zog dieser nach Rußland zurück. Er rasete über die Falschheit und Dummheit der Türken, bat sich 20000 Janitscharen aus, und wollte noch jetzt den Russen nachsetzen; aber Mehemet sagte, der Friede sey abgeschlossen, daran lasse sich nichts mehr ändern. Carl verklagte den Vezier beim Sultan, der Treulose verlor auch seinen Kopf, aber die Sachen blieben, wie sie waren.

Als Carl nach Bender zurückkam, fand er sein Lager durch eine Fluth überschwemmt, und er verlegte dasselbe nun einige Stunden weiter, nach Warnitza. Ohne Erfolg versuchte er durch Poniatowsky die Pforte zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu stimmen. Er hatte sogar den Schmerz zu vernehmen, daß der Sultan mit dem Czar Peter ein Bündniß geschlossen habe, dessen vornehmster Artikel war, der Sultan solle Carln aus seinen Staaten entfernen. Peter bot sogar 5 Millionen, wenn ihm Carl ausgeliefert würde; aber dies verabscheute Achmet als eine Verletzung der Gastfreundschaft, er hoffte vielmehr, Carl werde endlich wohl freiwillig gehen, und die Güte seines Wohlthäters nicht länger in Anspruch nehmen. Aber Carl sagte, nun gehe er gar nicht. Als der Pascha von Bender fragte, warum denn nicht, gab er zur Antwort, er könne seine Schulden in der Türkey noch nicht bezahlen, und ein ehrlicher Mann könne keine

Schulden zurücklassen — zur Deckung seiner Schulden brauche er wenigstens eine halbe Million. Der Pascha schrieb an den Sultan, und dieser gab 1200 Beutel her, d. h. 600000 Rthlr. mit der Weisung, sie dem Könige einzuhändigen, wenn er schon in der Abreise begriffen wäre. Carl ließ diese Summen dem Pascha abschwatzen, da man doch keine Schulden bezahlen könne, wenn man schon fort sey, und als der Pascha nach einigen Tagen anfragte, wann denn endlich Se. Majestät abzureisen gedächten, antwortete Carl, daran sey noch gar nicht zu denken, denn dazu habe er noch einmal 1000 Beutel nöthig. Mit Thränen erwiderte der ehrliche Pascha: „Deine Majestät hat schon 1200 Beutel erhalten, früher, als es der Befehl meines Herrn erlaubte. Es wird mir den Kopf kosten.“ Carl suchte ihn zu beruhigen, und versprach ihn beim Sultan zu entschuldigen. Der Pascha aber antwortete: „Wisse, daß mein Herr Fehler nicht entschuldigt, sondern bestraft.“

Carl wendete sich also selbst an den Sultan, und hielt noch einmal um 1000 Beutel an. Der entrüstete Sultan berief den Divan; der Mufti und alle weltlichen Räthe waren nun der Meinung, man dürfe mit gutem Gewissen den frechen Gast auch mit Waffengewalt aus dem Reiche der Gläubigen treiben, und dazu erhielt der Pascha von Bender den Auftrag. Dieser eröffnete dem Schwedenkönige den erhaltenen Befehl, bekam aber zur Antwort: „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz hast, aber geh mir aus den Augen.“ Von diesem Augenblicke an lieferten die Türken keine Lebensmittel mehr in's schwedische Lager, und Carl mußte schöne arabische Pferde, die ihm der Sultan früher geschenkt hatte, todt schießen lassen, weil er sie nicht mehr ernähren konnte, und sagte dabei ganz kalt, er bedürfe der türkischen Pferde eben so wenig, wie der türkischen Lebensmittel.

Sein Trotz entfremdete alle Freunde von ihm. Als die Türken schon mit Geschütz gegen sein Lager vorrückten, fielen seine Geistlichen und Generale

vor ihm nieder, und baten ihn, doch der Vernunft zu folgen. Er aber schalt sie, wies jedem seinen Posten an, und befahl ihnen kalt, nur zu thun, was er ihnen befehlen würde. Die Türken hatten es nicht gern aufs Aeusserste treiben wollen, und deswegen bei der Pforte angefragt, was sie zu thun hätten, wenn Carl sich ernstlich wehren sollte. Der Bescheid lautete: „Auf Leben und Tod!" Noch einmal sendete das Belagerungsheer Friedensboten an Carl, dieser aber drohete, ihnen ihre Bärte abschneiden zu lassen, wenn sie nicht im Augenblick gingen. Dies entflammte sie zur Wuth. Der Pascha gebot zu stürmen, die Kanonen donnerten, die Schanzen waren in einigen Augenblicken erstiegen, und die 300 Schweden streckten bald das Gewehr. Auch Carls eigene Wohnung war bald mit Türken erfüllt, er aber hieb wüthend um sich, stach manchen Muselmann nieder, und seine 50 Hausgenossen standen ihm treulich bei. In kurzer Zeit war das Haus von allen Türken gesäubert; er verrammelte die Thür, und ließ aus allen Fenstern feuern. Die Türken, nun noch mehr erbittert, warfen Feuer auf das stroherne Dach. Die einstürzenden brennenden Sparren zwangen Carln, das Haus zu verlassen, und er faßte den verwegenen Gedanken, sich nach einem benachbarten Hause durchzuschlagen, und dort seine Gegenwehr fortzusetzen. Schon war er auf dem Wege dorthin, aber da stolperte er, fiel, und wurde von den Janitscharen entwaffnet, doch nicht ohne Mühe, und zum Pascha von Bender gebracht. Dieser lud ihn zum Sitzen ein, da er wohl müde seyn werde. Er aber blieb stehen, und bedauerte nur, daß der Kampf so kurz gewesen sey. Die Janitscharen staunten ihn an, denn solche Löwentapferkeit hatten sie noch nie gesehen.

Dennoch war der nordische Alexander jetzt ein türkischer Gefangener, und wurde bis nach Adrianopel gebracht. Man gaffte ihn überall an, man lieferte ihm Lebensmittel, aber doch war des Schwedenkönigs Lage jetzt so armselig, daß sein Kanzler

Müller täglich für ihn das Essen kochte. Auch nur dieser Müller, der Baron Grothusen und der Oberst Düring durften mit ihm speisen. Um vor andern Besuchern seine Armuth nicht kund geben zu dürfen, ließ er sich immer krank melden. Dieser Zustand Carls dauerte 10 Monate; ausser der Türkei hielt man ihn in ganz Europa für todt, und die schwedischen Reichsräthe ließen nur noch eben bei ihm anfragen, wer Schweden regieren solle, wenn er nicht bald wieder komme. Carl antwortete, wenn sie gern regieren wollten, so werde er ihnen einen seiner Stiefeln schicken, von diesem könnten sie alle Befehle einholen. Doch bewog ihn diese Stimmung in Schweden, nun schnell nach Hause zu eilen. Er lieh noch einmal große Summen, ließ dann seinen Gesandten Grothusen einen feierlichen Einzug in Constantinopel halten zum Abschiede, und brach am 1sten October 1714, nach einem fünfjährigen unnützen Aufenthalte in der Türkei, zur Rückreise auf. Der Sultan ließ ihm noch ein mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit Diamanten besetzt, 8 arabische Pferde mit silbernem Geschirr und 60 Wagen mit Mundvorrath als Geschenk übergeben, und ihn durch ein zahlreiches Gefolge von Türken feierlich begleiten. Aber der langsame Zug war ihm unerträglich, schon in der Türkei eilte er mit seinen Schweden voraus, und weiterhin ließ er auch diese im Stich, setzte eine große schwarze Perücke und einen Hut mit goldenen Tressen auf, hüllte sich in einen braunen Rock, alles, um sich unkenntlich zu machen, und eilte dann mit dem Adjutanten Rosen und dem Obristlieutenant Düring vorwärts, Tag und Nacht, indem er sich überall für einen schwedischen Hauptmann Frisch ausgab. Tages ritt man, Nachts machte man die Reise in einem Wagen, und nirgends verweilte man länger, als um die Pferde zu wechseln. Rosen wurde schon in den ersten Tagen krank, und auch Düring konnte bald nicht weiter, doch beredete er den Postmeister, dem Könige einen elenden Klepper zu geben, ruhete ein Stündchen aus, und holte in einem mit zwei

raschen Hengsten bespannten Wagen seinen Herrn nach 3 Stunden wieder ein. Die Reise ging über Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Kassel, Braunschweig, in 14 Tagen legte man 286 deutsche Meilen zurück, und den 22sten Nov. Nachts 1 Uhr stand Carl vor dem Thore Stralsund's. Der wachhabende Offizier wollte nicht öffnen, Carl sagte aber, er werde gehängt werden, wenn er einem schwedischen Courier, der wichtige Depeschen bringe, nicht augenblicklich aufmache. Da ging das Thor auf, man erkannte ihn aber gleich, trotz seiner Vermummung und seines langen Bartes. In 16 Tagen war er in kein Bett gekommen, seine Füße waren geschwollen, man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Als er sich am zweyten Tage zu Pferde in den Straßen zeigte, war der Jubel der Stralsunder unbeschreiblich.

§. 48.

Ende des nordischen Krieges.

(1721.)

Es war höchst nöthig, daß Carl zurückkehrte, denn vieles hatte sich während seiner langen Abwesenheit geändert. August II. hatte mit Hülfe der Russen den Stanislaus aus Polen vertrieben, und vom polnischen Throne wieder Besitz genommen, Peter sich in Finnland und Ingermannland befestigt, Dänemark den Schweden Bremen und Verden genommen, und es an die Engländer verkauft, auch England und Preußen waren dem Bündnisse gegen Schweden beigetreten. Was wollte der arme Carl gegen so viele Feinde! Vor seinen Augen nahmen die Preußen unter dem alten Dessauer fast ganz Schwedisch-Pommern weg, selbst Stralsund mußte Carl verlassen, und die Dänen einziehen sehen, als er kaum 1 Monat daselbst zugebracht hatte.

Noch in demselben Winter (Februar 1716) brach er in Norwegen ein, und da er wenig ausrichtete, versuchte er den Bund seiner 5 Feinde zu trennen,

indem er mit Peter Unterhandlungen anknüpfte, welche dieser auch nicht von der Hand wies. Peter sollte alles Eroberte ausser Finnland behalten, dagegen für die Schweden ihre deutschen Lande wieder erobern, den König Stanislaus wieder in Polen einsetzen helfen, und den Schweden in der Eroberung Norwegens kein Hinderniß legen.

Carl konnte nicht ruhen, bis er Norwegen sein nennen durfte. Er hatte wieder 27000 Mann Truppen; 10000 Mann gab er dem Baron Armfeld, von oben in Norwegen einzufallen, da wo Drontheim liegt. Die eisernen Schweden kletterten im August 1718 über das Gebirge Kiölen, trugen Kanonen und Lavetten auf ihren Schultern, und tranken Wasser aus den Pfützen, wovon ihnen der Bauch so anschwoll, daß täglich Hunderte starben. Hannibals Zug über die Alpen war nicht beschwerlicher. Als die Schweden endlich vor Drontheim standen, war die Festung zu wohl verwahrt, und sie mußten beschämt vor Hunger den Rückzug über die Kiölen antreten. Nun war auch der Winter da; ohne Nahrung, ohne Obdach, ohne warme Kleidung mußten die Schweden über Eisberge klettern, und sich vom Schnee einhüllen lassen. Hunderte fielen in dem Schneegestöber zusammen, Hunderte glitten täglich aus, und stürzten in Abgründe. Die Noth trieb den Baron Armfeld, selbst des Feindes Barmherzigkeit anzuflehen. Er bat den Commandanten in Drontheim um Unterstützung. Dieser schickte menschenfreundlich 300 fertige Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten, die Unglücklichen schnell über die Eisberge zu schaffen. Aber die Hülfe kam zu spät: ganze schwedische Regimenter standen erfroren auf dem Eise, bis an die Brust im Schnee vergraben, nur 500 ihres Heerhaufens sahen ihr Vaterland wieder, und noch lange war diese Gegend des Gebirges der beste Jagdplatz in Norwegen, weil die vielen Leichen manches Wild unwiderstehlich anzogen.

Den andern Heerhaufen hatte unterdessen Carl selbst in den südlichen Theil Norwegens geführt,

jedoch erst am Ende Septembers, und er belagerte Friedrichshall. Am 4ten December begann er, die Festung zu beschießen, und nach 5 Tagen eroberte er schon eine feindliche Schanze. Seine Leute konnten ihm nie schnell genug arbeiten. Am Sonntage den 11ten Decemb. hörte er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tystedahl, wo sein Hauptquartier war, aber Abends 9 Uhr ging er noch bis an den Graben der Festung, um zu sehen, wie weit die Arbeit der Seinigen gediehen wäre. Zwei Offiziere, Franzosen von Geburt, begleiteten ihn. Es war eine schneidende Kälte, die Sterne funkelten hell; Carl lehnte sich über eine Brustwehr, aus der Festung kamen von Zeit zu Zeit noch Schüsse. Die beiden Franzosen entfernten sich einer nach dem andern, und als der eine gegen 10 Uhr den König wieder aufsuchte, kam ihm der andere mit der Nachricht entgegen, der König sey — erschossen. Sie fanden ihn an der Brustwehr rückwärts gelehnt, die Rechte hatte er am Degen. Eine Kugel war ihm durch den Kopf gegangen, nach spätern Untersuchungen war es aber keine Kanonenkugel gewesen, sondern eine Pistolenkugel. Was Carl auf dem Felde bei Lützen gewünscht hatte, war erfüllt.

„Nun ist der Krieg aus!" sagte der eine Franzose, und er hatte Recht. Die Schweden, der starken Hand Carl's längst müde, übergaben die Krone seiner jüngsten Schwester Ulrike Eleonore, indem sie den Sohn seiner ältesten Schwester, den Prinzen Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, übergingen, und nun machte man schnell mit dem einen Staate nach dem andern Frieden. Hannover (England) behielt Bremen und Verden für 1 Million Thaler, Preußen das wichtige Stettin und Vorpommern für 2 Millionen, Dänemark gab aber alle Eroberungen für 600000 Thaler heraus. Peter war der letzte: er landete im Sommer 1719 in Upland, und legte in kurzer Zeit 13 Städte, 360 Dörfer, 140 Ritterschlösser, 40 Mühlen, 14 Eisenhütten in Asche, ließ große Wälder abbrennen, Menschen und Vieh bloß aus Muthwillen todt stechen, und fügte

Schweden einen Schaden von 12 Millionen zu. Dieselben Gräuelthaten wiederholte er im folgenden Jahre 1720, und die armen Schweden mußten nun wohl 1721 den Frieden zu Nystadt eingehen, der den Russen Liefland, Esthland und Ingermannland nebst einem großen Stücke von Finnland auf ewige Zeiten überließ. Dafür bezahlte der großmüthige Peter den Schweden 2 Millionen Thaler, und so sehr rührte ihn der treffliche Friede, daß er seinen Unterthanen alle rückständigen Steuern erließ, und viele Verbrecher begnadigte. Der russische Senat, dankbar für so viele Milde, erbat sich die Erlaubniß, den Czar Peter jetzt Kaiser von Rußland, Vater des Vaterlandes und den Großen betiteln zu dürfen, welches sehr gnädig angenommen wurde. Peter selbst feierte das Friedensfest zu Petersburg durch einen sogenannten Patriarchenzug. Sechs Cardinäle schwammen auf Bierfässern über die Newa, und bliesen auf Kuhhörnern. Hinter ihnen kam der Patriarch, betrunken, in einer hölzernen Schale sitzend, die in einer mit starkem Bier gefüllten großen Braukufe schwamm. Als der Patriarch am jenseitigen Ufer aussteigen wollte, ward er von seinen Dienern wie zufällig gestoßen, so daß er in dem Bier gebadet wurde, ein Hauptspaß für die hohen Zuschauer. Die ganze Farce sollte die Patriarchenwürde in den Augen des Volkes lächerlich machen. Die Russen, griechische Christen, hatten nämlich bisher immer einen besondern Patriarchen in Moskau gehabt, Peter aber hatte die Stelle des Patriarchen eingehen lassen, seine Geschäfte einer heiligen Synode übertragen, und sich selbst an die Spitze derselben gestellt, ungefähr wie Heinrich VIII. in England, der sich für das Oberhaupt der englischen Kirche erklärte.

§. 49.

Peters letzte Thaten.

(1716—1725.)

Vom Glücke immer begünstigt, beschloß Peter, Holland und Frankreich enger mit Rußland zu verbünden, und machte deshalb 1716 eine große Reise durch Europa. Er besuchte den König von Preußen und von Dänemark, und sah sein liebes Amsterdam wieder, wo er recht lange verweilte. Dann ging er über Brüssel nach Paris. Ludwig XIV. war eben gestorben, den 7jährigen Ludwig XV. hob Peter in die Höhe, küßte ihn, und sprach, „Ich wünsche, Sire, daß Sie gut aufwachsen und löblich regieren; vielleicht können wir einander einmal nützlich werden." Die Frau von Maintenon war krank, und ließ sich entschuldigen, Peter aber drang ohne Umstände in ihr Gemach, zog leise die Vorhänge ihres Bettes aus einander, und setzte sich auf ihrem Bette nieder. „Meine Krankheit ist das Alter", sagte Maintenon. Peter antwortete ihr, das Bewußtseyn, an dem verstorbenen Könige so edel gehandelt zu haben, und die Wohlthäterinn Frankreichs geworden zu seyn, wie auch der Anblick so vieler Mädchen, die ihr Erziehung und alles verdankten, müsse ihr das Alter gewiß sehr versüßen.

Erst im Jahre 1717 kehrte Peter über Holland und Norddeutschland nach Rußland zurück, und das Jahr 1718 wurde durch etwas Schreckliches bezeichnet. Seinen Sohn Alexei Petrowitsch von seiner verstoßenen Gemahlinn Feodorowna Lapuchin, die er noch immer eingekerkert hielt, hatte er von Jugend auf nicht leiden können, sich um ihn gar nicht bekümmert, und ihn lange ohne Erziehung aufwachsen lassen. Natürlich, daß der Sohn an der Mutter hing, und die Verbindung seines Vaters mit der Kathinka, welche seiner Mutter das harte Loos bereitet hatte, mit tiefem Gram betrachtete. Wegen seiner Gutmüthigkeit hatte er einen großen Anhang unter dem Volke, welches Peter

mit Unwillen bemerkte. Nach dem Willen seines Vaters hatte er sich mit der Prinzessinn Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, aber eben weil ihm die Gemahlinn aufgezwungen war, verachtete er sie, und ging ihr überall aus dem Wege. Ein neuer Grund, seinen Vater aufzubringen! Als im Jahre 1711 Peter einige katholische Geistlichen aus Polen nach Sibirien schickte, und Alexei es wagte, seinem Vater über diese wirklich ungerechte That Vorstellungen zu machen (sie hatten nur den König Stanislaus anerkannt), so befahl Peter, dem Prinzen sofort das Haupt abzuschlagen; Menzikoff ließ wirklich ein Gerüst erbauen, und vor Peters Augen einen Dragoner, der für den Prinzen zu sterben sich anbot, enthaupten. Peter war betrunken; als er den Rausch ausgeschlafen hatte, dankte er seinem Minister den Betrug, aber das schlechte Vernehmen zwischen ihm und seinem Sohne dauerte fort. Am meisten fürchtete er, Alexei werde einst als Kaiser in Rußland alle getroffenen Veränderungen wieder aufheben, und drohete oft, ihn zu enterben. Alexei, dessen Gemahlinn schon vor Gram gestorben war, bewies sich nicht abgeneigt, in ein Kloster zu gehen, und wechselte deshalb viele Briefe mit seinem Vater, während dieser 1716 auf der Reise war. Es gab aber Leute, die dem Czar einredeten, der Prinz gehe mit ganz andern Dingen um, und Peter befahl ihm, entweder augenblicklich in ein Kloster zu gehen, oder zu ihm zu kommen. Alexei begab sich auf die Reise, aber nicht zu seinem Vater, sondern nach Wien. Der deutsche Kaiser versteckte ihn erst in Tyrol, dann in Neapel, aber ein russischer Gesandter kundschaftete ihn aus, und Peter versprach ihm bei Gott, er solle nicht bestraft werden, wenn er willig zurückkehre. Alexei traute dem Eide, kehrte zurück, stellte eine feierliche Erklärung vor den Großen des Reiches aus, daß er der Krone entsage, und gestand auch, daß er um eine beabsichtigte Verschwörung gewußt habe. Dies letztere hatte zur Folge, daß Peter eine Commission von geistlichen und weltlichen Richtern

ernannte, über seinen Sohn das Urtheil zu fällen. Die geistlichen Richter baten den Kaiser um Begnadigung, und erinnerten ihn an die Barmherzigkeit des Welterlösers, die weltlichen aber verdammten den Prinzen zum Tode, und der harte Peter bestätigte das Urtheil. Der Unglückliche, als ihm das Urtheil angekündigt wurde, fiel gleich in Todesangst, und hoffte, eher zu verscheiden, als das Urtheil an ihm vollzogen würde. Er ließ seinen Vater zu sich bitten, flehete ihn um seinen Segen an, und als er diesen erhalten hatte, verschied er nach wenigen Stunden. So lautet die gelindeste Darstellung dieser Begebenheit. Andere sagen, der Unglückliche sey im Gefängnisse durchs Beil wirklich hingerichtet. Bei Alexei's feierlichem Leichenbegängnisse vergoß Peter tausend Thränen.

Einige Jahre nachher krönte er seine Kathinka feierlich zu Moskau als Kaiserinn von Rußland, und machte die Verordnung, daß nicht die Erstgeburt über die Thronfolge entscheiden solle, sondern der Kaiser von Rußland solle das Recht haben, von seinen Söhnen und Töchtern, Brüdern und Schwestern u. s. w. die fähigste Person zum Erben der Krone zu ernennen, und auch eine schon geschehene Ernennung noch immer widerrufen können. Eine sehr weise Verfügung! Peter ließ sie von der ganzen Nation beschwören.

Einige Monate nach Katharina's Krönung wurde Peter bedeutend kränklich, und dadurch verstimmt. Es fehlte wenig, so hätte er ihr die Thronfolge wieder genommen. Schon oft hatte er die Bäder in Pyrmont gebraucht, das Uebel wurde zuletzt unheilbar. Seine wüste Lebensart hat gewiß zu seinem frühen Tode beigetragen. Er verschied am 28sten Januar 1725 unter entsetzlichen Schmerzen, in den Armen Katharina's, die in mehrern Tagen nicht von seinem Bette gewichen war.

§ 50.

Peters des Großen erste Nachfolger.

(1725—1762.)

Peter der Große hinterließ zwei Töchter von seiner Katharina, nämlich Anna und Elisabeth. Anna war bei seinem Tode an den Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt, Elisabeth aber, erst 15 Jahr alt, noch ledig. Von seinem Sohne, dem unglücklichen Alexei, lebten noch zwei Kinder, Natalia und Peter, und auch von seinem älteren Bruder Iwan noch zwei Kinder, nämlich Katharina, Gemahlinn des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg, und Anna Iwanowna, Gemahlinn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Curland.

Zuerst bestieg nun Katharina I., Peters des Großen zweite Gemahlinn, das Mädchen von Marienburg, den Thron, weniger durch ihre eigenen Wünsche, als durch die Herrschsucht Menzikoffs geleitet. Sie erklärte, die Krone nur dem Großfürsten Peter, Alexei's Sohne, aufheben zu wollen. Flugs eilte Menzikoff, dreist genug, den russischen Thron an sein Haus bringen zu wollen, den Kronprinzen Peter mit seiner Tochter zu verloben. Aber bis zur Vermählung kam es nicht, denn Katharina, die ihren alternden Körper durch übermäßigen Genuß des Branntweins immer noch mehr abschwächte, starb schon im Mai 1727, 2¼ Jahr nach dem Tode ihres Gemahls

Der junge Kaiser Peter II. zählte erst 12 Jahre, hatte aber einen verständigen Hofmeister, Heinrich Ostermann, Sohn eines lutherischen Predigers zu Bochum, einem Orte in der Grafschaft Mark in Westfalen, der als Student zu Jena einen Studenten erstochen hatte, flüchtig geworden war, und in Holland schon Peters des Großen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Dieser Ostermann hatte mit Katharina dem Czar Peter am Pruth aus der Klemme geholfen, mit Schweden den Frieden zu Nystadt

geschlossen, und die Würde eines russischen Freiherrn erhalten. Die Kaiserinn Katharina hatte ihn zum Reichsvicekanzler, zum geheimen Rath, zum Erzieher und Mitvormunde des Thronerben ernannt. Er machte seinem Posten Ehre durch seinen Eifer für des jungen Kaisers Bildung, aber der junge Iwan Dolghorucki verderbte ihm seine Plane. Dieser zog den jungen Monarchen, dessen Liebling er war, zu mühvollen Jagden, und zwar bei Moskau, wo Peter II. sich am liebsten aufhielt, so daß Ostermann seinen Zögling selten zu sehen bekam. Auch machte Dolghorucki den jungen Kaiser auf die Herrschsucht Menzikoffs aufmerksam, so daß dieser mächtige Mann zur ewigen Verbannung nach Beresow verurtheilt wurde, er, der im Begriffe stand, Schwiegervater des Kaisers zu werden. Sein Vermögen bestand aus 100000 leibeignen Bauern und 3 Millionen baar. Alles wurde zur Staatskasse eingezogen, in Beresow erhielt er täglich nur 10 Rubel, von denen er sich und seine Familie ernähren mußte. Er lebte aber so frugal, daß er zu Beresow noch eine neue Kirche aus eigenen Mitteln errichtete, an welcher er mit eigenen Händen arbeitete. Im zweiten Jahre seiner Verbannung erkrankte er, sprach zuletzt nichts mehr, genoß nichts als Wasser, und verschied zu Beresow 1729.

Peter II. verlobte sich jetzt mit Dolghorucki's schöner Schwester Katharina, aber auch Dolghorucki sollte das Vergnügen nicht haben, des Kaisers Schwager zu werden. Peter starb im Februar 1730 an den Pocken.

Wer sollte jetzt den Thron besteigen? Ostermann glaubte, die Großfürstinn Anna, Iwan's Tochter, verwittwete Herzoginn von Curland, welcher er den ersten Unterricht im Lesen ertheilt hatte, werde auch als Kaiserinn sich wohl von ihm noch leiten lassen, und so beredete er die Großen, Peters Töchter zu übergehen, und seine Nichte auf den Thron zu setzen. Der Fürst Basil Dolghorucki ward beauftragt, ihr die Wahl bekannt zu machen. Als er zu ihr eintrat, fand er einen schlechtgekleideten ihm unbe-

kannten Mann bei ihr ihm Zimmer. Da dieser nicht gleich sich entfernte, nahm Dolghorucki ihn am Arm, und wollte ihn zur Thür hinausschieben. Anna verbat dies aber. Der Unbekannte war der Herzog Ernst Joann von Biron, wie er sich nannte. Anna hatte ihn in Curland kennen gelernt, und ihn zu ihrem Kammerjunker angenommen; sein Großvater hatte im Marstall gedient, sein Vater war Jägerhauptmann gewesen, beide hatten Bieren oder Büren geheissen, der Kammerjunker aber, da er seiner Gebieterinn nach Rußland folgte, hatte den Titel Herzog von Biron von einem französischen Hause, wie auch dessen Wappen angenommen. Bald erfuhren die Dolghorucki, wie viel dieser Mann bei der neuen Kaiserinn gelte: sie wurden theils hingerichtet, theils verwiesen, Biron aber zum Herzog von Curland erhoben, und er regierte jetzt Rußland unumschränkt mit eisernem Scepter. Gegen 12000 Menschen starben auf dem Blutgerüst, über 20000 wurden nach Sibirien verwiesen. Ostermann behauptete sich in seinem Einflusse als Verwalter der Staatseinkünfte, und noch ein anderer Ausländer glänzte jetzt, der Graf von Münnich, Sohn eines geheimen Raths in Oldenburg, der unter Eugenius und Marlborough seine Schule gemacht, von Peter I. zum Generallieutenannt und von Peter II. zum Grafen erhoben war. Jetzt war er russischer Generalfeldmarschall, und führte einen Krieg gegen die Türken (1735—1739), der ihm den Namen des nordischen Eugenius erwarb. Er eroberte Asow, welches Peter der Große am Pruth so schimpflich hatte abtreten müssen, verheerte die Krimm, schoß Okzakow zusammen, und obgleich die verbündeten Oestreicher durch einen voreiligen Frieden den Russen die Früchte des Sieges fast alle wieder entrissen, so war doch von diesem Kriege an bis jetzt der Name Russen für die Türken ein Schrecken.

Anna regierte von 1730 bis 1740, und Biron wurde immer fürchterlicher. Zuweilen warf die Kaiserinn sich ihm zu Füßen, und flehete um Gnade

für Verurtheilte, aber immer vergebens. Auf dem Todesbette vermachte sie das Reich dem Prinzen Iwan, Enkel ihrer Schwester Katharina, der kaum 2 Monate alt war, und bestellte den Herzog Biron von Curland zum Regenten und Vormund. Münnich ließ es geschehen, die Armee hing ihm an, und so hoffte er, Biron werde sich wohl mit dem leeren Titel begnügen, ihm aber die Gewalt überlassen müssen. Aber es kam anders: Biron trat die Regierung für Iwan III. an, ließ sich kaiserliche Hoheit tituliren, und machte Miene, den mächtigen Münnich ganz zu unterdrücken. Aber Münnich kam ihm zuvor, er ließ durch seine treuen Soldaten die kaiserliche Hoheit verhaften, und schickte sie nach Sibirien. Münnich und Ostermann theilten sich nun abermals in die Regierung.

Aber eine Person hatte man bei den vielen Staatshändeln immer übersehen, Elisabeth, Peters des Großen jüngste Tochter. Diese Prinzessinn schien bei den mancherlei politischen Umwälzungen immer eine gleichgültige Zuschauerinn zu seyn, lebte in einem liebenswürdigen Leichtsinne, fuhr in den Straßen Petersburg auf einem offenen Schlitten spazieren, wo denn die Russen ihre Schönheit bewunderten, und wenn neugierige gemeine Soldaten auch hinten auf ihren Schlitten traten, so litt sie solches mit unermüdlicher Langmuth. Ja, sie spazierte oft in die Kasernen der Garde, und stand gern bei den gemeinsten Soldaten Gevatter. Dadurch stahl sie die Herzen der Männer, und von ihr hoffte man einst die Entfernung der Fremden, welche den Russen schon so lange Gesetze vorgeschrieben hatten. Sie hatte einen dreisten Franzosen Lestocq als Wundarzt in ihren Diensten; dieser feuerte sie an, bei der Schwäche der jetzigen Regierung kühn die Krone zu ergreifen. Elisabeth fand es bedenklich. Lestocq traf eines Morgens, als er zu ihr eintrat, ein leeres Kartenblatt auf ihrem Tische, und zeichnete mit dem Bleistift auf die eine Seite ihr Bild mit der Krone, auf die andere ihr Portrait als Nonne. „Wählen Sie" — sagte er — „wir haben

keinen Augenblick zu verlieren." Münnich war nämlich schon aufmerksam auf sie geworden, und beobachtete ihre Schritte. Elisabeth zog die Krone dem Schleier vor, und fuhr in der Nacht vom 24sten auf den 25sten September 1741 nach der Kaserne der preobraschenskischen Garde, auf einem Schlitten, von Lestocq und ihrem Kammerjunker Woronzow begleitet, gewann etwa 300 Mann, und ging auf den kaiserlichen Palast los. Der junge Iwan, seine Eltern Anna und Anton Ulrich (von Braunschweig), Münnich, Ostermann und viele andere wurden verhaftet, am folgenden Tage das Militair und die Staatsbehörden in Eid und Pflicht genommen, und zugleich ein Manifest erlassen, welches der russischen Nation die Rechte der Kaiserinn Elisabeth auf den Thron und die Unrechtmäßigkeit der bisherigen Regierung aus einander setzte. Der junge Iwan erhielt seinen Aufenthalt in der Festung Schlüsselburg; kein Licht erhellte sein Gefängniß, und Elisabeth befahl ausdrücklich, das Kind (damals etwa 1 Jahr alt) solle nicht lesen und schreiben lernen, und der Offizier, der ihn bewachte, hatte Befehl, ihn gleich zu tödten, sobald er die leiseste Bewegung zu seiner Befreiung bemerken würde. Viele Jahre lebte das Kind in beständiger Finsterniß. Seine Eltern Anna und Anton Ulrich wurden nach Sibirien gebracht, und sie baten es sich zur Gnade aus, vereinigt bleiben zu dürfen. Hier lebten sie in der Nähe von Archangel etwa 4 Jahre zusammen, dann wurden sie getrennt, weil man ihnen nicht den Trost vergönnte, im Leiden sich einander aufzurichten. Anna starb 1746 im Wochenbette, ihr Gemahl Anton Ulrich überlebte sie noch 29 traurige Jahre, bis 1775. Wie ist das Schicksal der Fürsten manchmal so bitter, wie veränderlich das irdische Glück! — Münnich und Ostermann wurden ebenfalls nach Sibirien gebracht, Münnich sogar in dasselbe Haus, welches er für Biron hatte bauen lassen. Wem fällt hier nicht Aman's Schicksal ein! Und doch war Münnich kein unedler Mann! Ostermann starb zu Beresow, für Münnich

sollte noch einmal die Stunde der Erlösung schlagen, nachdem er 21 Jahre lang in der Verbannung sich täglich mit 3 Rubeln, die ihm von der Regierung gereicht wurden, hatte behelfen müssen.

Elisabeth hatte das Gelübde gethan, niemals ein Todesurtheil zu unterzeichnen, aber darum waren ihre andern Strafen desto grausamer. Ein geheimes Conseil trug ihr alles zu, was ihre Unterthanen von ihr zum Nachtheil sprachen, und alle Tadler ihrer Regierung wurden nach Sibirien gebracht. Ihren Lestocq, dem sie großen Theils den Thron verdankte, verwies sie auch dahin, weil er für Preußen gutgesinnt war, sie es aber nun einmal mit Oestreich hielt. Wir werden unten sehen, wie die Russen im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen fechten. Sie war gegen Friedrich erbittert, weil dieser sich einige Spötterei über ihre Person erlaubt hatte, die sie gewiß wohl verdiente. War es z. B. nicht unanständig für die russische Kaiserinn, daß sie den hübschen Rasumowsky, einen Bauernsohn aus der Ukraine, der als Chorknabe in der kaiserlichen Kapelle gesungen, und ihr schon lange als Gesellschafter gedient hatte, in ihrem Alter noch heirathete? — Mit Schweden führte sie auch einen Krieg zu dessen Demüthigung, denn Schweden mußte wieder etwas von Finnland an Rußland abtreten, und einen König annehmen, der mit der russischen Kaiserinn nahe verwandt war, den Herzog Adolph Friedrich von Holstein. Sie selbst bestimmte ihren Vetter, den jungen Herzog Peter von Holstein-Gottorp, Sohn ihrer ältern Schwester Anna, zu ihrem Nachfolger auf dem russischen Throne; dieser kam auch nach Petersburg, nahm die griechische Religion an, und wurde von Elisabeth doch nicht geliebt, weil er heimlich für Preußen gestimmt war. Doch blieb es bei dem Beschlusse, und als Elisabeth am 5ten Juni 1762 starb, bestieg ihr Vetter als Peter III. den russischen Thron.

Kaiser Peter III. war ein sonderbarer Mann. Er hatte seiner sterbenden Tante versprochen, nie

mit Preußen Frieden zu machen ohne Oestreichs Theilnahme, und gleich nach ihrem Tode ließ er seine Truppen zu den Preußen stoßen und gegen die Oestreicher fechten, welches dem siebenjährigen Kriege den Ausschlag gab, wie wir noch hören werden. Er war ein so großer Bewunderer Friedrich's des Großen, daß er immer die preußische Uniform trug, seine Truppen auf preußische Weise exerciren ließ, und sogar Friedrich's Generallieutenant wurde, welches die russische Nationalehre kränken mußte. Er nahm manches kostbare Heiligenbild aus den Kirchen, zog die geistlichen Güter ein, und gab den Geistlichen Jahrgehälter aus der Staatskasse, die schmal zugeschnitten waren; den Metropoliten von Nowgorod, der gegen diese Neuerungen protestirte, verwies er nach Sibirien, mußte ihn jedoch, um einer Rebellion vorzubeugen, bald wieder zurückrufen; er wohnte der Einweihung einer lutherischen Kapelle bei, und vertheilte unter die Soldaten lutherische Gesangbücher, der Einweihung einer griechischen Kapelle wollte er aber nicht beiwohnen. Durch diese Schritte machte er den Russen seinen griechischen Glauben verdächtig. Eine Handlung der Gerechtigkeit war, daß er den Grafen Münnich aus Sibirien zurückrief, und ihm wieder Ehren und Würden verlieh. Viele andere Staatsgefangenen der vorigen Regierung wurden ebenfalls begnadigt. Münnich erhielt aber seine Ministerstelle nicht wieder, denn Peter III. ließ sich gern von Damen leiten, deren viele immer in seinem Gefolge waren. Keinen verdroß dies mehr, als seine Gemahlinn Katharina, eine Prinzessinn von Anhalt-Zerbst, die auch ihres russischen Charakters und ächt griechischen Glaubens wegen (obgleich sie von Geburt protestantisch war, wie ihr Gemahl) die Liebe der Truppen und des Volkes besaß. Sie hatte ihrem Gemahl schon einen Großfürsten geboren, Paul mit Namen, hegte aber den Verdacht, daß sie mit ihrem Sohne eingesperrt werden sollte. Die Fürstinn Daschkow war ihre Vertraute; deren Schwester, Comtesse Woronzow, Tochter des Großkanzlers,

hielt es mit dem Kaiser, und durch die beiden Weiber wurde das Feuer der Zwietracht zwischen den beiden Eheleuten immer stärker angeblasen. Katharina ging mit dem Plane um, ihren Gemahl zu entthronen; der Kaiser wurde gewarnt, aber er glaubte es nicht, und begab sich mit seinen Freunden und Freundinnen nach Oranienburg, um dort das Petersfest zu feiern (Juli 1762). Nun säumte Katharina nicht länger, weil sie wußte, daß Peter ihre Anschläge schon kenne. Sie begab sich am 8ten Juli zu der Garde in russischer Uniform, durchritt ihre Reihen, und wurde mit Jubel begrüßt. Ein Fahnenjunker der berittenen Garde, Potemkin, bemerkte, daß sie keine Quaste an dem Degen habe, und band sogleich ihr die seinige an. Diese Aufmerksamkeit und seine Gestalt wurden von Katharina nie vergessen. Die Garde huldigte ihr, und weil es hieß, Peter habe durch einen Sturz vom Pferde in Oranienburg den Hals gebrochen, so folgten Adel, Senat und Volk bald dem gegebenen Beispiele. Man führte Katharina nach der Kirche der Kasanschen Mutter Gottes, und der Metropolit von Nowgorod rief sie als Katharina II. zur Kaiserinn aus. Am Abend dieses Tages stellte sich die neue Herrscherinn, einen Hengst reitend, mit bloßem Säbel an die Spitze der Garden, und zog nach Peterhof, wo sie mit ihrem Gemahle am folgenden Tage zu speisen verabredet hatte. Peter war dort, vernahm aber bald, in welcher Absicht seine liebe Frau heranziehe. Er verlor gleich alle Fassung; Münnich wollte ihn aufmuntern, gleich kühn nach Petersburg zu gehen, und fragte ihn, ob er denn, wenn es seyn müßte, nicht als Kaiser zu sterben wüßte. Aber Peter war zu keinem Entschlusse zu bringen, das Gewinsel der Damen verwirrte ihn völlig, einige vorausgeschickte Adjutanten seiner Gemahlinn nahmen ihn gefangen, und legten ihm ein Bekenntniß vor, daß er zur Regierung unfähig sey, und daher abdanke, welches er auch gleich unterschrieb. Dann zog man ihm seine Orden und kaiserlichen Kleider ab, und brachte ihn, ohne daß Ka-

tharina ihn gesehen hatte, noch am Abend desselben Tages nach dem Städtchen Ropscha bei Petersburg in ein Gefängniß. Angst und Verzweiflung rissen ihn hier zu den schrecklichsten Verwünschungen seiner Gemahlin hin, und diese ließ ihm am 7ten Tage seiner Gefangenschaft einen Gifttrank reichen. Dieser wirkte in der ersten Stunde so schrecklich, daß Orlow (ein Günstling Katharina's) Hand an ihn legte, und durch Erdrosselung seinen Tod beschleunigte. In einem Manifeste sagte Katharina, Peter III. sey an einer Gehirnentzündung gestorben, aber das glaubte kein Mensch.

§. 51.

Katharina II. von Rußland.

(1762—1796.)

Nun war Katharina II. Kaiserinn von Rußland, und sie regierte 34 Jahre zum Neide der übrigen europäischen Mächte. Anfangs war ihr durch Blut errungener Thron noch gar nicht gesichert, denn noch lebte Prinz Iwan, den die Kaiserinn Elisabeth schon als unmündigen Säugling in ein lichtleeres Gefängniß geworfen hatte. Jetzt war Iwan 23 Jahre alt, und kannte keinen Menschen auf der Welt, als die Offiziere, die ihn bewachten, und diese hatten auch von Katharina II. den gemessenen Befehl, ihn zu tödten, sobald sich jemand nähern würde, ihn zu befreien. Zwei Jahre nach Katharina's Thronbesteigung (1764) kam ein Unterlieutenant, Namens Mirowitsch, mit 38 Soldaten, zeigte ein untergeschobenes Schreiben der Kaiserinn vor, und begehrte des Prinzen Auslieferung. Die beiden Offiziere hielten sich buchstäblich an ihre Ordre: sie stachen den Prinzen nieder, und flohen nach Dänemark, um einstweilen dem Hasse des Volkes auszuweichen. Mirowitsch wurde auf Befehl der Kaiserinn hingerichtet, die beiden Offiziere aber wurden, als sie zurückkehrten, von Katharina kaiserlich beschenkt. — Neun Jahre später trat ein gemeiner

Kosack, Namens Pugatschew, in den südlichen Provinzen auf, gab sich für Peter III. aus, der nicht ermordet sey, und fand ungemein viele Anhänger. Zwei Jahre lang machte er der Kaiserinn zu schaffen, da endlich mußte er über die Wolga fliehen, und entkam in eine Steppe. Hier spürte man ihn auf, fand ihn vor Hunger an einem Pferdeknochen nagen, und brachte ihn nach Moskau, wo er die verdiente Todesstrafe litt. Die Rebellion Pugatschew's hatte 200 Dörfer vernichtet, und über 100000 Menschen das Leben gekostet.

Nun konnte Katharina schon ruhiger regieren, aber ganz ruhig wurde sie nie, denn sie wußte, was sie ihrem Gemahl gethan hatte, und welch mächtige Feinde sie noch unter den Großen fürchten mußte, die ihr ein Gleiches thun konnten. Daher glaubte sie, die Russen immer in Athem erhalten zu müssen, und so führte sie, so lange sie regierte, fast immer schwere Kriege.

Im Jahre 1768 band sie mit den Türken an, und dieser erste Türkenkrieg dauerte 6 Jahre. Fürst Galitzin eroberte die türkische Festung Choczim, Panim nahm Bender, und eine russische Flotte rief die Griechen in Morea zum Aufstande gegen die Ungläubigen, ihre Unterdrücker. Als aber 1774 der Frieden zu Stande kam, und die Russen sich nur eine neue Kette von Festungen und freie Fahrt auf dem schwarzen Meere gesichert hatten, ließen sie Morea im Stich. Schon brachen die Türken wieder ein, und hieben schonungslos nieder, was ihnen von Griechen in den Weg kam. Schreiend fleheten die Griechen den abziehenden russischen Admiral an, sie doch wenigstens mitzunehmen, aber der Admiral trieb sie zurück, und segelte ab. Als er fort war, setzte nichts der Rache der Türken ein Ziel, in Tripolizza allein machten sie 3000 Griechen nieder.

Katharina baute nun eine neue Stadt am Dnepr, Cherson genannt, und gefiel sich so sehr als Eroberinn, daß sie 13 Jahre nach dem ersten Türkenkriege den romantischen Gedanken faßte, die Tür-

ken zurück nach dem Innern Asiens zu jagen, und die jetzige Türkei wieder zu einem griechischen Kaiserthum zu erheben, welches ein russischer Prinz regieren sollte. Da ihrem Sohne Paul eben ein Prinz geboren wurde, so ließ sie ihn Constantin taufen, *) und bestimmte ihn zum künftigen griechischen Kaiser, und einem Thore der neuen Stadt Cherson ließ sie die Aufschrift geben: Nach Constantinopel. An Vorwand, die Türken wieder zu bekriegen, fehlte es nicht, denn die Türken hatten einige russische Schiffe auf dem schwarzen Meere beleidigt. Sogleich ging Potemkin nach Cherson ab, beredete die Christen heimlich, aus der Krimm wegzuziehen, und da auch der Chan der Krimm von Rußland ein Jahrgeld annahm, so brach nun Potemkin ohne Umstände in die Krimm ein. Die Inwohner, Tataren von Herkunft, wehrten sich muthig aber Potemkin siegte, und ließ 30000 Tataren, Männer, Weiber und Kinder, ohne Erbarmen niederhauen, wodurch die Halbinsel, das Taurien der alten Welt, fast entvölkert wurde. Potemkin erhielt für die Eroberung den Titel der Taurier, die Stadthalterschaft der neuen Provinz, und dann noch 16 Millionen Rubel, sein Gebiet für Rußland recht blühend zu machen.

Unterdessen rückten die Türken auch heran, und nahmen Oczakow. Potemkin hatte 70000 Mann unter seinen Fahnen, und belagerte die Türken in Oczakow. Als der Winter kam, stürmte er (1787) am Tage des h. Nikolaus, des russischen Schutzheiligen, die Festung, und eroberte sie. Die Russen mordeten hier unter den Türken, wie vor kurzem die Türken unter den Griechen in Morea, Männer, Weiber und Kinder. Die sterbenden Türken wurden auf das Eis geworfen, und den hungrigen Hunden zur Nahrung gegeben. Nichts aber glich der Barbarei der Russen in Ismael, welches sie den

*) Es ist der Großfürst Constantin, älterer Bruder des Kaisers Nikolaus, Vicekönig von Polen, der im J. 1832 gestorben ist.

22. December 1790 unter Suwarow eroberten: 50000 wehrlose Türken wurden hier niedergemacht, von den gräulichsten Scenen ließ Katharina Gemälde in ihrem Speisesaal aufhängen. In ganz Europa stellte man bald die Russen in der Grausamkeit den Türken gleich.

Der türkische Krieg kostete der Kaiserinn unerhörte Summen, aber immer war Potemkin noch für das Project, die Türken aus Europa zu treiben. Weil sie indessen zu derselben Zeit einen Krieg mit Schweden zu Lande und zu Wasser führen mußte, der 22 Millionen Rubel verschlang, und die Schweden zuweilen bis nahe vor Petersburg führte, so wollte sie endlich auf jeden Fall mit den Türken Frieden, was auch Potemkin sagen mochte. Potemkins Tod erleichterte den Frieden (Januar 1792) noch, er heißt der Frieden von Jassy, und machte den Dnepr zur russischen Gränze gegen die Türkei.

Von dem berüchtigten Potemkin erzähle ich gleich noch Näheres, erst wollen wir Katharina noch als Regentinn in der innern Verwaltung ihres Reiches betrachten; da erscheint sie größer, als durch ihre Eroberungen. Sie verbesserte das Gerichtswesen, verfaßte ein neues Gesetzbuch, und steuerte den Bestechungen. Die Geistlichkeit erhielt ihre Güter wieder, und wurde in den von ihr errichteten Seminarien besser gebildet. Ausser Cherson baute sie 260 neue Städte in ihrem Reiche, zog Ausländer in ihren Staat, besonders Bauern und Fabrikanten; in einem kaiserlichen Lustschlosse bei Petersburg wurde sogar eine Seidenmanufaktur angelegt. Petersburg erhielt unter ihrer Regierung seine jetzigen Prachtgebäude. Nebst dem Ackerbau wußte sie auch den Handel zu heben, und der eröffnete Bergbau vergrößerte die Staatseinnahme jährlich um viele Millionen. Das Uralgebirge gab sogar Silber und Gold, was man in dem rauhen Norden nicht erwartet hatte. — Auch den Unterricht des Volkes ließ Katharina sich angelegen seyn. Sie zog Gelehrte des Auslandes in ihr Reich, gründete eine Anstalt

für 200 Töchter adlicher und bürgerlicher Beamten, versah die Städte und Dörfer mit Volksschulen, und stiftete ein besonderes Collegium zur Bildung tüchtiger Schulmänner. Durch Capitain Beering ließ sie die Gränzen des Eismeers und der Küsten Amerika's, die Sibirien zunächst liegen, genauer untersuchen, und hatte sogar den Plan, von Russen die Erde umsegeln zu lassen. Mit einem Worte, Katharina II. wurde die zweite Schöpferinn der jetzigen Größe Rußlands, und was Peter's des Großen Nachfolger hatten liegen lassen, das rief sie wieder ins Leben. Als man 1782 von Peters des Großen Thronbesteigung das Jubiläum in Petersburg feierte, ließ sie auf dem Akademieplatze Peters des Großen wunderschönes Standbild, welches sie ihm errichtet hatte, aufdecken: Peter reitet einen Felsen von ungeheurer Größe, den man aus einem Moraste in Finnland geholt hatte, als Feldherr hinan, und das Bild führt die schöne Inschrift: Petro Primo Catharina Secunda.

§. 52.

Potemkin der Taurier.

(1762—1791.)

Dieser Mann ist in den vorigen Erzählungen schon oft genannt, aber ich muß ihm noch wohl einen besondern Paragraph widmen, damit meine jungen Leser seinen Charakter und seine Wichtigkeit für Rußland besser beurtheilen können.

Er war der Sohn eines abgedankten Majors, und als Katharina II. 1762 gegen ihren Gemahl ausrücken wollte, stand er als Wachtmeister unter der berittenen Garde, und band der Kaiserinn seine Quaste an den Säbel. Diese Quaste machte sein Glück. Er wurde Kammerjunker der Kaiserinn, und erhielt eine jährliche Pension von 2000 Rubeln. Aber so wenig genügte ihm nicht: er wollte über ganz Rußland herrschen, selbst über seine Monarchinn, und der reichste aller Russen werden. Wie

war das aber anzufangen? Potemkin's Genie wußte Rath. Er mied die vertrauten Zirkel der Kaiserinn, zu welchen ihm der Zutritt offen stand, bezog eine Wohnung in dem Alexander-Newsky-Kloster, ließ sich den Bart wachsen, und drohete, ein Mönch zu werden. Die empfindsame Katharina ließ ihn befragen, was ihn zu dieser Verzweiflung treibe, und er antwortete keck, die unbegränzte Liebe zu ihr, welche sie zu kalt erwidere. Im Augenblick ließ Katharina ihn aus dem Kloster holen, gab ihm eine Wohnung in ihrem eigenen Schlosse, ernannte ihn zum General, und erlaubte ihm, ihr Bildniß auf der Brust öffentlich zu tragen. Nun war Potemkin ein ganz anderer Mann: im Schlafrock, mit fliegenden Haaren und bloßen Füßen, roh, wie ein Kosack, ging er oft in das Kabinett der Kaiserinn. Wenn diese einmal allein seyn wollte, und ihren Kammerherrn befahl, keinen zu ihr zu lassen, so wurde Potemkin rasend. Hielten die Kammerherren ihn nur etwas auf, so ging er in sein Gemach zurück, holte sich eine Hundepeitsche, und drang nicht nur in das Gemach der Kaiserin, sondern prügelte sie sogar mit der Hundepeitsche, weil sie ihm den Besuch verbiete, und ihn so wenig liebe. Katharina ertrug dies mit unermüdlicher Langmuth, denn der schreckliche Potemkin, der jeden Gedanken an Aufruhr niederschlug, war ihr unentbehrlich. Was hätte sie machen sollen, wenn er sich zu ihren Feinden geschlagen hätte! Jeden Russen, auch den Vornehmsten, mißhandelte er mit Schlägen, so oft es ihm einfiel. Sein Gehalt stieg jährlich um 10000 Rubel, die besondern Geschenke ungerechnet, und er durfte so viel Geld aus den kaiserlichen Kassen nehmen, als ihm beliebte, wie er denn auch oft freiwillig etwas hineinlegte, denn er lebte mit seiner Kaiserinn in Gemeinschaft der Güter. Und doch pflegte er Handwerkern und Kaufleuten die Rechnungen nicht zu bezahlen, sondern die Mahner mit der Hundepeitsche aus seinem Hause zu treiben. Die Kaufleute, bei denen er Bestellungen machte, hielten sich für verloren, und viele baten ihn auf

den Knien, sie mit seinen Bestellungen zu verschonen. Schon das Aeussere dieses Mannes flößte Schrecken ein, denn ein Auge in seinem Kopfe war beweglich das andere starr.

Daß er viele Feinde hatte, versteht sich. Ein Günstling der Kaiserinn wagte ihn anzuklagen, daß er die zur Cultivirung der Krim erhaltenen Millionen in seine Tasche gesteckt habe, und die Krim noch ein höchst elendes Land sey. Katharina beschloß 1787 eine Reise dahin zu machen, und sich durch den Augenschein zu unterrichten. Sie hatte ein glänzendes Gefolge, und zu Kiew erschienen die Polen und Kirgisen, der großen Herrscherinn ihre Ergebenheit darzubringen. Von da ging die Reise zu Wasser, den Dnepr hinunter; Potemkin hatte die Felsen im Flusse sprengen lassen, welches vielen Menschen das Leben gekostet hatte. An beiden Ufern sah man fette Heerden, und überall waren Menschen geschäftig, zu pflügen, Holz zu fällen, Häuser zu bauen, aber sie wohnten nicht hier, Potemkin hatte sie 40 Meilen weit herbeitreiben lassen, und des Nachts mußten sie vorausreisen, um am folgenden Tage vor der Kaiserinn abermals aufzutreten. Auch Dörfer erblickte man überall in der Ferne, aber es waren nur — bemalte Bretter. Abends wurden die Ufer des Dneprs durch Feuerwerke erleuchtet. In Cherson waren so viele Waaren ausgestellt, daß der Ort wie die blühendste Handelsstadt aussah, aber Potemkin hatte die Waaren kurz vorher aus Moskau und Warschau kommen lassen. So wurde Katharina überall getäuscht. In Cherson traf auch der deutsche Kaiser Joseph II. ein, und machte mit Katharina die Reise durch Taurien. In Sebastopol hatte Potemkin für die Monarchinn schnell einen Palast erbaut, der die Aussicht auf den schönen Hafen gewährte. Alte Barken waren aufgeputzt, alle Schiffe aus der Nähe und Ferne herbeigetrieben, so daß der Hafen wimmelte, als wenn dies täglich so wäre. Abends war Feuerwerk, und nachher der Hafen erleuchtet, wobei eine ganze Kriegsflotte in einem magischen

Lichte, das die Kaiserinn vollends blendete, hervortrat. Nun war Katharina zufrieden: sie gab Potemkin den Titel der Taurier, und befahl, auf ihn eine Lobschrift zu machen und in ganz Rußland zu verkündigen.

Potemkin war's auch, der die Türken zum zweiten Kriege mit Rußland reizte. Mitten im Frieden holte er Griechen aus Constantinopel, und schleppte sie nach Taurien, seine Provinz zu bevölkern. Dann forderte er öffentlichen griechischen Gottesdienst in Constantinopel sogar mit Glockengeläut, welches türkischen Ohren unausstehlich ist, und die Abtretung Bessarabiens. Darüber entstand der Krieg, der oben beschrieben ist, in welchem die Russen sich so grausam zeigten.

Vor Oczakow soll Potemkin sich so weit zurückgehalten haben, daß die türkischen Kugeln ihn nicht erreichen konnten. Als seine Soldaten darüber laut wurden, ging er einmal unter den Kanonen der Festung spazieren; aber beim Sturm war er doch wieder hinten. Als die Festung erobert war, reisete er nach Petersburg. Katharina ließ die Straße vor der Stadt, welche er passiren würde, auf eine Strecke von 20 Wersten (fast 3 deutschen Meilen) mehrere Tage lang festlich beleuchten, denn man wußte den Tag seines Einzuges nicht genau. Nun reisete er desto langsamer, damit die Landstraße ihm zu Ehren desto länger erleuchtet bliebe. Als er endlich eintraf, überraschte ihn Katharina schon auf seinem Zimmer, während er sich umkleidete. Bald darauf war die h. Osternacht, wo nach Sitte der Hof in der Kapelle des kaiserlichen Winterpalastes um Mitternacht dem Gottesdienste beiwohnte, und nach dessen Beendigung der Kaiserinn die Hand küßte mit den Worten: Christus ist auferstanden! Dann beschenkte man sich mit Ostereiern. Auch Potemkin trat heran, der Kaiserinn die Hand zu küssen. Aber Katharina hob ihn auf, umarmte ihn, nannte ihn laut den Wohlthäter des Vaterlandes, und reichte ihm zum Osterei den Alexander-Newski-Orden in Diamanten. Schon früher

hatte er viele Geschenke erhalten, aber doch reisete er nicht eher wieder zur Armee ab, als bis er 6 Millionen Rubel baares Geeld erhalten hatte. Die darauf folgende Eroberung von Bender erwarb ihm von der Kaiserinn 100000 Rubel und einen Lorberkranz von Edelsteinen für 150000 Rubel. Das Geld borgte Katharina von Holland und Genua, und ihren andern Unterthanen bezahlte sie in Papiergeld, welches im bürgerlichen Verkehr zu einem sehr niedrigen Preise stand. Potemkin kostete ihr mehr, als der Krieg selbst. Dafür lebte Potemkin während des Türkenkrieges zu Jassy auch wie ein persischer Satrap des Alterthums. Er hatte viele Damen um sich, denen er die üppigsten Feste veranstaltete. Aus Frankreich verschrieb er Tänzer, aus Warschau Spielkarten durch Couriere, aus Petersburg köstliche Fischbrühen durch Extrapost, und die verschriebenen Galanteriewaaren trugen an Zoll an der russischen Gränze 12000 Rubel, die aber Fürst Potemkin nicht bezahlte. So etwas konnte nur ihm ungestraft durchgehen. Während dessen mußten seine Soldaten sich mit den Türken herumhauen, wie auch die Oestreicher, die mit 100000 Mann in die Türkei einbrachen. Katharina wollte, Potemkin solle die Oestreicher kräftig durch ein Hülfsheer unterstützen, aber Potemkin dachte in Jassy nur an seine Gelage. Ja, er faßte sogar den Plan, die Moldau, Wallachei und Bessarabien einst als Fürst unabhängig zu beherrschen; darum vereitelte er auch alle Friedensanträge der Pforte, weil diese die genannten Landschaften nicht herausgeben wollte.

Als Ismael erobert war, reisete Potemkin abermals nach Petersburg, jetzt als Inhaber der ganzen russischen Kriegsmacht. Die Feste, welche Katharina ihm gab, übertrafen alle früheren. Wenn er speisete, so standen die ersten russischen Fürsten hinter seinem Stuhle. Katharina schenkte ihm den taurischen Palast in Petersburg, den sie ihm früher einmal abgekauft hatte, denn er selbst hatte ihn gebaut. Zum Danke bewirthete er die Kaiserinn in diesem Palaste mit einer Verschwendung,

gegen welche die Feste der Kaiserinn nichts waren. Ein großer Saal war als Garten eingerichtet: hier prangten blühende Gewächse, und Vögel hüpften singend zwischend den Zweigen, während ein Blick durch die Fenster nichts als Schnee und Eis gewahrte. In einem Tempel dieses Gartens stand Katharina's marmorne Bildsäule, und als die Monarchinn sie betrachtete, fiel Potemkin ihr zu Füßen, und dankte ihr für die vielen empfangenen Wohlthaten. Bei Tische stand er hinter ihrem Sessel, und wartete ihr auf, in einem kostbaren Anzuge; ein Adjutant trug ihm seinen Hut nach, weil er von den vielen Diamanten für den Kopf zu schwer war. Als er sie tief in der Nacht an ihren Wagen begleitete, warf er sich ihr noch einmal zu Füßen, gerührter als jemals.

Er sah sie zum letzten male. Als er bei der Armee in der Türkei wieder anlangte, nahm seine Gesundheit plötzlich ab. Um sich zu erholen, befahl er, ihn nach der milden Gegend von Oczakow zu bringen. Aber unterweges kam schon seine letzte Stunde. Man breitete auf dem Grase eine Decke aus, hob ihn vom Wagen, und legte ihn auf den Boden. Hier hauchte er unter freiem Himmel seine Seele aus, den 15ten Octob. 1791. Katharina fiel in Ohnmacht, als sie seinen Tod erfuhr.

§. 53.

Die Vernichtung Polens.

(1772 — 1795.)

Diese Erzählung schalte ich hier ganz ein, obgleich sie zum Theil schon in den folgenden Zeitraum gehört.

Polen war ein Königreich und eine Republick zugleich, der König wurde von den Magnaten gewählt. In den spätern Zeiten wurde aber nicht der Würdigste mehr König, sondern der Reichste der den Magnaten die größten Geschenke machte

Bei mancher Wahl erschienen 4 bis 7 Kroncandidaten, jeder hatte unter den Magnaten seine Partei, was man eine Conföderation nannte, und wenn am Wahltage gute Worte nicht mehr galten, so kam es zu grimmigen Blicken, zu Scheltworten, und endlich fuhren die Hieber aus den Scheiden, und der Wahlplatz — der immer unter freiem Himmel war — verwandelte sich in eine Wahlstatt, besonders wenn eine Conföderation sich noch durch ein fremdes Truppencorps verstärkt hatte. Oft sah man daher russische, östreichische, sächsische, französische Soldaten bei der polnischen Königswahl, und dann ging es noch viel wilder her. Daher sagte man im Sprichworte von einem Orte, wo Zank herrschte, es sey da wie auf dem polnischen Reichstage. Die siegende Partei rief dann ihren Günstling zum Könige aus, aber oft mußte er vom Throne wieder herunter, wenn nicht eine auswärtige Macht die Schreier beim Kopf nahm. Die Polen waren selbst Schuld, daß sich die Nachbarn immer in ihre Händel mischten, und zu spät bereueten sie dieses. Als 1763 König August III. (auch Kurfürst von Sachsen) starb, befahl Katharina den Magnaten, sie sollten den Stanislaus Poniatowski zum Könige wählen, weil dieser als polnischer Gesandter ihr Liebling geworden war. Die Polen sagten, wie sie dazu komme, ihnen zu befehlen. Da ließ Katharina 10000 Russen in Polen einrücken, und Poniatowski ward König. Von nun an wurde die Sprache der Russen in Polen immer dreister; der russische Gesandte in Warschau betrug sich so herrisch, als sey er König von Polen. Die Polen klagten über die vielen Märsche der Russen durch Polen nach der Türkei, welche das polnische Land immer verheerten. Die Dissidenten (Protestanten) in Polen fingen Händel mit den Katholiken an, und wurden blutig bestraft. Solche Vorfälle erbitterten Katharina immer mehr gegen Polen, und sie beschloß, mit polnischen Landschaften ihr Reich zu vergrößern. Doch ein anderer kam ihr schon zuvor, Kaiser Joseph II., der den

südlichen Theil Polens besetzte. Katharina äusserte gegen den preußischen Prinzen Heinrich, der zum Besuche gerade in Petersburg war, wenn Oestreich zugreife, so hätten die andern Nachbarn ja ein gleiches Recht — Polen scheine ihr ein Land, wo man sich nur zu bücken brauche, um etwas zu nehmen. Nun trat auch Preußen bei: Oestreich, Rußland und Preußen schlossen 1772 einen Theilungstractat, Preußen nahm Westpreußen in Besitz, wodurch Ostpreußen mit Brandenburg verknüpft ward — Oestreich eignete sich Galizien als ein Königreich zu, Rußland Litthauen. Die Polen schrien über Ungerechtigkeit, man bedeutete ihnen aber, wenn sie nicht schwiegen, so würde man von Polen gar nichts übrig lassen.

Die Polen duldeten knirschend die Zerstückelung ihres Landes, und welche russische, preußische und östreichische Unterthanen geworden waren, harrten mit Sehnsucht einer Erlösung entgegen, als die Revolution in Frankreich losbrach. Die Polen glaubten nun auch das Joch abschütteln zu können, und machten drohende Bewegungen. Dies bewog Rußland und Preußen, 1793 eine zweite Theilung Polens vorzunehmen: Preußen nahm Südpreußen von 1000 Quadratmeilen, Rußland einen Länderstrich von 4000 Quadratmeilen.

Nun hielten sich die Patrioten in Polen nicht länger. Der polnische General Koszciusko rief zu Krakau im März 1794 die ganze Nation zu den Waffen, und rückte gegen Warschau vor, in welchem eine Besatzung von 15000 Russen lag. Diese zog gegen ihn aus, nur wenige Russen unter Igelström blieben zur Bedeckung der Hauptstadt zurück. Da brach auch hier der Aufruhr los: die Bürger Warschau's zogen die Sturmglocken, erbrachen das Zeughaus, und bald waren 30000 wüthende Polen zusammen, kein Russe erhielt Quartier, am wenigsten in der Vorstadt Praga, nur ein Haufen durchbrach die Stadtmauer, und kam aufs freie Feld. Am 18. April war kein Russe mehr in der Hauptstadt zu sehen, und Koszciusko, der bald seinen Ein-

zug hielt, wurde zum Obergeneral der polnischen Nation ausgerufen, die Regierung revolutionsmäßig nach französischem Zuschnitt gemodelt, und dem Könige Poniatowski angedeutet, daß man seine Person zwar achte, aber seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Man gab ihm auch 14 Ehrenwächter, die auf alle seine Schritte lauern mußten, so daß er nicht allein aus dem Zimmer gehen, keine versiegelte Briefe absenden durfte, Kosziusko dagegen wurde allgemein unser Herr genannt.

Aber nicht lange sollte die Freude dauern. Fast 100000 Russen und Preußen rückten an, die Polen zählten nur etwa 68000 Mann, alle schlecht bewaffnet und gar nicht geübt. Dennoch machten sie den Gegnern in den zwei ersten Gefechten den Sieg sehr zweifelhaft, da sie mit der Stärke der Verzweiflung fochten, die dritte Schlacht aber entschied: Kosziusko erhielt einen Hieb in den Nacken, und rief sinkend: „Finis Poloniae!" Man führte ihn nach Petersburg ab, und der uns schon bekannte russische General Suwarow erschien bald vor Praga, den Mord seiner Landesleute zu rächen. In der Stadt lagen 26000 Mann Besatzung, nur 20000 Russen stürmten, aber ihnen konnte nichts mehr widerstehen Als Praga erstürmt war, schlachteten die Russen ab, was ihnen in die Hände fiel, 12000 Polen verloren ihr Leben, und das Geschrei der Sterbenden drang schauerlich über die Weichsel nach Warschau, und doch wollte dasselbe sich noch nicht ergeben, sondern hatte die Weichselbrücke, die nach Praga führte, rein abgebrochen, und die wilde Rotte, die den Ton angab, drohete jedem das Haus anzuzünden, der von Uebergabe an die Russen spräche. Aber nur zu bald verwandelte der thörichte Trotz sich in Muthlosigkeit: die Stadt capitulirte, und das Militair erhielt freien Abzug mit Wehr und Waffen, die Bürgerschaft eine allgemeine Amnestie. Aber das ausziehende Militair, das auch den König Poniatowski gern mitnehmen wollte, wurde gleich vor den Thoren von den Russen schon gefangen genommen.

Am 4ten November war das Blutbad in Praga

angerichtet, am 9ten hielt Suwarow seinen Einzug in Warschau, und König Stanislaus Poniatowski fing wieder an, seine Macht auszuüben unter russischem Schutze.

Dies dauerte aber nicht lange. Schon im folgenden Jahre 1795 beschlossen die drei Nachbarstaaten Rußland, Preußen und Oestreich, es solle gar kein Königreich Polen mehr seyn, und theilten unter sich, was von Polen noch übrig war. Dies ist die dritte Theilung Polens, die das Reich ganz aufhören machte. Der letzte König Stanislaus Poniatowski hatte 30 Jahre milde, aber sehr schwach regiert, und zweimal wurde er ohnmächtig, als er die Urkunde seiner Abdankung unterschreiben mußte. Der russische Hof gab ihm ein Jahrgehalt, das er in Petersburg verzehren mußte, er starb aber daselbst schon nach 3 Jahren, 1798.

Aber der heldenmüthige Koszinsko — was wurde aus diesem? Er war zu Petersburg von seinen schweren Wunden geheilt, und wurde nicht als ein Rebell, sondern als ein begeisterter Patriot betrachtet, in Deutschland feierten ihn Volkslieder, und der russischen Regierung gereicht es zum Ruhme, daß sie den edeln Mann wieder in Freiheit setzte, wenigstens als Katharina verstorben war. Ihr Sohn Paul I., von welchem ich noch mehr zu erzählen habe, gab ihm sogar anderthalbtausend russische Bauern. Kosziusko verließ aber Rußland, ging nach London, dann nach Amerika, und kaufte sich endlich in Frankreich an, um sein Leben in ländlicher Stille zu beschließen.

§. 54.

Kaiser Paul.

(1796 — 1801.)

Katharina II. hatte von ihrem Gemahl Peter III. nur einen Sohn, Paul, der erst 9 Jahr alt war, da sein Vater das Leben verlor. Er hatte eine schwache Gesundheit, und die Mutter pflegte seiner auf

das sorgfältigste, weil er als Liebling des Volkes die Hauptstütze ihres Thrones war, doch traute sie seinem kühnen Geiste nachher nie, weil sie wußte, welchen Antheil er an dem Schicksale seines Vaters nahm, und umgab ihn mit Aufpassern, wodurch Paul ganz verschlossen wurde. Auf Betrieb seiner Mutter heirathete er eine Prinzessinn von Hessen-Darmstadt, als diese aber Pläne machte, ihrem Gemahl mehr Antheil an den Regierungsgeschäften zu verschaffen, starb sie bald, wie man sagte, durch Katharina's Mitwirkung. Bald darauf schritt Paul zur zweiten Ehe, mit einer Prinzessinn von Würtemberg, welche zur griechischen Kirche übertrat, und den Namen Maria Fedorowna bekam, eine sehr edle Frau, die erst unlängst gestorben ist. Sie ist die Mutter von Alexander (nachher Kaiser), Constantin, Nikolaus (jetzt Kaiser), Michael, Maria, Katharina und Anna. Paul bewohnte das schöne Schloß Gatschina, und hieß jetzt Großadmiral von Rußland, aber die Flotte zu Kronstadt durfte er nicht einmal besehen. Eine große Reise durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland im Jahre 1780, die 12 Monate dauerte, machte ihm viel Vergnügen. Endlich starb seine Mutter im November 1796, und er bestieg freudig den Thron. Es soll sich ein Testament seiner Mutter vorgefunden haben, daß Pauls Sohn Alexander ihr Nachfolger seyn sollte, aber man unterdrückte es, Paul war allgemein beliebt. Er ließ die Gebeine seines Vaters aus der Gruft nehmen, und dieselben zugleich mit der Leiche seiner Mutter kaiserlich bestatten. Dann ließ er seinen Sohn Alexander (damals schon 19 Jahr alt, seit 3 Jahren schon mit Elisabeth von Baden vermählt) gegen das Beispeil seiner Mutter gleich an der Regierung Theil nehmen. Manches, das seine Mutter übersehen hatte, besserte er, alle gefangenen Polen erhielten ihre Freiheit wieder, und sein Eifer für Gerechtigkeit konnte nicht verkannt werden. Dennoch sollte dieser Fürst, der es gewiß gut meinte, noch das Schicksal seines unglücklichen Vaters theilen. Sein finsteres Gemüth

verleitete ihn zu oft zum Argwohn, daher zu unsichern Schritten. Die Franzosen hatten ihren König gemordet, und der Corse Buonaparte riß in Frankreich die Herrschaft an sich. Paul nahm die Verwandten des ermordeten Königs in seine Staaten auf, gab ihnen ein Jahrgehalt, und führte Krieg gegen Frankreich. Als aber Buonaparte ihm bei Gelegenheit, daß er gefangene Russen ohne Lösegeld in ihre Heimath entließ, zu schmeicheln wußte, da wurden die Bourbons aus Rußland verwiesen, und zugleich verbot Paul seinen Unterthanen den Handel mit England, welches mit Frankreich im Kriege lag. So war Rußland mit allen Parteien entzweit, und aller Handel gelähmt. Auch hatte Paul den sonderbaren Einfall, sich zum Großmeister der Malteser zu erklären, deren Insel erst von den Franzosen, dann von den Engländern erobert wurde. Als die Engländer ihm als Großmeister die Insel Malta nicht zurückgeben wollten, belegte er alle englischen Schiffe mit Embargo, d. h. er hielt sie in den russischen Häfen fest, daß sie nicht wieder absegeln konnten, oder nahm sie sogar zum Dienst der russischen Flotte. Der Unwille über Paul wurde in Rußland immer größer, da derselbe runde Hüte, kurze Westen und lange Beinkleider zu tragen verbot, alle Antworten auf Bittschriften durch die petersburger Zeitung öffentlich ertheilte — wodurch vornehme und geringe Personen der Gegenstand des öffentlichen Gespräches und Gelächters wurden — und endlich befahl er sogar, wer ihm auf der Straße begegnete, solle ein Knie beugen, und wer ihm zu Wagen entgegen käme, solle aussteigen, und endlich, um die Thorheit voll zu machen, wer vor seinem Schlosse vorübergehe, solle den Hut abnehmen. Wer erinnert sich hier nicht an Geßler in der Schweiz! Zuletzt sagten alle Russen, ihr Kaiser müsse verrückt seyn, und es sey hohe Zeit, ihm einen vernünftigen Nachfolger zu geben. Dazu hatte man den Großfürsten Alexander, seinen ältesten Prinzen, ausersehen. Dieser weigerte sich lange, endlich nahm er den Thron nur unter der Bedingung an, daß sein

Vater gleich wieder regieren solle, wenn seine Krankheit vorüber sey. Die Verschwornen wollten es aber anders — es waren drei Brüder Subow, die Generale Benningsen, Ouwarof und Pahlen — nach ihrer Meinung sollte Paul den Thron für immer verlieren. Abends den 23. März 1801 blieb der eine Subow beim Kaiser; Nachts 11 Uhr drangen die andern Verschwornen durch eine geheime Treppe bis in des Kaisers Vorzimmer, und hieben den wachthabenden Husar gleich nieder. Bei dem Getöse eilte Paul herbei, und fragte den einen Prinzen Subow, was er wolle. Dieser antwortete, Paul Petrowitsch sey verrückt, und könne nicht länger regieren. Da drang Paul mit dem Säbel auf ihn ein, aber der dritte Subow lähmte ihm den Arm durch einen kräftigen Hieb. Paul schäumte vor Wuth, welche seine Hauptleidenschaft war, und rang lange mit den Verschwornen. Dies brachte ihm den Tod, den die Verschwornen sonst nicht beabsichtigt zu haben scheinen. Sie geriethen nämlich über die tolle Gegenwehr des Kaisers endlich auch in Zorn, warfen ihn zu Boden, Benningsen band seine Schärpe ab, und mit derselben wurde Paul durch Hülfe der übrigen erdrosselt.

Als Alexander dies Ende seines Vaters erfuhr, fiel er aus einer Ohnmacht in die andere, und wollte erst den mit Blut befleckten Thron gar nicht besteigen. Die Thäter wagte er nicht zu bestrafen, und sie leben zum Theil noch in hohen Würden. Von seinen eigenen großen Thaten und von seinen Geschwistern Constantin und Nikolaus muß ich in den folgenden Zeiträumen erzählen. — Hören wir erst noch von einem großen Schwedenkönige dieser Zeit!

§. 55.

Gustav III. von Schweden.

(1771—1792.)

Dieser König, ein würdiger Sprößling Gustav Wasa's, Gustav Adolph's und Carl's XII., fand

bei seiner Thronbesteigung 1771 den schwedischen Reichsrath, dem schon Carl XII. hatte unterliegen müssen, im Besitze der höchsten Gewalt, und diese wollte er ihm nicht länger lassen, zumal da das Ausland, Rußland und England, im Reichsrathe Parteien für sich gewonnen hatten. Die Freunde der Russen hießen Mützen, die Freunde der Engländer Hüte. Gustav wollte sein Reich gern vom fremden Einflusse befreien, und war es nicht auch schimpflich für einen König, so in seiner Macht gebunden zu seyn, daß er nicht einmal ein Garderegiment nach seinem Willen befehligen durfte? Das sollte anders werden. Gustav brachte die Bürgerreiterei auf seine Seite, indem er an ihren Streifwachen durch die Straßen oft Theil nahm. Sein Bruder, der Herzog Carl von Südermannland, sammelte einige Truppen, und der 19te August 1772 sollte der entscheidende Tag seyn. Des Morgens erschien Gustav erst noch im Reichsrathe; dann eilte er mit den ihm ergebenen Offizieren erst nach dem Zeughause, sich desselben zu versichern, und von da nach dem Schlosse, wo eben die auf- und abziehende Wache unter dem Gewehre stand. Gustav rief alle Offiziere in die Wachtstube, und hielt eine kurze Anrede an sie, wie die Aristokraten die Freiheit des Reiches fesselten, und alle gelobten ihm Ergebenheit. Ein weisses Tuch, um den Arm geschlungen, diente als Zeichen, wer es mit König mit Reich ehrlich meine. Gustav schlang es zuerst um seinen Arm, und als er herauskam, traten gleich alle Soldaten ihm bei. Der Oberstatthalter ritt wüthend mit bloßem Säbel durch die Straßen, weil ihm die Besatzung nicht mehr gehorchen wollte, und versuchte die Bürger aufzuregen. Aber die Bürger drängten sich zu ihrem Könige, und küßten ehrfurchtvoll sogar seinen Stiefel. Der Reichsrath, von 30 Grenadieren in seinem Saale eingeschlossen, mußte Gehorsam versprechen, und alle Behörden folgten nach, ohne Blutvergießen war die Revolution vollbracht. Am 21. August legte Gustav den Ständen eine neue Constitution vor, in welcher er sich den

Oberbefehl des Heeres und die Besetzung aller Aemter vorbehielt, die Gesetzgebung wollte er hinfort mit den Ständen theilen, und zu einem Angriffskriege solle die Bewilligung der Stände erforderlich seyn, einen Vertheidigungskrieg aber der König ohne ihre Zuziehung führen dürfen. Bewaffnete Soldaten umgaben mit aufgefahrenen geladenen Kanonen das Schloß, wo die Stände versammelt waren, und so wurde die Constitution ohne Anstand unterzeichnet.

Als diese Arbeit gethan war, widmete Gustav sich ernstlich der Beglückung seiner Staaten. Er bereisete mehrmals alle Provinzen, sogar das rauhe ehrliche Dalekarlien, und nahm überall nur Bürgerwachen. Gebrechen der Verwaltung stellte er ab, wo er sie nur entdeckte. Er gründete Hospitäler und Waisenhäuser, bestellte Landschaftsärzte, ließ Kanäle ziehen, erwarb durch Verträge von Frankreich die treffliche Insel Barthelemy in Westindien, und so wie er die Folter abschaffte, verbesserte er die Rechtspflege so sehr, daß die gerichtlichen Verhandlungen sogar gedruckt werden durften — ein Beweis, daß sie das Auge des Publikums nicht zu scheuen brauchten. Seinem Sohne Gustav gab er eine Bäuerinn aus Dalekarlien zur Amme, und als er heranwuchs, zog er mit ihm nach Upsala, und ließ ihn öffentlich disputiren über Punkte aus der Geschichte und Politik, die er ihm niedergeschrieben hatte. Den Katholiken gab er die Religionsübung in seinem Reiche frei, und zu Stockholm errichtete er eine Akademie der Wissenschaften, an Landschulen wurde leider nicht gedacht, mehr an das Theater und die Oper, denn Gustav war selbst Theaterdichter. Sein Hof war glänzend, nach dem Muster des Versaillerhofes, und verschlang für das arme Schweden zu große Summen. Gustav redete auch die französische Sprache geläufiger, als die schwedische.

Auch als Krieger hat Gustav III. sich ausgezeichnet. Er hatte den kühnen Plan, die von den Russen eroberten schwedischen Provinzen wieder zu gewinnen, und griff Katharina II. an, als diese

eben mit den Türken beschäftigt war. Da die Russen zu einem Kriege gar keinen Anlaß gaben, so kleidete Gustav, wie seine Gegner wenigstens sagen, einige Schweden als Kosacken, schickte sie nach Finnland, und ließ durch sie die schwedischen Gränzwachen angreifen. Nun hieß es, die Russen hätten Schweden beleidigt. Gustav erschien im Reichsrathe, und erklärte, er wolle von Petersburg nichts übrig lassen, als das Fußgestell der Bildsäule Peters des Großen, um den Namen Gustav auf dasselbe zu schreiben. Er zog aus (1788), und es wurden blutige Seetreffen geliefert. Schon hätte Gustav auf Petersburg losgehen können, aber vor Friedrichsham sagte seine Armee ihm — den Gehorsam auf. Gustav kam nicht aus der Fassung; er eilte nach Dalekarlien, und forderte die Braven an derselben Stelle, wo einst Gustav Wasa geredet hatte, zur Rettung des Vaterlandes auf. Ihrer 6000 folgten ihm, mit denselben warf er sich erst in Gothenburg, denn diese Stadt war unterdessen von den Dänen bedrohet worden, und dann eilte er nach Stockholm, hob den Reichsrath für immer auf, und gewann das Recht, auch einen Angriffskrieg zu führen, ohne die Stände zu fragen.

Mit großer Lustigkeit wurde nun 1789 der neue Feldzug gegen Rußland eröffnet. Gustav setzte schwedische Truppen ans Land, einige Meilen von Petersburg, und sein Bruder, Carl von Südermannland, beschoß die russische Flotte bei Kronstadt. Der Kanonendonner, der 3 Tage anhielt, machte Petersburg beben, Gustav aber hörte es als die lieblichste Musik, und eilte, sich mit seinem siegreichen Bruder zu vereinigen. Aber ach! Neue russische Linienschiffe eilen herbei, die schwedische Flotte ist zu schwach, sie wird von drei russischen Flotten eingeschlossen, so daß ein Entkommen unmöglich scheint. Aber Gustav sagte mit Franz I. von Frankreich, habe er auch alles verloren, so verliere er doch die Ehre nicht, und nie werde er sich unter das Joch der moskowitischen Czarinn beugen. Ueber Sandbänke führte er seine Schiffe zwischen die russische

Linie hindurch, obschon dem Ruderer seines eigenen Fahrzeuges beide Arme abgeschossen wurden, doch konnten ihm gleich nicht alle schwedischen Schiffe folgen. Deswegen ging er zurück, auch die andern nachzuholen. Zwei Schiffe bestieg er während dieser mörderischen Seeschlacht: das eine wurde ihm von den Russen angezündet, das andere in den Grund gebohrt, und ihn rettete am Ende nur ein Kahn. Die Seinigen hatten ihn schon todt gesagt, aber bald bewies er den Russen, daß er noch lebe. Er hatte 5 Linienschiffe, 3 Fregatten, 31 Schiffe der Scheerenflotte und 7000 Mann verloren; deswegen glaubten die Russen, den Rest der schwedischen Flotte leicht vernichten zu können, und griffen ihn auf offener See noch einmal an. Da hatten sie sich aber verrechnet: sie wurden nun von den Schweden eingeschlossen, verloren 55 Schiffe und 645 Kanonen, und konnten sich glücklich schätzen, daß Gustav, der keine Verbündete hatte, zum Frieden geneigt war. Dieser kam 1790 zu Stande, und Schweden gewann durch den schweren Krieg nichts, als die Erlaubniß, jährlich für 52000 Rubel Getraide aus den russischen Provinzen an der Ostsee zu holen.

Gleich nach diesem Kriege wollte Gustav über die revoltirenden Franzosen herfallen, und sie zwingen, ihren eingekerkerten König wieder auf den Thron zu setzen. Aber der gekränkte schwedische Adel wollte Gustav's Tod, und ein ehemaliger Hauptmann, v. Ankarström, ließ sich zum Mörder dingen. Am 16ten März 1792 war bei Hofe ein Maskenball, dem der König beiwohnen wollte. Daß er Abends bei Tische eine mit Bleistift geschriebene Warnung erhielt, schreckte ihn nicht, weil er schon oft solche Zettelchen bekommen hatte. Zwischen 11 und 12 Uhr trat er mit seinem Oberstallmeister, Grafen Essen, in den Ballsaal; dieser hatte ein düsteres Ansehen, viele Masken standen lauernd an den Wänden, und der König setzte sich mit dem Grafen Essen erst in einer Loge. Da alles ruhig blieb, trat er bald ins Parterre, und gleich um-

ringte ihn eine Menge Masken. Eine Maske (Graf Horn) gab ihm einen sanften Schlag auf die Schulter mit den Worten: Bon soir, masque! Dies war das verabredete Zeichen, und ein anderer, Graf Ribbing, wies dem Mörder mit dem Finger die Stelle, wohin die Pistole gehalten werden müsse. Gleich fiel ein Schuß, und von allen Seiten wurde Feuer gerufen. Dies thaten die Verschwornen, um in der entstandenen Verwirrung zu entkommen. Der König wurde auf sein Zimmer gebracht und verbunden. Der Schuß war ihm durch den Leib gegangen nahe beim Rückgrab, weil aber das Herz und die Schlagader nicht getroffen waren, so lebte er noch. Eine Pistole und ein Messer wurden in dem Ballsaale gefunden, und am andern Tage den versammelten Messerschmieden und Büchsenmachern Stockholms vorgelegt. Ein Messerschmied sagte gleich, das Messer habe der verabschiedete Hauptmann Ankarström bei ihm bestellt, und da ein Büchsenmacher auch bekannte, diese Pistole unlängst für Ankarström ausgebessert zu haben, so wurde der Mörder gleich festgenommen.

Der König verlebte noch 12 sehr schmerzliche Tage, und dictirte Verordnungen für sein Reich; seinem Bruder Carl von Südermannland übertrug er die Regentschaft bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Gustav. Bald fing die Wunde zu eitern an, ein Wundfieber kam dazu, und am 29sten März verschied der König.

Wie viele Monarchen sind doch während dieses Zeitraums in den nordischen Staaten eines gewaltsamen Todes gestorben!

Ankarström gestand, den Mord schon lange beabsichtigt zu haben, und die Pistole sey mit einer runden und vierkantigen Kugel, mit Hagel und Nagelspitzen geladen gewesen (so hatte man es auch bei der andern Pistole gefunden), und mit dem Messer, dem eine Scharte eingesägt war, habe er dem Könige noch die Gedärme zerreissen wollen, in der Verwirrung sey ihm das Messer aber auf den Boden gefallen. Schon nach 4 Wochen war sein Ur-

theil gesprochen, und er bat den Reichsregenten um Gnade, bekam aber zur Antwort: Welcher hätte begnadigen können, der ist nicht mehr.

So wurde er denn 3 Tage hinter einander durch die Hauptstraßen gefahren, auf verschiedenen Plätzen an den Pranger gestellt und von dem Henkersknechte gepeitscht. Sein Wappen ward vom Scharfrichter öffentlich zerbrochen und sein Name an den Galgen geschlagen. Am 27. April war seine Hinrichtung. Man fuhr ihn auf einem Schinderkarren rückwärts zur Richtstätte, er sah ganz ruhig aus, und las in einem Gebetbuche. Den letzten Theil des Weges mußte er zu Fuße abmachen, und hier kamen ihm zwei Geistliche entgegen, welche ihn an der Hand weiter leiteten. Mit diesen betete er kniend eine Weile am Fuße des Blutgerüstes, welches vor einem Galgen auf einem großen Platze der Stadt errichtet war. Als er vom Gebete aufstand, schauderte er zusammen; zweimal näherte er sich der Treppe, und zweimal trat er bestürzt wieder zurück, doch auf das Zureden der Geistlichen stieg er beim dritten Versuche muthig hinan, kleidete sich aus, verband sich die Augen, und legte schnell seinen Kopf auf den einen Block, seine rechte Hand auf den andern. Beide wurden von zwei Scharfrichtern zugleich abgehauen. Ein Henkersknecht viertheilte darauf die Leiche, nagelte den Kopf und die rechte Hand auf eine hohe Stange, die übrigen Theile auf vier hohe Räder, und den Namen Ankarström an den Galgen. — Horn, Ribbing und andere wurden auf ewig aus dem Reiche verwiesen.

V. Fortsetzung von den Deutschen.

§. 56.

Die Herrnhuter.

(Seit 1727.)

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf wurde 1700 zu Dresden geboren, wo sein Vater kur-

sächsischer Minister war. Der frühe Tod desselben brachte ihn in das Haus seiner Großmutter, einer Frau v. Gersdorf, die sehr viel betete. Der fromme Spener sprach fast täglich bei ihr ein, und segnete den kleinen Zinzendorf oft, so daß dieser früh sehr religiös gestimmt ward. Schon als Knabe schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie aus dem Fenster, in der Hoffnung, daß die Engel sie schon überbringen würden. Als er mit 10 Jahren in das Pädagogium zu Halle kam, wo Franke sein besonderer Aufseher ward, da hielt er schon bald Betstunden mit andern frommen Knaben, und errichtete unter ihnen einen mystischen Orden vom Senfkorn. Seinem Vormunde gefiel diese Richtung nicht, und er sendete ihn nach Wittenberg zur Universität, denn hier lehrten die Orthodoxen, geschwornen Feinde der Hallenser, aber sie bekehrten den jungen Grafen so wenig, daß dieser, als im folgenden Jahre 1717 das zweite Jubiläum der Reformation gefeiert wurde, sich an dem festlichen Tage einschloß, und mit Fasten und Weinen den Verfall der Kirche betrauerte. Nach 2 Jahren machte er eine Reise durch Holland und Frankreich, und suchte überall berühmte Geistliche auf. Dann bekleidete er eine Stelle bei der Regierung in Dresden, vermählte sich 1722 mit einer Gräfinn Reuß-Ebersdorf, und gab einigen protestantischen Familien, die ihrer Religion wegen aus Mähren vertrieben, und Nachkommen der Hussiten waren, Aufnahme bei seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz; diese legten unter dem Namen Herrnhut eine Kolonie an. Zu diesen mährischen Brüdern gesellten sich bald auch Reformirte und Lutheraner, und nun ergriff Zinzendorf einen lange gehegten Plan, aus diesen seinen Schützlingen eine besondere Christengesellschaft zu bilden, welche von den besondern Glaubensmeinungen absähe, und die innere Andacht als Hauptsache der Religion unter sich förderte. Die Statuten, welche er entwarf, wurden 1727 von der vereinigten Brüdergemeinde angenommen. Der Stifter, der

Ordinarius der Brüdergemeinde genannt, trat unter einem fremden Namen zu Stralsund sogar förmlich in den geistlichen Stand, indem er das theologische Examen bestand, und seine erste Predigt hielt (1734). Die sächsische Regierung verwies ihn dafür aus dem Lande, weil er durch geistliche Conventikel den öffentlichen Gottesdienst verachte, und der Obrigkeit des Landes zu nahe trete (1736). Zinzendorf ging daher nach Berlin, ließ sich zum mährischen Bischofe anordnen, und hielt heimlich Betstunden, die ungemein stark besucht wurden. Darauf machte er große Reisen nach Westindien, Nordamerika, Rußland, Holland, England, und überall warb er für die Brüdergemeinde. Seine feste Gesundheit machte ihm alle Beschwerden leicht; während seiner Reisen führte er einen Briefwechsel, der sich über alle Missionen der Brüdergemeinde ausdehnte, und verfaßte viele religiöse Schriften. Seine Landesverweisung war schon 1747 wieder zurückgenommen, und er starb 1760 zu Herrnhut, wo er auch begraben liegt.

Die Herrnhuter zählen jetzt etwa 500000 Seelen in Europa, Amerika und Afrika, und sind sehr eingezogene Christen. Die meisten ernähren sich durch Handel und Fabrikarbeiten, und weil sie bei ihrem Fleiße alle Ueppigkeit als Sünde betrachten, so sind sie durchgängig sehr wohlhabend. Karten und Würfel sind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gasthöfen) erlaubt, auch keine Tänze und Modekleider, am wenigsten Lectüre. Die Brüder kleiden sich grau oder braun, die Schwestern tragen glatt anliegende Häubchen, und die Farbe des Halsbandes gibt ihren Stand zu erkennen. Feuerroth tragen das Halsband die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schwestern, blau die Ehefrauen, weiß die Wittwen. Nach den Ständen ist die Gemeinde in Chöre abgetheilt, das Chor der Kinder, der Knaben und Mädchen, der ledigen Brüder und der ledigen Schwestern, der Eheleute, der Wittwer und Wittwen. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge versieht, und seinen Chordiener

zur Versorgung der äussern Verhältnisse. Die ledigen Brüder wohnen zusammen in dem Brüderhause, die ledigen Schwestern in dem Schwesterhause; ähnliche Häuser sind in den größeren Orten für die Kinder, Knaben besonders und Mädchen besonders, wie auch für Wittwer und Wittwen. Die Erziehung der Kinder besorgt also die Gemeinde, wie ehemals in Sparta. Der gemeinschaftliche Gottesdienst wird in einem netten Saale gehalten, und jedes Chor hat seine Andacht allein, doch darf keine Andachtsübung über 3 Viertelstunden dauern. Sonntags wird 8 Uhr die Gemeindelitanei gebetet (Zinzendorfs Wundenlitanei), 10 Uhr ist die Predigt, 2 Uhr die Kinderstunde, 3 Uhr die Stunde für das Ehechor, 5 Uhr die Singstunde für alle Erwachsenen, noch später die Gemeindestunde zum Abendgebet. An den Werktagen ist regelmäßig 3 mal Gottesdienst, früh Morgens die Kinderstunde, Abends 7 Uhr die Gemeindestunde und 9 Uhr die Singstunde. Alle 4 Wochen wird das Abendmahl empfangen, und acht Tage vorher muß der Chorhelfer zu den Mitgliedern seines Chores in's Haus gehen, und mit ihnen über ihren Gewissenszustand reden, welches man das Sprechen (Beichten) nennt. Das Abendmahl ist immer am Vorabend des Sonntags, und eine Stunde vorher ist das Liebesmahl, welches aus Thee mit Backwerk besteht, und mit Gebet und Gesang genossen wird. Am Gründonnerstage ist das Fußwaschen üblich. Bei Sterbefällen wird nicht getrauert, sondern den Tod nennen sie das Heimgehen, und die Leiche wird in einem hell angestrichenen Sarge unter Posaunenschall beerdigt. Der Gottesacker gleicht einem lieblichen Garten; auf demselben wird auch jährlich unter Musik der Ostermorgen gefeiert. Bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. ob ein Paar heirathen dürfe, ob einer zum Prediger, zum Missionar bestellt werden solle, entscheidet das Loos, durch welches ihrer Meinung nach Christus der Gemeinde immer seinen Willen erklärt. Auf Wissenschaft halten sie wenig, ihre Prediger brauchen nicht tief ge-

lehrt zu seyn, wenn sie nur zum Herzen reden können. Eine ihrer Lieblingsvorstellungen ist das Lamm, das der Welt Sünden trägt, in dessen Wunden der Christ ruhen möge. Jeder hat für alle Tage des Jahres eine Losung, d. h. einen biblischeu Denkspruch. Die merkwürdigsten Herrnhuterkolonien sind jetzt Berthelsdorf bei Herrnhut, Gnadenfrei bei Schweidnitz, Sarepta bei Astrachan, Bethlehem in Nordamerika, u. s. w. und einzelne Gemeinden sind unter andern in Neuwied, Basel, Zeyst bei Utrecht, in Amsterdam, Berlin, Copenhagen, Stockholm, Petersburg, Moskau. In England haben sie sehr viel Eingang gefunden.

§. 57.

Friedrich's des Großen Jugend.

(1712 — 1740.)

Die deutsche Geschichte der letzten Hälfte dieses Zeitraums ist die Geschichte Friedrich's II. von Preußen, darum müssen wir ihn erst näher kennen lernen.

Sein Vater war Friedrich Wilhelm I., dessen Sparsamkeit und Sorgfalt für sein Reich und dessen rauhe Aussenseite ich schon beschrieben habe; seine Mutter war Sophia Dorothea, eine Schwester des englischen Königs Georg II. Der junge Fritz (wie ihn schon sein Vater nannte) wurde den 24. Januar 1712 zu Berlin geboren. Die Gouvernante seines Vaters, eine Französinn, wurde seine erste Erzieherinn, und einer seiner späteren Lehrer war auch ein gewandter Franzose, der ihn mit den witzigen Schriften der Franzosen bekannt machte. Daher bewahrte Friedrich sein ganzes Leben hindurch eine Vorliebe für die französische Sprache und Literatur, doch konnte er es nie bis zum orthographischen Schreiben bringen. Der Unterricht in der Religion war schlecht, und konnte des Prinzen Herz nicht erwärmen; die Folgen davon blie-

ben sein ganzes Leben hindurch sichtbar. Da er einmal den berühmten Tonkünstler Quanz, der im Gefolge August's II. nach Berlin kam, auf der Flöte hörte, nahm er bei ihm gleich Unterricht auf diesem Instrumente, und es wurde veranstaltet, daß Quanz von seinem Hofe jährlich zweimal Urlaub erhielt, den Prinzen im Flötenspiel zu unterrichten. Der Vater durfte solches aber nicht wissen, dieser war überhaupt mit dem Geiste seines Kronprinzen gleich anfangs nicht zufrieden. Der junge Fritz spielte nicht Soldaten, sondern saß lieber hinter seinen französischen Büchern; er ließ sich nicht die abgeschabten Metallknöpfe von dem alten Rocke auf den neuen setzen, wie sein Vater, sondern er liebte einen geschmackvollen Anzug, und ließ sich wohl etwas Neues machen, ohne es bezahlen zu können, denn er bekam sehr knappe Taschengelder. Sehr freimüthig äusserte sich Friedrich auch wohl über seines Vaters Jagd und Tabakscollegium, welche er rohe Vergnügen nannte, und die Mißhandlungen der Soldaten verabscheute er auch. Seine ältere Schwester Wilhelmine theilte seine Gesinnungen, und beide wurden dafür von dem Vater nie geliebt, besonders da Gicht dessen Reizbarkeit steigerte. Andere Kinder erhalten von ihren Eltern Liebkosungen; näherten sie sich aber theilnehmend dem Rollstuhle ihres Vaters, so erhielten sie Schläge mit der Krücke. Bei Tische mußten sie alles essen, was ihnen zuwider war, und als solches Fritz einmal nicht wollte, warf der Vater ihm einen Teller an den Kopf. Die Königinn hielt es natürlich mit ihren Kindern, und als der Vater dies bemerkte, schnitt er ihr allen Umgang mit den Kindern ab; nur wenn er auf der Jagd oder im Tabakscollegium war, schlichen Fritz und Wilhelmine wohl zu ihrer Mutter. Einmal kam er von der Jagd ungewöhnlich früh zurück, und die Kinder waren bei der Mutter. Schnell stieg Fritz in einen Schrank, Wilhelmine kroch unter das Bett. Der König wechselte mit seiner Gemahlin einige Worte, hieß sie dann hinausgehen, warf sich müde aufs Bett, und schlief zwei Stun-

den, so lange mußten seine Kinder in ihrer unbequemen Lage aushalten.

Friedrich mußte früh Soldat werden, er bekam eine Hauptmannsstelle bei den Cadetten und bald nachher eine Compagnie bei dem potsdamer Leibregiment, mit 16 Jahren war er Obristlieutenant bei demselben, aber solches verschlimmerte seine Lage nur. Es war ihm unerträglich zu sehen, wie sein Vater und der alte Dessauer die unglücklichen Soldaten täglich stießen und schlugen, und immer eilte er, die Parade mit seiner Studirstube und den steifen Zopf mit einer modischen Frisur zu vertauschen. Seinem Vater gab er immer nur kurze Antworten im schnäppischen Tone, und ward desto dreister, je älter er wurde; er konnte die Ueberzeugung noch nicht gewinnen, daß Schweigen und Dulden in solcher Lage für einen edeln Sohn einzig der richtige Weg ist. Einmal überraschte ihn der Vater bei der Flöte, Quanz entsprang in einen Schlupfwinkel, ein schöner Schlafrock von Goldbrokat mußte gleich in's Feuer, die Bücher wurden dem Buchhändler zurückgeschickt, und der Hofchirurgus mußte in des Königs Gegenwart dem Prinzen seine gekräuselten Locken abschneiden. Solche Auftritte fielen oft vor. Hatte der Prinz heimlich etwas machen lassen, und dem Könige kamen die eingehenden Rechnungen in die Hände, so ward Fritz als Schuldenmacher in die Wache gesetzt, und die Königinn erhielt die bittersten Vorwürfe. „Ihr Sohn — sagte er einmal zu ihr — ist ein unnützer Bube, ein Taugenichts, aber warten Sie nur, ich will ihm den Kopf schon zurecht setzen.“ Einmal schlug er seinen Fritz mit dem spanischen Rohre so lange, bis sein Arm ermattete, und ein anderes mal schleppte er ihn bei den Haaren umher, und schlang ihm die Schnur einer Fenstergardine um den Hals; ein Kammerdiener mußte den schreienden Prinzen der Erdrosselung entziehen. Am Ende nannte der König den Kronerben nicht anders, als den Spitzbuben Fritz, und verlangte von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, und dieselbe seinem Bruder August Wilhelm

abtreten. Friedrich antwortete, eher wolle er sich den Kopf vor die Füße legen lassen. Den höchsten Grad erreichte die Spannung, als Friedrich 1730, eben 18 Jahr alt, heirathen sollte. Er liebte die englische Prinzessinn Amalia, seine Nichte, aber davon wollte sein Vater nichts wissen, weil er seinen Schwager Georg II. von England nicht ausstehen konnte, der ihn nicht anders nannte, als seinen Bruder den Unteroffizier und des heil. römischen Reiches Erzsandstreuer, und der östreichische Gesandte Seckendorf bestimmte ihn auch, weil die Verbindung Preußens mit England dem Hause Oestreich nachtheilig werden konnte. Der Gedanke aber, an eine Frau wider seine Neigung verhandelt zu werden, empörte den königlichen Jüngling so sehr, daß er nun seinem Vater zu entfliehen beschloß, und zwar nach England, wo sein Oheim regierte. Hier hoffte er einer bessern Zukunft harren zu dürfen, und Gelegenheit schien ihm eine Reise seines Vaters nach Wesel zu bieten, welche er mitmachen sollte. Schon in Frankfurt a. M. wollte er sich von der Gesellschaft trennen, und hatte schon das Pferd bestiegen, als einige Offiziere ihn schnell zurückbrachten. Ein Brief an den Lieutenant v. Katt in Berlin, den er zur Post gab, entdeckte sein Vorhaben völlig. Seckendorf nahm diesen Brief in Beschlag, und übergab ihn dem Könige: der Prinz hatte dem Herrn v. Katt geschrieben, er werde in einigen Stunden frei seyn, und erwarte ihn im Haag, von wo sie nach England übergehen wollten. Der König ließ nun den Kronprinzen gefangen nehmen, und auf das Schiff bringen, welches er zur Reise nach Cleve gemiethet hatte, denn er wollte gern einmal den Rhein befahren. Als der König seinen Sohn auf dem Schiffe traf, loderte sein Zorn wieder auf, und er wollte ihn durchbohren. Als die Gesellschaft bis vor Wesel gekommen war, begehrte der Prinz, die Stadt zu besehen, und in derselben eine Nacht zu schlafen. Seine Wächter erlaubten es. Kaum aber war er in seinem Wagen auf der Schiffbrücke, als er schnell ausstieg, und zu Fuße

davon lief, um die nahe holländische Gränze zu erreichen. Aber hier fing ihn eine Schildwache auf, und brachte ihn vor seinen Vater. Dieser fuhr ihn wüthend an, warum er habe desertiren wollen. Friedrich antwortete: „Weil Sie mich nicht als Sohn, sondern immer als Sclaven behandeln." Nun wollte der König ihn erstechen, ein Offizier verhinderte es, und Friedrich wurde als Gefangener nach dem Städtchen Mittenwalde bei Berlin gebracht. Der König ernannte ein Kriegsgericht, in welchem er selbst den Vorsitz übernahm, und verlangte ausdrücklich, sein Sohn solle nicht als Prinz, sondern als Oberstlieutenant gerichtet werden. Das Gesetz sprach über ihn als einen Deserteur wirklich den Tod aus, aber der Generalmajor von Buddenbrock riß seine Weste auf, und sagte: „Wenn Ew. Majestät Blut wollen, so nehmen Sie das meinige; des Prinzen Blut bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann." Der Feldmarschall v. Natzmer führte eine ähnliche Sprache, und da auch der alte Dessauer, der mehr galt, als alle andern, gegen den König andonnerte, so wurde dieser etwas sanfter. Nicht einmal der Lieutenant Katt sollte nach der Meinung dieser Herren sterben, aber dies setzten sie nicht durch. Der König wollte Blut fließen sehen, und fällte das Urtheil, obschon der treulose Katt den Galgen verdient habe, so solle er doch aus besonderer Gnade nur enthauptet werden, jedoch vor den Augen des Kronprinzen. Der Kronprinz saß schon in der Festung Küstrin, und wurde sehr hart gehalten. Er bekam nicht anders Licht als beim Essen; Messer und Gabel wurden ihm gar nicht gereicht, und die Speisen setzte man ihm auf einen hölzernen Schemel. So wollte es der König. Als am ersten Abend der Offizier ihm das Licht ausblasen wollte, erhielt er eine Ohrfeige. Dies störrische Wesen brachte den König noch mehr gegen seinen Erbprinzen auf. Er wies nur 3 Gr. täglich zu seinem Unterhalte an, und gestattete ihm keine Lectüre, als Erbauungsbücher. Am Morgen des 6. Novembers (1730) zwischen 7 und 8 Uhr

rollte man die verschlossene Gardine seines Zimmers auf, und draussen stand — Katt auf dem Blutgerüste. Der Prinz wollte vor Schrecken vergehen, bat, die Hinrichtung aufzuschieben, er wolle dem Throne nun entsagen, um Gnade für seinen Freund zu erkaufen. Als man ihm sagte, an dem königl. Urtheile sey nichts zu ändern, rief er dem armen Freunde zu: „Können Sie vergeben, lieber Katt, daß ich Sie ins Unglück gebracht habe?" — „Dessen bedarf's nicht" — antwortete Katt — wenn ich tausend Leben hätte, so würde ich sie gern für meinen Prinzen hingeben." Der Prinz sank halb todt zurück, Katt warf mit der Hand noch einen Kuß nach seinem Fenster, und empfing den Todesstreich.

Des Prinzen Leiden gränzte an Wahnsinn. Der Feldprediger Müller, welcher den Hingerichteten zum Tode geleitet hatte, trat zu ihm ein, überbrachte ihm die letzten Grüße seines geschiedenen Freundes, und redete ihm theilnehmend und ernst zu, den Glauben an die göttliche Fürsehung in seinem Leiden zu ergreifen, und sein Unrecht zu erkennen. Der Prinz wurde ungemein weich gestimmt, vielleicht weil er glaubte, der Prediger möge auch ihn zum Tode vorbereiten sollen, und bat, doch nicht gleich nach Potsdam zurückzukehren, sondern bei ihm zu bleiben. Der König, welcher nun auch ausgetobet hatte, hörte mit Vergnügen, was der Prediger wirke, setzte sich mit demselben in einen Briefwechsel, und bekam bald von seinem Sohne einen ehrerbietigen Brief. Darauf begnadigte er ihn, aber der Prinz mußte einen Eid ablegen, daß er sich wegen des Vorgefallenen niemals an jemand rächen, auch sich ohne seines Vaters Genehmigung nicht vermählen wolle. Nun erhielt er Degen und Orden wieder, und am folgenden Tage wurde er in die reformirte Kirche geführt, dem Gottesdienste beizuwohnen, welches sein erster Ausgang war. Doch behielt er noch Stadtarrest, mußte Civilkleider tragen, und zu Cüstrin als unterster Kriegsrath (Regierungsrath) arbeiten. Dem zurückgehenden Prediger Müller trug er auf, seinem Vater auch um

die Zurückgabe des Portepee's zu bitten. „Was? — schrie der König — Ist der Fritz auch ein Soldat? Nun das ist ja schön!" nach einem Jahre war die Vermählung der Prinzessinn Friederike Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth; dieses frohe Fest hatte der König ausgewählt, den Kronprinzen den Seinigen wieder zu schenken: ganz unerwartet erschien der Verbannte auf dem Balle in Reisekleidern, und die Ueberraschung der Freude war für Mutter und Geschwister unbeschreiblich. Die fürstliche Braut, die Königinn dieses Festes, dankte ihrem Vater auf den Knien, und bat ihn, seine ganze Liebe dem guten Fritz wieder zu schenken.

Von nun an betrug sich der Kronprinz auch ganz anders, er hatte gelernt sich nach seinem Vater zu fügen. Kein Regiment war so gut eingeübt, wie das seinige in Ruppin. In dieser Stadt oder in dem nahen Schlosse Rheinsberg hatte er seine Wohnung. Weil sein Vater es wünschte, so heirathete er sogar die braunschweigische Prinzessinn Elisabeth Christine, eine sehr edle Seele, aber weil er sie hatte heirathen müssen, so lebte er immer von ihr getrennt, so sehr er ihren Tugenden auch Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Fast 10 Jahre verlebte Friedrich in Rheinsberg, ohne andere angewiesene Beschäftigung, als die sein Regiment mit sich brachte. Er durstete nach Ruhm, sein Vater konnte noch lange leben, darum warf er sich mit Eifer über die Wissenschaften, schrieb an alle berühmten Gelehrten Europa's, und suchte als Schriftsteller in französischer Sprache zu glänzen. Ob ihm noch ein anderer Ruhm werde vergönnt werden, wußte er nicht. Alle seine Geschwister, Verwandten und Freunde wurden mit poetischen Briefen überschüttet, die Küche seines Vaters aber mit frühem Spargel und Blumenkohl, mit fetten Kälbern, Truthähnen u. s. w. versehen. Die Zeit wurde dem rastlosen Prinzen immer noch zu kurz in seiner Abgeschiedenheit, und einmal kam er auf den Einfall, ob es nicht möglich sey, den Schlaf ganz abzuschaffen, um ein Drittel des Lebens zu gewin-

nen. Er versuchte es, und wenn der Schlaf ihn überfallen wollte, so vertrieb er ihn durch starken Kaffee. So erhielt er sich wirklich 4 Tage lang munter, sank dann aber bei Tische in einen so festen Schlaf, daß er die bedenkliche Probe nie wieder anstellte.

Im Mai 1740 starb sein Vater, und dies rief ihn unverhofft früh auf den Thron, da er eben 28 Jahre zählte. Seine jungen Freunde wollten nun noch wie gewöhnlich mit ihm lachen, er aber bedeutete ihnen kurz, die Zeit der Possen sey jetzt vorüber. Alle wichtigen Sachen mußten ihm selbst vorgelegt werden, seine Minister wurden nicht um Rath gefragt, wie unter seinem Vater, sondern behielten keine Arbeit, als die Ausfertigung seiner Befehle. Die Gesandten der auswärtigen Mächte berichteten an ihre Höfe, die Politik des jungen Königs könne kein Mensch ergründen. Um gleich bei seiner Thronbesteigung etwas Gutes zu thun, verkaufte er den Armen, welche durch den vergangenen strengen Winter in große Noth gerathen waren, Korn aus seinen Magazinen zu niedrigen Preisen, schaffte die gigantische Garde seines Vaters ab, hob die Tortur auf, und gab die ersten Proben seiner rühmlichen Toleranz in religiöser Hinsicht. Alles ging bei ihm rasch, selbst reitend, fahrend und gehend setzte er seine meisten Begleiter ausser Athem. Sein Gespann von 8 Pferden schien zu fliegen, und zu einem Ritt von Potsdam nach Berlin brauchte er auch im höhern Alter nicht mehr als 1 Stunde.

§. 58.

Die pragmatische Sanction.

(1713.)

Auf dem deutschen Kaiserthrone saß damals noch Carl VI., der den spanischen Erbfolgekrieg beendigt hatte. Er hatte keine Söhne, und ging daher seit 1713 mit dem Plane um, die ganze östreichische Monarchie seiner ältesten Tochter Maria Chere-

sia zu vermachen. Weil er aber befürchtete, diese Verordnung möchte nach seinem Tode nicht beachtet werden, so ließ er sie erst von einer jeden Landschaft seiner Erbstaaten, dann von allen Fürsten des deutschen Reiches, feierlich verbürgen; sogar alle christlichen Mächte Europa's bewog er, der pragmatischen Sanction beizutreten, und hielt nun das Erbgut seiner Tochter für hinlänglich gesichert. Besser hätte er gethan, ihr ein großes Heer und volle Kassen zu hinterlassen, als ein unterzeichnetes Blatt Papier. Wäre auch der Prinz Eugenius, die Stütze des Kaiserhauses, nicht schon so alt gewesen! Dieser pflückte seine letzten Lorbern, da er 1716 bei Peterwardein 30000 Türken nebst ihrem Großvezier niedermachte, und ihnen im folgenden Jahre Belgrad mit ganz Servien und einem großen Theile von Kroatien, Bosnien, Sclavonien und der Wallachei abnahm, welches die Türken im Friedensschlusse 1718 genehmigen mußten. Noch 15 Jahre arbeitete Eugenius darauf im kaiserlichen Kabinette, und starb 1736. Drei Kaisern hatte er gedient, alle drei mußten der Größe seines Geistes huldigen, und doch fiel ihm nie ein, sie zu beherrschen, wie Richelieu seinen König, er wollte nur ihr Diener seyn. „Leopold war mein Vater — hörte man ihn im höheren Alter oft sagen — Joseph mein Bruder, Carl mein Herr." Er hat 72 Jahre gelebt, und in der Geschichte einen ewigen Namen erworben.

Kurz vor seinem Tode hatte Kaiser Carl VI. sich in die polnischen Händel gemischt. Als dort nämlich 1733 König August II. starb, riefen die Polen den schon einmal vertriebenen Stanislaus Leszinsky auf den Thron, den auch Frankreich begünstigte, denn der damalige französische König hatte eine Tochter des Stanislaus zur Gemahlinn. Der Kaiser aber hielt es mit den Russen, daß August's Sohn als August III. König von Polen seyn solle. Nun war wieder ein artiges Kriegsfeuer angeblasen: Frankreich gewann noch Spanien

und Savoyen für seine Partei, sie wollten bei dieser Gelegenheit dem Hause Oestreich wieder einige Länder entreissen, und thaten es auch. Frankreich nahm Mailand, ein Stück davon erhielt Savoyen, ein spanischer Prinz wurde König von Neapel und Sicilien (König beider Sicilien), August III. blieb König von Polen, Stanislaus Leszinsky bekam zur Entschädigung das Herzogthum Lothringen, welches der bisherige Herzog Franz mit Toscana vertauschen mußte, denn der letzte Medicis in Toscana war kinderlos. Nach Stanislaus Tode sollte Lothringen an Frankreich kommen, weil es ihm eine hübsche Gränzprovinz abgab. Die schlauen Franzosen! Kaiser Carl VI. gab nach, weil Frankreich dafür auch seiner pragmatischen Sanction beitrat. Am Ende brachen noch die Türken los, und nahmen ihm Belgrad und alle Landschaften wieder ab, die der Prinz Eugenius erobert hatte, und so hatte Carl am Abend seines Lebens von allem, was er durch den spanischen Erfolgekrieg erworben hatte, nichts mehr übrig, als die spanischen Niederlande. Seine Erbtochter Maria Theresia vermählte sich 1735 mit Franz von Lothringen, der im J. 1737 sein Toscana antrat, da der letzte Medicis starb.

§. 58.

Der östreichische Erbfolgekrieg.

(1740—1748.)

Kaiser Carl VI. wurde zu seinen Vätern versammelt im October 1740, völlig 4 Monate nach Friedrich's des Großen Thronbesteigung. Er hinterließ seiner Erbtochter nur 50000 Mann Truppen und etwa 100000 Gulden in der Kriegskasse. Gleich erschien von dem Kurfürsten Albrecht Carl von Baiern, der die pragmatische Sanction auch nie hatte unterschreiben wollen, ein Gesandter, und erklärte im Namen seines Herrn, er könne Maria Theresia nicht als Erbinn der östreichischen Länder anerkennen, da der Mannsstamm erloschen sey, und

sein Herr, der Kurfürst, von einer Tochter Kaiser Ferdinand's 1. abstammend, als männlicher Sprößling des östreichischen Hauses ein weit näheres Recht zur Erbschaft habe. Man wies ihn kurz ab. Gleich nach ihm trat ein Gesandter Friedrich's II. vor, und machte im Namen seines Herrn Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und andere. Das Recht auf dieselben leitete er aus dem dreißigjährigen Kriege her, und ging wohl noch höher hinauf. Freilich hatte sein Vater die pragmatische Sanction unterzeichnet, daß Maria Theresia alle östreichischen Staaten erben solle, aber Friedrich glaubte nicht halten zu dürfen, was er nicht persönlich unterschrieben habe. Er wollte seinen Staat gern zu einem der ersten Staaten in Europa machen, die Würde verdienen, welche sein eitler Großvater Friedrich I. sich beigelegt hatte, und die Rechtmäßigkeit seiner Eroberung bewiesen Alexander der Große und fast alle anderen Helden der Vorzeit. Friedrich kannte nichts Süßeres, als seinen Namen in den deutschen und ausländischen Zeitungen zu lesen, und einst bei den Nachkommen in der Weltgeschichte zu glänzen, und er hat seinen Wunsch erreicht.

Daß man seine Forderungen zu Wien abwies, ist natürlich, er aber hoffte mit der 23jährigen Maria Theresia und ihrem Gemahle Franz schon fertig zu werden, rüstete sein Heer, und wohnte Bällen und Gastmahlen bei, als wenn er nichts besonderes vorhabe. Seine Leute wußten gar nicht, was die kriegerischen Anstalten bezielten, da er noch immer mit den Damen tanzte, keinem Minister ein Wort sagte, keinen auswärtigen Gesandten um ein Bündniß mit seinem Hofe ansprach. Man wußte, daß er etwa 78000 Mann geübter Truppen und über 8 Millionen Thaler in der Kasse habe, welche Zahlen das Gerücht, wie immer, noch übertrieb, so daß der König von Preußen der reichste Monarch in Europa hieß. Um so größer war die allgemeine Erwartung. Am 13ten December 1740 war er noch bei den Winterfesten der Residenz, auf einmal stellte

er sich an die Spitze seiner Truppen, und stand am 16ten schon auf schlesischem Boden. Die Eroberung des Landes bis auf die stärksten Festungen in wenig Monaten war eben kein Heldenstück, denn Schlesien war fast gänzlich von östreichischen Truppen entblößt. Erst im folgenden Jahre 1741 rückte ein Heer Oestreicher unter dem Feldmarschall Neuperg auf die Preußen in Schlesien los. Sie hatten nur 16 Kanonen, die Preußen 60, aber da es beim Dorfe Molwitz zur Schlacht kam, hieben die östreichischen Reiter die Preußen bei ihren Kanonen nieder, und wendeten diese gegen sie selbst. Alles schien verloren, und Friedrich ritt auf dem Schlachtfelde umher, verzweifelnd, durch den Verlust seiner ersten Feldschlacht vor der ganzen Welt gebrandmarkt zu werden. Da rieth ihm sein Feldmarschall Schwerin, den Rückzug zu decken, er selbst wolle versuchen, was noch zu gewinnen sey. Ungern ritt Friedrich zurück, und kam tief in der Nacht vor das Städtchen Oppeln, welches kurz vorher noch preußische Besatzung hatte, jetzt aber waren die Oestreicher in demselben, ohne Friedrichs Vorwissen. Auf sein Pochen am Thor rief die Wache drinnen: Wer da? und Friedrich erwiederte: „Preußen!" Hätte man geöffnet, so wäre Friedrich gefangen gewesen; aber man schoß durch das Gitterthor, und da lenkte Friedrich schnell um. Morgens früh langte er wieder auf dem Schlachtfelde an, und hatte die Freude zu hören, daß Schwerin mit Hülfe des alten Dessauers die Schlacht doch noch gewonnen habe. Schwerin war durch zwei Schüsse verwundet.

Nach einem so rühmlichen Anfange boten sich dem Könige von Preußen Bundesgenossen in Ueberfluß an, nicht nur Baiern, sondern auch Sachsen, Frankreich und Spanien, welche alle der pragmatischen Sanction gar nicht mehr gedachten. Damit die Russen den Oestreichern nicht beistehen könnten, mußten die Schweden ihnen den Krieg erklären. Die Verbündeten theilten sich schon zum voraus die östreichischen Länder; der Kurfürst von Baiern drang bis Wien vor, so daß Maria

Theresia nach Ungarn fliehen mußte, ließ sich dann zu Prag als König von Böhmen huldigen, und wurde 1742 sogar zum deutschen Kaiser gewählt, als Carl VII.

Von so vielen Feinden bedrohet, nahm Maria Theresia ihre Zuflucht zu den biedern Ungarn. Sie eröffnete einen Reichstag zu Presburg im September 1741, und schritt majestätisch in ungarischer Trauerkleidung, mit dem königlichen Schwerte umgürtet, die Krone des h. Stephanus auf dem Haupte, durch die Reihen der ungarischen Magnaten. Sie trug einen Säugling auf den Armen, den nachherigen Kaiser Joseph II., bestieg die Rednerbühne, stellte in lateinischer Sprache den Großen des Reiches ihre Noth vor, und empfahl sich und ihren Säugling dem Schutze der biedern Ungarn. Ihre Jugend und Schönheit, ihre Freundlichkeit und Trübsal rührte die Männer, und als am Ende der Rede Thränen in ihren Augen glänzten, da blieb auch das Herz der Magnaten nicht kalt. Begeistert zogen alle die Schwerter, und riefen: Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia! (Lasset uns sterben für unsern König Maria Theresia!) Dieser Zuruf lockte der Fürstinn einen Guß von Thränen hervor, und das steigerte die Begeisterung noch höher. Es erging ein Aufgebot durch alle Provinzen Ungarns; bald standen über 15000 wohlberittene ungarische Reiter aus dem höchsten Adel bei Preßburg versammelt; zu ihnen stießen Kroaten, Slavonier, Walachen, Morlaken, so daß man zwei Armeen zugleich in's Feld stellen konnte. Durch die eine Armee wurde Oestreich von den Baiern und Franzosen gesäubert, und sogar Baiern erobert; ja, fast zu derselben Zeit, als Carl VII. sich zu Frankfurt die Kaiserkrone aufsetzen ließ, nahmen die Oestreicher seine Hauptstadt München ein. Friedrich II. war aber glücklicher gegen die Oestreicher: er ängstigte Wien, und da der König von England sich ihm als Vermittler anbot, trennte er sich von seinen Alliirten, ging nach Böhmen, gewann die blutige Schlacht bei Czaslau, und nahm dann im Juni 1742 den

Frieden zu Breslau an. Dadurch bekam er Schlesien, so weit es noch jetzt preußisch ist, und übernahm die Schulden, die auf dem Lande hafteten.

So war der erste schlesische Krieg beendigt, aber in Friedrichs Kriegskasse waren von den 8 bis 9 Millionen, die sein Vater ihm hinterlassen hatte, auch nur noch 150000 Thaler übrig. Er wußte die Kasse bald wieder zu füllen, und der Gewinn Schlesiens versetzte ihn in die heiterste Laune. Am 27. Sept. 1742 schrieb er aus Breslau an seinen Freund Jordan, den er seinen Hephästion nannte: „Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als alle Commissionen des Hauses Oestreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopfe ist nichts, als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles hinausschaffen, um etwas Besseres hereinzubringen. Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren — ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrennt — ein Klavier gespielt, und es ist zerbrochen — ein Pferd geritten, und es ist gelähmt. Nun dürftest Du meine Freundschaft noch mit Undank bezahlen, so hängte ich mich auf."

Jetzt, da Maria Theresia von Preußen Ruhe hatte, ging sie fröhlich auf ihre anderen Feinde los. Die Franzosen wurden in Prag belagert, so daß sie endlich Katzenfleisch essen mußten, und täglich zu Hunderten hinstarben. Ihrer 14000 schlichen sich endlich bei Nacht und Nebel nach Eger fort, und 4000 starben auf diesem Zuge noch im Schnee. Die Engländer und Holländer freuten sich darüber, und um die Franzosen, ihre Erbfeinde, noch mehr zu demüthigen, verbanden sie sich mit Maria Theresia, schlugen die Franzosen bald hier, bald da, und nahmen auf allen Meeren derer Schiffe fort. Carl VII., der wieder nach München gekommen war, wurde abermals hinausgeschlagen, und mußte zu Frankfurt vom französischen Gelde leben. Auch Sachsen trat auf Oestreichs Seite.

Dieses große Glück Maria Theresia's machte Friedrich II. argwöhnisch, sein Schlesien möchte in Gefahr kommen. Kaum wurde er also vom Kaiser Carl VII. um Hülfe ersucht, als er mit 100000 Mann, die er kaiserliche Hülfstruppen nannte, 1744 in Böhmen einrückte, Prag eroberte, und mit den Franzosen wieder ein Bündniß schloß. Dies war der zweite schlesische Krieg. Friedrich war anfangs nicht glücklich: die Oestreicher schlugen ihn nach Schlesien zurück, und verheerten einen großen Theil dieses Landes. Doch gewann durch diese Diversion Carl VII. München wieder, und konnte auf seinem Schlosse daselbst wenigstens ruhig sterben (20. Jan. 1745). In Schlesien hatte Friedrich allerlei Unfälle. Einmal wurde er bei Frankenstein von den Oestreichern eingeschlossen, und nur sein Husarengeneral Ziethen rettete ihn durch eine List. Er zog seinen Leuten neue Pelze an, die eben fertig geworden, und den Oestreichern noch unbekannt waren, schloß sich an einen Haufen Oestreicher an, und marschirte mitten durch die Feinde, ein anderes Heer Preußen zu Hülfe herbeizuholen. Zwei Wochen nachher schlug Friedrich die Oestreicher schon wieder in offenem Felde. Man wollte ihm eine Diversion machen, ein Heerhaufen Oestreicher und Sachsen sollte geradezu auf Berlin losgehen, damit er genöthigt würde Schlesien zu verlassen, um sein eigenes Land zu decken. Aber Friedrich wendete diese Maßregel gegen seine Feinde selbst an: er beorderte den alten Dessauer, der bei Halle stand, schnell in Sachsen einzufallen, und er selbst drang durch die Lausitz vor. Der Dessauer bewährte seinen alten Ruhm: er schlug die Sachsen in dem mörderischen Treffen bei Kesselsdorf am 15. Decemb. 1745 auf einem Eisfelde, dessen glatte Hügel die Preußen mit wunderbarer Tapferkeit wie Gemsen erkletterten. Friedrich zog in Dresden ein, und daselbst wurde schon am Weihnachtstage der Friede zwischen Preußen und zwischen Oestreich und Sachsen unterzeichnet. Friedrich behielt Schlesien, und Oestreich zahlte ihm noch 1 Million Thaler Kriegskosten. England, welches

der vielen Geldzahlungen an seine Verbündeten längst müde war, hatte schon früher mit Friedrich ein Abkommen geschlossen, und galt jetzt fast schon als dessen Bundesgenosse. Nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges hatte Friedrich noch 15000 Thaler baar in Kasse, aber sein Ruhm war ungemein gestiegen. Er wurde am 28. Decemb. von dem Jubel der Berliner empfangen, und hatte nun 11 Jahre Ruhe. Um zuweilen ungestört, vom Gewühle des Hofes und der Politik entfernt, den Wissenschaften und Freunden leben zu können, baute er bei Potsdam das Schloß *Sanssouci*, Sorgenfrei. Es ist aber nicht wohl zu denken, daß er bei der Lebendigkeit seines Geistes auch in seinem Sorgenfrei viele Stunden sorgenfrei verlebt habe.

Der östreichische Erbfolgekrieg wüthete indessen noch fort. Schon war Maria Theresia's Gemahl, als *Franz* I., zum römischen Kaiser gewählt (13. Sept. 1745), schon hatte der junge Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, im April 17[illegible] auf die Erbschaft der östreichischen Staaten gänzlich verzichtet, und dafür alle seine Besitzungen und Würden wieder erhalten. Die Franzosen blieben immer noch hartnäckig, und obschon ihre Flotte von den Engländern vernichtet ward, so siegten sie doch in den Niederlanden, und droheten die Republik Holland ganz über den Haufen zu werfen. Da streckte Holland die Hände zum Frieden aus, England seufzte unter einer neuen Schuldenlast, und so kam 1748 der *Friede zu Aachen* zu Stande. Oestreich behielt alle seine Provinzen, nur Schlesien blieb bei Preußen, *Parma* und *Piacenza* erhielt ein spanischer Prinz; Neapel war schon früher verloren, aber die Kaiserwürde hatte Maria Theresia doch wieder an ihr Haus gebracht. Zur Freude aller Deutschen gingen im Aachner Frieden die ländergierigen Franzosen zum ersten male leer aus, aber die Niederlande und Rheingegenden waren Wüsten geworden.

§. 59.

Scenen aus dem siebenjährigen Kriege.

(1756—1763.)

Maria Theresia konnte noch immer ihr liebes Schlesien nicht vergessen. Acht Jahre nach dem Aachner Frieden glaubte sie gegen Friedrich wieder stark genug zu seyn, denn sie gewann die trefflichsten Bundesgenossen. August III. von Polen trat ihr bei, weil sein sächsischer Minister Brühl ein Feind Friedrichs war. Elisabeth von Rußland haßte den großen Friedrich schon deswegen, weil dieser bei der Tafel einmal über ihren ärgerlichen Wandel seinen Witz ausgelassen hatte. Ludwig XV. von Frankreich trat dem Bunde bei, weil die Franzosen von Alters her in Deutschland, wie wir wissen, gern kriegten, und er brachte auch seinen Verbündeten, Adolph Friedrich von Schweden, auf die Seite Oestreichs. Durch einen verrätherischen Secretair in Dresden bekam Friedrich Abschriften von allen Verhandlungen der verbündeten Höfe, und sah aus denselben, daß Sachsen sich anfangs neutral stellen, dem Könige den Durchzug nach Böhmen erlauben, und ihm dann desto kräftiger in den Rükken fallen wolle. Friedrich konnte keine Verbündete finden, als Georg II. von England, der in einen Seekrieg mit Frankreich verwickelt war, den Herzog von Braunschweig, die Herzoginn von Sachsen-Gotha und den Landgrafen von Hessen-Kassel. Was waren diese wenigen, mitunter schwachen, Fürsten gegen die Masse seiner Feinde! Aber sollte Friedrich der Große verzagen? So entspann sich der berühmte siebenjährige Krieg, der Preußen mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte, und abermals viele Familien ihrer wackersten Söhne beraubte, viele Landstriche in Wüsten verwandelte. Ich kann von dem Kriegesschauplatze in gedrängter Kürze nur einige Scenen zeigen.

1. Friedrich in Sachsen 1756.

Um den Feinden zuvorzukommen, rückten gleich 70000 Preußen in Sachsen ein, am 9ten Sept. hielt Friedrich seinen Einzug in Dresden, und nahm seine Wohnung in einem Gartengebäude der Vorstadt. Die sächsische Armee, etwa 14000 Mann stark, hatte ein festes Lager bei Pirna bezogen, Friedrich wollte aber den Kurfürsten und polnischen König gern zum Verbündeten haben, doch dieser hielt ihn mit leeren Höflichkeiten hin, lud ihn oft zur Tafel, mehr wollte er für ihn nicht thun. Da nahm Friedrich einen andern Ton an, setzte über Sachsen eine preußische Landesregierung, und ließ alle Gelder des Kurfürstenthums in seine Kassen zahlen. Auch schrieb er noch besondere Kriegscontributionen aus, leerte alle Zeughäuser, nahm die Bergwerke, die Münze, die Porzellanfabrik in Beschlag, und ließ alle Kanzleien versiegeln. Am meisten suchte er des geheimen Archives habhaft zu werden, um durch die Originale sich vor dem Publikum zu rechtfertigen, denn mit seinen Abschriften konnte er nichts beweisen. Aber die wichtigsten Papiere hatte die Königinn von Polen und Kurfürstinn in ihrem eigenen Kabinette, und trug den Schlüssel immer bei sich. Friedrich kam dahinter, und schickte ihr seinen General Winterfeld, einen feinen Höfling, aber dieser konnte selbst auf seinen Knien bittend sie nicht bewegen, die Papiere auszuliefern. Da kamen bald andere, den Schrank mit Eisen zu erbrechen; die Königinn stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor den Schrank; aber die preußischen Soldaten faßten sie ohne Umstände an, obschon sie mit den Händen um sich schlug, und laut schrie, trugen sie in ein anderes Zimmer, und nahmen die Papiere.

Diese unehrerbietige Berührung der Königinn wurde nun als eine unerhörte That von Friedrichs Feinden laut verkündigt. Vom Kaiser und Reich ward Friedrich als ein Störer des Landfriedens in die Reichsacht erklärt, allen seinen Generalen befohlen, ihren gottlosen Herrn zu verlassen, und sei-

ne entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, und alsbald eine Reichsexecutionsarmee gegen ihn ausgeschrieben. Friedrich ließ dagegen die Acten des sächsischen Archives drucken, und als der östreichische Feldmarschall Browne der eingeschlossenen sächsischen Armee von Böhmen her zu Hülfe kommen wollte, schug Friedrich ihn am 1. October bei Lowositz, doch so, daß mehr preußische Leichen das Feld bedeckten, als östreichische. Die eingeschlossenen Sachsen hörten mit Jammern das Victoriaschießen der Preußen. Noch 2 Wochen hielten sie den Hunger aus. Dann gingen sie über die Elbe, und wollten sich nach Böhmen durchschlagen. Aber der Regen hatte alle Wege ungangbar gemacht, überall standen die furchtbaren Batterien der Preußen ihnen entgegen, und da sie 3 Tage und Nächte im Regen gestanden hatten, ohne zu essen und zu schlafen, war es keine Schande, daß sie sich den Preußen ergaben. Die Offiziere wurden entlassen, auf ihr Ehrenwort, daß sie nicht gegen Preußen dienen würden; die Gemeinen zwang Friedrich zu seinen Fahnen zu schwören, aber die braven Sachsen schwuren den Eid mit Ingrimm, man konnte es ihnen ansehen, und bei der nächsten Gelegenheit rissen ganze Regimenter von ihnen aus, und folgten ihrem Landesherrn nach Polen.

Friedrich hob nun in Sachsen noch 10000 Rekruten aus, und brachte den Winter in Dresden zu, als wäre er in Berlin gewesen. Er besuchte die Oper, sah sich in der Gemäldegalerie um, hielt öffentliche Tafel, und fast täglich war Ball, eine Lustbarkeit trieb die andere.

2. Schlacht bei Prag.

(6. Mai 1757.)

Im zweiten Jahre des Krieges eröffnete Friedrich den Feldzug mit dem lange beabsichtigten Einfalle in Böhmen. Er schlug die Oestreicher unter Browne, der Rest derselben mußte sich in Prag werfen, aber der Sieg hatte viel gekostet von bei-

den Seiten: 16500 Preußen lagen todt auf dem Platze, 12000 Oestreicher, und als das Glück die Preußen zu verlassen schien, sprang der alte Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne, und mit den Worten: „Heran, meine Kinder!" führte er seine Leute gegen die feindlichen Kanonen, die schon lange alles vor sich niederschmetterten. Aber Schwerin sank, von 4 Kugeln zugleich durchbohrt. Ein anderer General nahm seine Fahne auf, die Preußen siegten, und machten noch 8000 Gefangene. Der Rest der Oestreicher floh in Prag, und auf der Stelle ließ Friedrich die große Stadt mit Bomben beschießen.

3. Schlacht bei Kollin.

(18. Juni 1757.)

Er war mit dieser Arbeit noch beschäftigt, als er hörte, der östreichische Feldmarschall Daun sey im Anzuge, Prag zu entsetzen. Gleich brach Friedrich auf, dem Feinde entgegen zu gehen, indem er nur ein mäßiges Heer vor Prag zurückließ. Er führte 33000 Preußen gegen 60000 Oestreicher und Sachsen; doch dies Mißverhältniß schadete weniger, als des Königs übele Laune, der in 5 Wochen Prag nicht hatte erobern können, und darüber seinen Generalen viel Herbes gesagt hatte. Das ganze Offizierkorps war verstimmt, und wurde während der Schlacht, die bei Kollin vorfiel, durch widersprechende Befehle des Königs noch mehr verwirrt. Die Oestreicher standen auf Anhöhen, siebenmal drangen die Preußen vergebens über die Leichen ihrer gefallenen Kameraden hinan. Als endlich die Sachsen auf einem Hinterhalte noch in die preußische Infanterie einhieben, war aller Widerstand vergebens, 13000 Preußen deckten die Wahlstatt. Friedrich führte noch 40 Mann mit klingendem Spiel gegen eine Batterie, und als diese, von den Kugeln erreicht, auch wichen, ritt er allein noch voran, bis ein Major ihm zurief: „Sire, wollen Sie allein die Batterie erobern?" Friedrich stutzte, betrachtete die Bat-

terie durch sein Fernglas, und ritt langsam zurück. Auf dem Wege nach Nimburg mußte er absteigen, damit die Pferde getränkt würden; da brachte ein blutender Reiter ihm einen Trunk Wasser aus dem Pferdeeimer auf seinem Hute, und sagte treuherzig: „Trinken Ew. Majestät doch, und lassen Bataille Bataille seyn; es ist nur gut, daß Sie leben." Zu Nimburg trafen Abends spät die noch lebenden Offiziere zu ihm (326 waren gefallen), und fanden ihn auf einem Brunnen sitzen; in Gedanken verloren zog er mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Als er die Theuern erblickte, traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder — sagte er — ihr habet einen schlimmen Tag gehabt." Leider, antworteten sie, wir sind nicht gut angeführt worden. Er antwortete ihnen: „Habet nur Geduld, ich werde alles schon wieder gut machen."

Aus Böhmen mußte Friedrich sich nun wohl zurückziehen, an die Eroberung Prags war nicht zu denken. Der Verlust der Schlacht bei Kollin war aber für seine Feinde auch das Signal, über seine und seiner Verbündeten Besitzungen herzufallen. Die Russen eroberten das Königreich Preußen, die Schweden Pommern und ein Stück von der Mark Brandenburg, die Oestreicher Schlesien, und streiften bis Berlin, welches ihnen 215000 Thaler auszahlen mußte; die Franzosen überschwemmten Cleve, Ostfriesland, Hannover, Hessen und Gotha: 500000 Feinde waren gegen Friedrich auf den Beinen, und er konnte ihnen etwa noch 140000 Mann entgegenstellen. Seine Lage war so verzweifelt, daß er sie seiner ältesten Schwester in schönen elegischen Versen abschilderte; doch eben dieses beweiset, daß er noch nicht verzweifelte, obschon er sagte, daß nun der Tod ihm noch der einzig übrige Wunsch sey.

4. Die Franzosen zu Gotha.

(16. Sept. 1757.)

Die erste Probe seines noch nicht gebrochenen Heldenmuthes erfuhren die Franzosen, welche mit

der deutschen Reichsarmee jetzt vereint in Thüringen standen. Das Herzogthum Gotha hatten sie zu ihrer Erquickung gewählt, der Prinz v. Soubise war ihr Anführer. Die Herzoginn mußte den französischen Herren ein leckeres Mahl in ihrem Schlosse bereiten, zugleich gab sie aber ihrem Freunde Friedrich, der wieder in Sachsen stand, Nachricht von ihren lästigen Gästen: das Briefchen überbrachte ein Bauer, wie man sagt, in seinem hohlen Backenzahne, wo man es gewiß nicht suchte. Eben waren die Tafeln gedeckt, eben hatten die Herren Franzosen sich zur Tafel gesetzt, als die preußischen Trompeten in den Straßen Gotha's schmetterten. General Seidlitz mit 1500 preußischen Husaren war da, die Franzosen in der Stadt waren 8000 Mann stark, aber sie liefen alle davon, und das leckere Mahl, welches auf der Tafel stand, nahmen die preußischen Husaren ein, zur großen Freude der Herzoginn. Viele französische Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs und Komödianten, welche nicht so schnell laufen konnten, fielen in die Hände der Preußen, man ließ die armen Wichte aber wieder gehen; unter der Bagage waren ganze Kisten voll wohlriechender Wässer und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papageien. So zog damals ein französisches Heer ins Feld.

5. Die Schlacht bei Roßbach.

(5. Novemb. 1757.)

Friedrich kam nun selbst nach Sachsen, um dieses Land, seinen Hauptstützpunkt, von den Feinden zu säubern. Er traf die vereinte Armee der Franzosen und Reichstruppen, 60000 Mann stark, beim Dorfe Roßbach unweit Weissenfels, und lagerte sich mit seinen 22000 auf Hügeln. Die Franzosen wollten ihren in Gotha erlittenen Schimpf hier abwaschen, und meinten, es sey ihnen ein Leichtes, den König selbst mit seinem Häuflein zu fangen. Wirklich umzingelten sie schon das preußische Lager

mit klingendem Spiel. Friedrich rührte sich nicht, und ließ seine Leute ruhig zu Mittag essen. Aber um 2 Uhr befahl er schnell die Zelte wegzuräumen, die verdeckten Batterien krachten, Seidlitz fiel den Franzosen in den Rücken. Die Reichsarmee, ein buntscheckiger Haufen, lief bei den ersten Schüssen davon, und um schneller laufen zu können, warfen diese Kriegsknechte alles fort, Flinte, Patrontasche, Tornister, Seitengewehr. Die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden, dann wichen sie auch, einige Schweizerregimenter am spätesten, und alle bildeten in der Ferne sich wieder zu einem ungeordneten Haufen, in welchen einige preußische Reiterregimenter noch einhieben. Alle stoben aus einander, viele sprangen vor Angst in die Saale, andere liefen nach Erfurt, und bestreuten die Landstraße dahin mit Kürassen und Stiefeln, ganze Haufen ergaben sich an einzelne Preußen.

Die ganze Affaire bei Roßbach dünkte den Preußen mehr ein lustiges Possenspiel, als eine ernste Schlacht, so wenig Mühe hatte ihnen hier der Sieg gemacht. Sie verloren nur 91 Todte, die Franzosen aber 3000 Todte und 7000 Gefangene nebst 63 Kanonen. Den Franzosen wurde ihre Demüthigung von allen Deutschen gegönnt, selbst von denen, die mit ihnen verbündet waren. Ein preußischer Reiter wollte eben einen Franzosen gefangen nehmen, als ein östreichischer Kürassier herbeisprengte, dem Preußen den Kopf zu spalten. „Bruder Deutscher — rief der Preuße — laß mir den Franzmann!" „Nimm ihn", sagte der Oestreicher, und ritt weiter. Zwei Tage nach der Schlacht war kein Franzose mehr in Sachsen und Thüringen zu sehen. Als die Königinn von Polen von der Begebenheit bei Roßbach hörte, fand man sie am folgenden Tage todt. Die lustigen Gesellen in Deutschland aber pflegten noch lange nachher zu singen:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und patscht nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

6. Die Schlacht bei Leuthen.

(5. Decemb. 1757.)

Aus Schlesien erhielt Friedrich schlimme Nachrichten. General Winterfeld war bei Görlitz gefallen, Breslau von den Oestreichern besetzt. In 12 Tagen eilte Friedrich von Leipzig nach der Oder, noch vor dem Schlusse dieses blutigen Jahres Schlesien wieder zu gewinnen. Er führte etwa 30000 Mann; die Oestreicher unter Daun und Lothringen, dem Bruder des Kaisers, hatten 80000. Friedrich rief seine Generale zusammen, und hielt eine Rede an sie, die auch den Feigen begeistern mußte. „Lassen sie es sich gesagt seyn — sprach er — ich werde gegen alle Regeln der Kunst den fast dreimal stärkern Prinzen Carl (v. Lothringen) angreifen, wo ich ihn finde. Es ist hier nicht Rede von der Anzahl der Feinde, nicht von der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles das wird, hoffe ich, die Herzhaftigkeit meiner Truppen zu beseitigen wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen. Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten." Alle gelobten, wenn es seyn müßte, mit ihm zu sterben, und man ging, den Feind zu suchen. Dieser kam den Preußen beim Dorfe Leuthen, 2 Meilen von Breslau, schon entgegen, und Carl von Lothringen bildete eine lange Schlachtordnung im offenen Felde, was auch der alte Daun sagen mochte, welcher Hügel vorzog, wie bei Kollin. Um 1 Uhr Mittags griff Friedrich verstellt den einen Flügel an, um mit seiner ganzen Kraft sich über den andern zu werfen. Die östreichischen Offiziere thaten durchaus ihre Schuldigkeit nicht, Tausende fielen unter den Streichen der Preußen, 21000 wurden von den 30000 Preußen gefangen genom-

men, nur 17000 erreichten die böhmische Gränze. Aber auch viele Preußen waren gefallen, und am Abend gewährte das Schlachtfeld einen schauerlichen Anblick. Ueberall stöhnten Sterbende durch die Stille der Winternacht, die Sieger legten sich auf die kalte Erde, und ein Soldat stimmte endlich das Lied an: Nun danket alle Gott. Gleich fiel die Feldmusik ein, und der Gesang aus 20000 Kehlen zwischen den Leichen und Sterbenden in der Decembernacht nahm sich ganz eigen aus. Einen preußischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen waren, fand man Tabak rauchend auf dem Schlachtfelde liegen. Aehnliche Auftritte gab es viele andere.

Am Abend dieses sauern Tages ritt Friedrich noch nach dem Flecken Lissa, eine Stunde von Leuthen. Ziethen mit 12 Husaren und 2 Kanonen begleitete ihn, 2 Bataillons folgten. Man ritt in die Gasse, wo alles still war, aber alle Häuser hatten viel Licht. Als Friedrich auf den Schloßplatz kam, trugen mehrere Oestreicher hier eben Stroh aus den Häusern. Sie wurden von den Preußen gefangen genommen. Nun machte man einen gräulichen Lärm: aus allen Häusern schossen die Oestreicher auf die Preußen, und diese ließen ihre Kanonen donnern. Friedrich ging in's Schloß; auf der Treppe begegneten ihm viele östreichische Generale, durch das Schießen erschreckt, mit Lichtern in den Händen. „Bon soir, Messieurs! — sagte Friedrich — Sie haben mich wohl nicht erwartet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Der Schreck raubte allen die Fassung, sie ergaben sich dem Wehrlosen, und erst eine Weile nachher nahmen die nachrückenden Bataillons Lissa ein.

Noch in demselben Winter wurde ganz Schlesien, Schweidnitz ausgenommen, von den Oestreichern geräumt. In Breslau machte Friedrich noch 17000 Mann zu Gefangenen. Dann bot er Frieden an, und verlangte nur Schlesien zu behalten. Aber Maria Theresia, die aus ihren und der Verbündeten ungeheuern Staaten leicht wieder neue

Heere aufstellen konnte, begriff sehr gut, daß Friedrich durch alle seine Siege nur immer schwächer wurde, und so blieb es beim Kriege. Friedrich erhielt auch nun kräftigere Unterstützung in England, jährlich 4 Millionen Thaler. Dann mußten Sachsen und Mecklenburg ihm große Summen aufbringen, und da er seine eigene Münze zu geringerem Gehalte ausprägen ließ, gewann er neue Summen. Die 8 Gr., welche der Soldat alle 5 Tage zur Löhnung erhielt, waren kaum 2 Gr. an Silber werth, und in den folgenden Friedensjahren lösete Friedrich diese schlechte Münze nicht etwa wieder ein, sondern verbot sie auf einmal seinen Unterthanen, wodurch viele Menschen zu Bettlern wurden. Dies nur beiläufig! Friedrichs Maßregel konnte für jetzt wenigstens mit der Noth entschuldigt werden, da sein Credit groß genug war, denn die Zinsen seiner im Auslande gemachten Anleihen ließ er pünktlich alle Jahr abführen.

7. Die Schlacht bei Zorndorf.

(25. August 1758.)

In dem neuen Jahre 1758 hatte Friedrich auf der einen Seite Glück, auf der andern Unglück. Im Januar nahmen die Russen unter Fermor das Königreich Preußen weg, bei ihrem Einzuge in Königsberg wurde mit allen Glocken geläutet, und die Kaiserinn Elisabeth nahm dort wirklich die Huldigung des Landes an. Friedrich konnte an die Züchtigung der Russen erst noch nicht denken, zur Wiedervergeltung ließ er sich jedoch in Sachsen huldigen, und zog dann nach Mähren. Ferdinand von Braunschweig, der englische General, hatte die Franzosen eben aus Hannover und Hessen hinausgeschlagen. Aber in Mähren hatte Friedrich kein Glück, Olmütz war ihm eine zu starke Festung, und mit vielen Gefahren kämpfend mußte er sich zurückziehen. Er war so ärgerlich, daß er in der Lausitz einen Schwarm Husaren abschickte, das Schloß des Grafen Brühl im Städtchen Pförten

einzuäschern, welches auch geschah. Schon im vorigen Jahre hatte er einige Schlösser dieses sächsischen Ministers plündern lassen, ja in einem mit eigener Hand eine kostbare Spieluhr zertrümmert.

Als er in Schlesien anlangte, vernahm er die gräulichen Thaten der Russen in seinen Staaten, und beschloß nun auch diesen Feinden einmal die Spitze zu bieten. Er ließ einen Haufen Krieger zur Bedeckung Schlesiens zurück, mit 14000 Mann rückte er schnell nach der Neumark, in welche die Russen eingefallen waren. Die Barbaren hatten eben Küstrin, welches für Friedrich so viele Erinnerungen weckte, ohne Noth bombardirt, und es bis auf 3 Häuser abgebrennt. Als Friedrich ankam, brachten seine Husaren 12 gefangene Kosaken vor ihn. Er betrachtete sie lange sehr ernsthaft, denn es waren die ersten Kosaken, welche er sah. Dann sagte er zu einem seiner Offiziere, der neben ihm stand: „Sehe Er! mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." So zornig hatte man den König noch nie gesehen, als hier bei Zorndorf. Er befahl, keinem Russen Pardon zu geben, und hinter ihnen alle Brücken abzubrechen, damit kein Russe hier bei Zorndorf entwischen könne. Dies brachte die Russen zur Verzweiflung, und die Verzweiflung derselben erschwerte vielleicht den Preußen ihren Sieg. Als beide Heere einander näher rückten, sagte ein Russe dem andern: „Die Preußen geben keinen Pardon!" und jeder Russe antwortete: „Wir auch nicht!" Die Kanonen der Preußen wütheten furchtbar unter den dichten Russenhaufen, 50000 Mann stark, aber die tapfern 30000 Preußen konnten am ersten Tage nichts gewinnen, die Russen standen wie Mauern. Erst am zweiten Tage der Schlacht wichen die Russen, und ließen 20000 Mann Todte, 3000 Gefangene und über 100 Kanonen auf dem Schlachtfelde. Sie blieben auch in dieser Schlacht ihrem Charakter treu: siegreiche Russenhaufen fielen über die preußischen Marketenderwagen her, und labeten sich an dem gefundenen Branntwein, des Kampfes vergessend. Wenn ihre Offiziere ihnen die Branntwein-

fässer zerschlugen, so leckten sie das köstliche Getränk noch vom Boden auf. Trotz dem standen betrunkene Russenhaufen fester, als manches preußische Bataillon, und Friedrich machte die schmerzliche Bemerkung, daß er die Preußen bei Prag und Kollin nicht mehr habe. Ein tödtlich verwundeter Russe lag auf einem sterbenden Preußen, und zerfleischte denselben noch mit seinen Zähnen. Die Preußen siegten bei Zorndorf, aber sie verloren 10000 Mann, halb so viel, wie die Russen.

8. Friedrich bei Hochkirch.

(14. Octob. 1758.)

Die Oestreicher wollten Friedrichs Abwesenheit benutzen, alle Preußen aus Sachsen zu vertreiben. Als Friedrich daher bei Zorndorf fertig war, eilte er nach Sachsen, und fand den Feldmarschall Daun auf den Höhen bei Hochkirch unweit Bautzen verschanzt. Er befahl einen Schuß weit von demselben das Lager abzustecken; seine Generale stellten das Gefährliche dieses Platzes vor, aber Friedrich befahl, und ließ den Quartiermeister, der das Lager nicht abstecken wollte, in die Wache werfen. General Keith sagte laut: „Wenn die Oestreicher uns hier nicht angreifen, so müssen sie gehängt werden!“ worauf Friedrich antwortete: „Sie werden sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Daun hatte ihn noch nie angegriffen, darauf baute er seine Sicherheit, aber diesmal hatte er sich verrechnet. Am 14ten Octob. früh Morgens, als es in Hochkirch 5 schlug, umringten die Oestreicher das preußische Lager; die ersten gaben bei den Vorposten sich als Ueberläufer an, und zogen ungehindert ein; ihnen folgten immer größere Haufen, überwältigten die Vorposten, und nahmen die preußische Hauptbatterie, welche die Hauptstraße des Lagers bestrich. Nun wurde Lärm, bloß Ziethens Reiter wachten, alle andere schliefen fest, auch der König. Viele Preußen wurden in ihren Zelten erstochen, ehe sie erwachten; die andern rannten halbnackt hervor,

und wurden von ihren eigenen Kanonen niedergeschmettert. Die Finsterniß machte, daß man sich einander nicht kannte, und es dauerte lange, daß die Preußen sich gehörig aufstellten. Bald leuchtete ihnen das brennende Hochkirch; als es Tag ward, lag ein dichter Herbstnebel über der Landschaft, der die feuernden Oestreicher den Blicken der Preußen entzog. Am meisten ward um den Besitz Hochkirchs gestritten, es wurde gewonnen und wieder verloren, Berge von Leichen lagen hier zwischen den brennenden Häusern, endlich wurden die Preußen von vorn und im Rücken angefallen. Da ließ Friedrich den Rückzug antreten, 9000 Soldaten und über 100 Kanonen hatte er verloren, von der Bagage des Lagers wurde gar nichts gerettet. Als man eine halbe Stunde von dem Orte sich lagerte, mußte man Kochtöpfe und Stroh zu Lagern aus Bautzen holen. Daun verfolgte die Preußen nicht, und sie kamen ungehindert nach Schlesien, und die Geschichte bei Hochkirch hatte keine nahe Folgen. Doch erfolgte seit diesem glupischen Streich, wie Friedrich ihn nannte, für ihn ein Unfall nach dem andern, wenn auch seine Krieger in andern Gegenden noch kleinere Siege erkämpften.

9. Schlacht bei Kunersdorf.

(12. Aug. 1759.)

Der russische General Soltikow mit 80000 Mann und der östreichische Laudon mit 20000 vereinigten sich in der Neumark unweit Frankfurt an der Oder, und abermals war Berlin bedrohet. Friedrich eilte mit 38000 Mann herbei, wie vor einem Jahre nach Zorndorf. Bei Kunersdorf, 1 Meile von Frankfurt, fand er 60000 seiner Feinde trefflich verschanzt, mit furchtbaren Batterien umgeben. Aber dennoch mußten seine Streiter hinan; so viele ihrer auch niedergeschmettert wurden, so brachten sie doch endlich den linken Flügel des Feindes völlig zum Weichen, und Friedrich fertigte schon einen Courier mit der Siegesnachricht nach Berlin ab. Aber ach!

der rechte Flügel der Russen war noch nicht angegriffen, die Oestreicher gar noch nicht im Gefecht gewesen, und die Preußen lechzten bei der fürchterlichen Sommerhitze nach Ruhe, sie konnten kaum mehr die Arme heben. Seidlitz und andere riethen dem Könige, den Kampf für heut ruhen zu lassen, weil die Russen nun, ihrer Gewohnheit nach, in der nächsten Nacht wohl abziehen würden. Aber Friedrich wollte die Sache mit diesen Leuten ein für allemal abthun, und griff den rechten Flügel an. Seine Krieger konnten ihre Kanonen kaum nachziehen, ganze Reihen derselben wurden von den russischen Kartätschen niedergestreckt, selbst Friedrich verlor zwei Pferde unter dem Leibe, seine Uniform wurde von mehrern Kugeln durchlöchert, und eine hätte ihn sicher getödtet, wenn nicht das goldene Etui in seiner Westentasche ihr Widerstand geleistet hätte. Zuletzt fiel Laudon mit seinen frischen Kriegern den Preußen in den Rücken, und hieb alles vor sich nieder. Nun ergriff ein panischer Schrecken alle Preußen: sie hörten in der Verwirrung nicht mehr auf das Commando, wie noch bei Hochkirch der Fall gewesen war, sondern liefen alle davon. Ihre Kanonen ließen sie stehen, auch da, wo sie von den Feinden nicht verfolgt wurden, und liefen fort, hörten auch auf das Wort ihres Königs nicht mehr. Dies erfüllte Friedrich mit einem unbeschreiblichen Schmerz, er hatte seine alten Soldaten nicht mehr, und verzweifelte. Als schon alles verloren war, konnte man ihn doch nicht vom Schlachtfelde wegbringen, immer rief er: „Kann mich keine verwünschte Kugel erreichen?" Am Ende umringten ihn östreichische Reiter, und nur durch Gewalt führte der Rittmeister Prittwitz ihn mit Hülfe seiner Husaren aus dem Getümmel. Auf dem Wege rief er oft: „Prittwitz, ich bin verloren!" Und an seinen Minister Finkenstein in Berlin schrieb er auf Prittwitzens Rücken mit Bleistift die lakonische Ordre: „Alles ist verloren. Retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer."

Die nächste Nacht brachte Friedrich in einer von

den Kosaken geplünderten Bauernhütte zu, welche dem Wind und Wetter überall Eingang ließ. Seine Adjutanten schliefen um ihn her, denn sie hatten kein Königreich zu verlieren. Aber in Friedrichs Augen wollte kein Schlaf kommen, er erwartete auf dem Strohlager nur den künftigen Morgen. Da meldete ihm ein Offizier, man habe doch noch einiges Geschütz gerettet. „Monsieur, Er lügt!“ fuhr Friedrich ihn an, und befahl seinen 5000 Mann (die von den 38000 noch übrig waren) schnell weiter zu ziehen, denn noch wollte er seine Hauptstadt decken oder sterben. Deswegen führte er auch während des ganzen Krieges immer ein Giftpulver bei sich, und schon nach der Schlacht bei Kollin hatte er den Entschluß gefaßt, es zu nehmen: nur die günstige Wendung der Sachen hatte damals seine Verzweiflung beschwichtigt, und jetzt kam die Uneinigkeit der Russen und Oestreicher ihm zu Hülfe. Laudon verlangte, Soltikow solle gleich auf Berlin losgehen, aber Soltikow sagte, er habe die Preußen genug geschlagen, jetzt solle Laudon an ihnen auch einmal seine Kunst versuchen, und so zog Soltikow sich nach Polen zurück. Ein unverzeihlicher Fehler dieser beiden Feldherren!

10. Friedrich's Glück verschwindet.

Bald nach der Schlacht bei Kunersdorf eroberten die Oestreicher Dresden, die Preußen retteten nur ihre reiche Kriegskasse. Friedrich flog herbei, und beorderte einen Haufen, Daun im plauenschen Grunde anzugreifen. Dieser Haufen hatte das Schicksal der Oestreicher bei Leuthen: 11000 Preußen fielen bei Maxen in östreichische Kriegsgefangenschaft. Laudon machte in Schlesien große Fortschritte, Friedrich wollte von Sachsen aus gegen ihn ziehen, aber Daun, ein zweiter Fabius Cunctator, blieb ihm immer zur Seite. Er kehrte nach Sachsen zurück, und beschoß Dresden. Daun begleitete ihn auch hieher, und Dresden behielten die Oestreicher. Da erhielt Friedrich die Nachricht, Glatz in Schlesien sey von den Oestreichern erobert. Nun

stand er von Dresden ab, und zog abermals nach Schlesien; vor ihm zog Daun her, hinter ihm Lascy; beide östreichische Generale hatten den Preußenkönig beständig in ihrer Mitte, und geleiteten ihn bis Liegnitz. Hier stand Laudon, hinter der Oder Soltikoff mit seinen Russen. Doch gewann hier bei Liegnitz Friedrich einen Sieg über die Oestreicher (15. August 1760), und zog in Breslau ein. Während seines Aufenthaltes in Schlesien ließ Soltikow 20000 Russen und Lascy 15000 Oestreicher gegen Berlin marschiren. Die Stadt ergab sich leicht, und mußte ungeheure Summen aufbringen; die kostbarsten Gemälde und Antiken in mehrern königlichen Schlössern wurden ohne Schonung vandalisch zernichtet. Friedrich machte Miene, die Verwüster zu vertreiben, und auf das Gerücht: Er kommt! liefen nach einem achttägigen Aufenthalte die Feinde aus Brandenburg fort. Aber Friedrich wurde immer noch von seinem Cunctator Daun verfolgt, und dieser verschanzte sich endlich auf den Weinbergen bei Torgau. Friedrich, des lästigen Aufsehers müde, beschloß ihn von vorn anzugreifen, während Ziethen ihn im Rücken bearbeiten sollte. Am 3ten November 1760 sollte dieser Streich ausgeführt werden. Ziethen mußte einen weiten Umweg nehmen, und erst nach 2 Uhr Nachmittags hörte Friedrich ein starkes Schießen auf der andern Seite. Er glaubte, es rühre von Ziethen her, und führte einzelne Bataillone gegen die feindlichen Schanzen. Aber hier krachten mehr als 200 Kanonen der Oestreicher auf einmal los, so daß mehrere Personen auf der Stelle das Gehör verloren, und Friedrich selbst versicherte, dergleichen noch nie gehört zu haben. In wenig Augenblicken lagen über 5000 preußische Grenadiere niedergestreckt, und so oft Friedrich auch neue Schaaren hinanführte, gegen die donnernden Schlünde Dauns ließ sich nicht das mindeste ausrichten. Nur erstieg Ziethen die Höhen in seinem Rücken, als die Nacht einbrach, und der blutige Kampf aufhören mußte. Ein Courier brachte die Kunde von dem Siege bei Torgau nach Wien.

Die Verwirrung war so groß, daß noch in der Finsterniß Preußen auf Preußen schossen. Daun aber besorgte doch am andern Tage eine Erneuerung der Schlacht, und zog in der Nacht sich über die Elbe zurück, auch nicht ohne Verwirrung. Die Preußen hatten in der torgauer Heide viele Feuer angemacht, sich in der kalten Winternacht zu wärmen, und zu diesen Feuern kamen zutraulich auch Oestreicher, die ganz erstarrt waren, und mit ihren deutschen Landsmännern einig wurden, sich die Nacht über gemeinschaftlich zu wärmen, und am andern Tage sich demjenigen zu ergeben, der Sieger seyn würde. Friedrich, der in dem Gefechte nur durch Wunder dem Tode entgangen war, brachte diese traurigste seiner Nächte in der Kirche des Dörfchens Elsnig zu; er saß auf der untersten Stufe des Altares, und schrieb bei einer dunkeln Lampe die Befehle für den Angriff am folgenden Tage. Draussen lagen die Sterbenden in ihrem Blute, und ächzten ohne Verband, ohne Labung, in dem Froste der Nacht dem Tode entgegen; viele wurden von Dieben noch nackt ausgezogen, ehe sie verschieden waren. Friedrich schickte oft seine Leute aus der Kirche, ob denn noch immer der Tag nicht anbrechen wolle. Als eben der Morgen graute, ließ er sein Pferd vorführen, und ritt zum Dorfe hinaus, nach der Gegend, wo Ziethen stand. Bald begegneten ihm Reiter in weissen Mänteln; einer derselben sprengte voraus, nämlich Ziethen selbst, und rief: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Nachdem der König ihn gerührt umarmt hatte, sprengte er zu seinen Kriegern zurück, und rief: „Bursche, unser König hat die Schlacht gewonnen, der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle riefen: „Ja, ja, unser König Fritz soll leben, und unser Vater Ziethen, der Husarenkönig auch!"

Friedrich wußte aber wohl, wie wenig ihm ein Sieg nütze, der ihm 14000 Mann kostete, und den Feind nicht lähmte. Den einen Vortheil hatte er jedoch davon, daß er in Sachsen seine Winterqua-

tiere behalten konnte, und er nahm sie dieses mal zu Leipzig. Die Hälfte Sachsens hatten die Oestreicher inne.

Im folgenden Jahre 1761 eröffneten 72000 Oestreicher unter Laudon und 58000 Russen unter Butterlin den Feldzug in Schlesien, um dieses Land endlich ganz zu erobern. Daun blieb in Sachsen stehen, darum konnte Friedrich nur mit 50000 Mann nach Schlesien gehen. Wider seine Gewohnheit hütete er hier ein verschanztes Lager bei Bunzelwitz vor Schweidnitz, und die 130000 Feinde schlossen ihn ein. Er sah nichts als den Untergang vor sich, und doch ward sein Lager nicht angegriffen, eben weil Laudon zum Angriffe rieth, denn Laudon war nur Feldzeugmeister, von welchem der Feldmarschall Butterlin keine Vorschriften annehmen wollte. Nach Verlauf von 3 Wochen zog Butterlin sogar ab, und ließ Laudon nur 20000 Russen als Hülfstruppen zurück. Nun brach Friedrich auch sein Lager auf, aber Laudon folgte ihm nicht, sondern nahm durch eine kühne Ueberrumpelung Schweidnitz weg. Nun konnte Friedrich nicht daran denken, die Feinde aus Schlesien zu vertreiben, er selbst mußte sich auf Breslau beschränken. Bald darauf eroberten die Russen und Schweden Kolberg in Pommern, und hierdurch war auch die Hälfte Pommerns für Friedrich verloren. Nichts hinderte die Russen, im nächsten Jahre auf Stettin loszugehen; das Königreich Preußen hatten sie schon Jahre lang in Besitz, kurzum, mehr als die Hälfte der preußischen Provinzen war in feindlichen Händen, England zahlte keine Subsidien mehr, Friedrich hatte nur noch etwa 60000 Mann, welche getheilt Schlesien, Sachsen und die vereinigte französische und deutsche Reichsarmee hüten mußten. Er wußte nicht, woher er noch Rekruten, Pferde, Geschütz, Lebensmittel und Geld nehmen sollte, und Maria Theresia dankte sogar 20000 Mann ihrer Truppen ab. Im Nächsten Jahre 1762 versuchte Friedrich, den Tatarchan gegen Rußland und den türkischen Sultan gegen Oestreich in die Waffen zu bringen; Frank-

reich aber erklärte den Engländern den Krieg, und bewog auch Spanien, die Engländer aus Portugal zu treiben. So stand jetzt ganz Europa Preußens wegen in Kriegsflammen, von der Wolga bis zum Tago, und Friedrich dachte ernstlicher, als je, durch sein Pülverchen das traurige Leben zu endigen.

11. Der Friede zu Hubertsburg.

(16. Feb. 1763.)

Eben war Friedrich in der größten Noth, als die russische Kaiserinn Elisabeth, seine geschworne Feindinn, mit Tod abging. Ihr Nachfolger, Kaiser Peter III., ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs, machte mit den Preußen nicht nur Frieden, sondern befahl auch den 20000 Russen, die unter Czernischef in Schlesien bei dem östreichischen Heere standen, auf der Stelle zu der preußischen Armee zu treten, und auf ihre bisherigen Bundesgenossen loszugehen. Wie freute sich Friedrich über den unerwarteten Glückswechsel! Auch Schweden machte mit ihm gleich Frieden, und Frankreich söhnte sich mit England aus, so daß Friedrich auch der französischen Heere entledigt wurde. Der tapfere König schöpfte neuen Muth, und ließ seine Truppen wieder bis an die Donau und den Main streifen, so daß mehrere deutsche Fürsten, z. B. Baiern, Würzburg, Bamberg, dem Bündnisse gegen ihn entsagten, und am Ende nur noch Maria Theresia auf dem Kampfplatze stand.

Da erscholl für Friedrich eine neue schlimme Botschaft aus Rußland. Kaiser Peter, sein Verehrer, war nicht mehr; dessen Gemahlinn Katharina II. hatte den russischen Thron bestiegen, und in ihrem Mandate Preußen den ärgsten Feind Rußlands genannt. Schon befürchtete Friedrich die schlimmste Wendung, als Katharina für Friedrich ganz umgestimmt wurde. Sie fand nämlich unter den Papieren ihres ehemaligen Gemahles mehrere Briefe Friedrichs, in welchen dieser seinen Freund dringend ermahnte, gegen seine achtungswürdige Gemahlinn

sich liebreich zu betragen. Dies bewog Katharina, den Frieden mit Preußen zu bestätigen, aber ihre Truppen rief sie vom preußischen Heere doch zurück.

Maria Theresia stand also immer noch allein. Da sie mit vielen Bundesgenossen Schlesien nicht hatte gewinnen können, so hoffte sie allein es gar nicht, und ließ durch Sachsen dem Könige von Preußen den Frieden antragen. Dieser war sehr erfreut darüber, und auf dem Jagdschlosse Hubertsburg in Kursachsen traten am letzten Tage des Jahres 1762 der kaiserliche Hofrath Kollenbach, der preußische Legationsrath Herzberg und der kursächsische Geheimrath Fritsch zusammen, den Frieden zu schließen. Die Arbeiten dauerten völlig 6 Wochen, da wurde am 15. Februar der Friede unterzeichnet. Der Inhalt war, daß jede der 3 Mächte alles behalte, was sie vor dem Kriege besessen habe, und keine Entschädigung fordere.

Die Freude über diesen Frieden war allgemein bei allen Parteien, denn Millionen Menschen waren geschlachtet, ohne daß einer etwas gewonnen hatte; Frankreich und Schweden waren dem Staatsbankerott nahe, England hatte 4500000 Thaler Schulden mehr, Sachsen an 80000000 Thaler eingebüßt, Oestreich und Preußen hatten nichts mehr in den Kassen. In Westfalen, Hessen, Pommern und der Neumark Brandenburg waren die meisten Dörfer und Flecken Aschenhaufen. Viele Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Arbeitern fehlte; in vielen Gegenden gingen nur Weiber hinter dem Pfluge. Wir sehen, am Ende des siebenjährigen Krieges gewährte Deutschland in vielen Gegenden ein Bild, wie am Ende des dreißigjährigen Krieges. Die Ehre am Ende des Krieges hatte aber Preußen, denn es behielt, was man ihm durch diesen schweren Krieg hatte nehmen wollen, und behauptete von dieser Zeit an einen ehrenvollen Platz unter den großen Staaten Europa's.

§. 60.

Friedrich der Große als Regent.

Das erste, was Friedrich nach der Herstellung des Friedens unternahm, war die Bildung eines neuen Heeres, denn seine Truppen bestanden im J. 1763 nur noch aus Ueberläufern und Knaben. Es dauerte nicht 7 Jahre, so hatte Friedrich über 160000 Mann Truppen, die strenge, ja mit Härte eingeübt, jeden Augenblick schlagfertig standen. Offizierstellen konnte nur der Adel erhalten, den Friedrich übrigens auf alle Weise hervorzog, indem er ihn als die erste Stütze des Thrones betrachtete. Dürftigen Rittergütern half er immer durch Geschenke und Vorschüsse auf. Alle Festungen wurden ausgebessert, sogar neue angelegt, Kanonen gegossen, die Zeughäuser gefüllt, jährlich 6000 Centner Pulver gemacht, und alle Ersparnisse in die Kasse gelegt, als wenn es gleich wieder in's Feld gehen solle.

Als Friedrich auf diese Weise seinem Staate Sicherheit vor äussern Feinden verschafft hatte, durfte er darauf denken, ihn im Innern zu beglücken, und er hat den Ruhm, daß seine Provinzen das Elend des langen Krieges eher verschmerzt haben, als die Länder seiner Gegner. Der Provinz Pommern schenkte er 1763 alle Magazine, die für einen neuen Feldzug berechnet waren, und 12000 Pferde. Schlesien, das fast alles Zugvieh verloren hatte, bekam 17000 Pferde, und Nachlaß vieler rückständigen Steuern. In der Neumark ließ er 2000 Häuser wieder erbauen, über 60000 Schafe und 6000 Pferde vertheilen, und schenkte manchem Dorfe an 700 Rthlr. um Rindvieh anzuschaffen. Den Bauern und Fabrikanten in allen seinen Provinzen lieh er Millionen zu 1 oder 2 Procent, und die Zinsen gab er zur Unterstützung dürftiger Schullehrer hin. Große Moräste an der Oder und Warthe ließ er austrocknen, und in fruchtbare Wiesen und Aecker umschaffen; die gewonnenen Districte zu bevölkern, zog

er fremde Kolonisten ins Land, und die vermehrte Inwohnerzahl vermehrte seine jährlichen Staatseinnahmen. Man rechnet ihm nach, daß er in der letzten friedlichen Hälfte seiner Regierung (in 23 Jahren) 6000 neue Dörfer angelegt habe, von denen die meisten auf Oberschlesien kommen. Freilich nahm er von seinen Unterthanen auch große Summen, und es erbitterte, daß er Franzosen zu einer Regie bestellte, die Abgaben von Tabak und ausländischen Getränken zu erheben, worin diese eine besondere Gewandtheit bewiesen. Friedrich kehrte sich nicht an das Murren seines Volkes, oder vernahm es vielmehr nicht, die Regie brachte ihm jährlich über anderthalb Millionen Thaler ein. Darum muß man aber Friedrich den Großen nicht hart beurtheilen: was er von seinem Lande nahm, verwendete er auch wieder auf sein Land, welches auch noch jetzt der Grundsatz der preußischen Staatsverwaltung ist.

Friedrich ward von seinen Unterthanen nicht vergöttert, wie Ludwig XIV., und er verlangte dies auch nicht. Selbst in seiner Residenz wurden oft genug Pasquille auf ihn an öffentlichen Plätzen angetroffen. Sah er sie, so ließ er sie wohl niedriger anheften, damit jeder sie desto bequemer lesen könnte. Einmal erschien gegen ihn eine beissende Druckschrift, und gegen seine Gewohnheit versprach er demjenigen, der ihm den Verfasser angäbe, eine ansehnliche Belohnung in Geld. Am nächsten Morgen trat in sein Vorzimmer ein verabschiedeter Offizier, der lange schon um eine Pension gebeten hatte. Friedrich fuhr ihn an: „Ich habe Ihm ja schon oft gesagt, daß ich noch nichts für Ihn thun kann." Der Offizier erwiederte: „Sire, ich weiß es wohl, ich komme aber heut nicht, eine Pension nachzusuchen, sondern den Verfasser der Schmähschrift anzugeben. Der Verfasser bin ich." Im Augenblick rief Friedrich die Wache herein, den Frechen zu verhaften, dieser aber sagte: „Sire, wo bleibt denn die versprochene Belohnung? Ich hatte gedacht, meinen hungernden Kindern und ihrer Mutter dafür

Brod zu kaufen." — „Die Belohnung sollen deine Frau und Kinder erhalten — schnaubte Friedrich — aber du gehst nach Spandau auf die Festung." Er ließ ihn auch wirklich gleich nach Spandau abführen, und gab dem Offizier, der den Sträfling eskortiren sollte, ein eigenhändiges Schreiben an den Commandanten zu Spandau mit, nebst der mündlichen Ordre, der Commandant solle dem Gefangenen erst ein Mahl geben, und nach Beendigung desselben den Brief eröffnen. Das Mahl wollte dem Offizier nicht recht schmecken, mit Angst schielte er nach dem verhängnißvollen Briefe. Aber was las man endlich? „Der übersendete Offizier N. N. ist zum Commandanten von Spandau ernannt. Seine Gattinn und Kinder sind bereits auf dem Wege, ihm dahin zu folgen. Der bisherige Commandant hat sich nach Potsdam zu verfügen, wo anderweitig für ihn gesorgt ist. Friedrich."

Zu bedauern war, daß der große Friedrich gar nicht den Trost der Religion kannte. Sein schlechter Religionsunterricht, den er in der Jugend erhielt, und sein Umgang mit französischen Freigeistern, die ich nachher noch vorführen werde, mögen seinen Unglauben begründet haben. Auf die Masse seines Volkes wirkte indessen sein Unglaube nicht, weil tüchtige Theologen an der Spitze der Volksbildung standen, und der König ihnen völlig die Hände frei ließ. Erst am Abend seines Lebens merkte Friedrich, daß die falschen Eide häufiger wurden, und drohete einem Minister mit den Worten: „Schaffe Er mir wieder Religion ins Land, oder — — soll Ihn holen."

Eben so ungerecht war Friedrich in der Beurtheilung der deutschen Gelehrten. Er glaubte, nur die Franzosen seiner Zeit hätten treffliche Schriftsteller, wenigstens in der schönen Literatur; von den trefflichen deutschen Dichtern G e l l e r t, K l e i s t, K l o p s t o c k, L e s s i n g, R a m m l e r, G l e i m, E n g e l, G ö t h e und andern kam ihm fast nichts zu Ohren, obgleich sie zum Theil unter seinen Augen lebten. Kleist starb an den Wunden, die er bei

Kunersdorf erhalten, Rammler besang Friedrich's Heldenthaten in feierlichen deutschen Oden, und Engel ist als Redner, selbst als Lobredner Friedrich's für einen Meister bekannt. Von Engel ist auch das schöne Drama: Der Edelknabe, welchem eine wahre Anecdote von Friedrich zu Grunde liegt. Aber, wie gesagt, Friedrich meinte, die deutschen Gelehrten schrieben ihre vaterländische Sprache nicht besser, als er selbst, und darum gab er sich nicht die Mühe, ihre Werke einzusehen. Seine deutsche Schreibart mag man aus folgendem Pröbchen beurtheilen, es ist aus der Zeit zwischen 1770 und 1780:

„Die Oehrter zu Schuhlen Seindt ganz gut ausgesuchet, Die schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könte Schneidern lassen oder wie man Sie Sonsten Unterbringet damit die Schuhlen desto ehr im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist" u. s. w.

Ausserordentlich war die Arbeitsamkeit Friedrich's des Einzigen, jede Stunde des Tages genau für irgend ein Geschäft bestimmt. Im Sommer stand er schon um 4 Uhr auf, kleidete sich selbst an, frisirte sich selbst; so wie er aus dem Bette kam, zog er auch die Stiefeln an, und trug sie den ganzen Tag. Zuerst las er die wichtigsten Briefe, die des Nachts eingegangen waren, und schrieb die Antwort an den Rand. Dann kamen die Offiziere zum Rapport, der Kaffee wurde getrunken, und darauf griff der König zu seiner Flöte, spazierte blasend von einem Zimmer ins andere, wohl 2 Stunden lang, und überdachte unter diesen Phantasien die schwierigsten Angelegenheiten. Nun traten die Kabinetsräthe ein; hatte er mit diesen die Tagesgeschäfte abgemacht, so legte er die Uniform an, las ein Buch (welches immer laut geschah), schrieb Briefe, und Punkt 12 Uhr wurde gespeiset. Seine Tafel mußte immer mit den ausgesuchtesten Leckerbissen besetzt seyn, und sie wurde durch geistreiche Gesprä-

che gewürzet, denn er hatte immer einen Kreis witziger Köpfe, besonders Franzosen, um sich, doch führte er selbst am liebsten das Wort, und konnte dabei gegründete Einreden wohl vertragen. Männer, die ihm alles nur bejaheten, waren ihm unausstehlich. Nach Tische blies er wieder eine halbe Stunde lang die Flöte, unterzeichnete die ausgefertigten Briefe des Kabinettes, besah seine Anlagen, schrieb von 4 bis 6 Uhr an seinen literarischen Werken, und 6 Uhr ging das Concert an, welches eine Stunde dauerte. Dann war die Abendmahlzeit, die oft bis Mitternacht währte; gewöhnlich ging er aber schon 9 Uhr zur Ruhe. Im Frühlinge und Herbste hielt er Heerschau in den Provinzen, immer an bestimmten Tagen, und obschon er dann wie im Fluge über die Landstraßen hineilte, so mußten doch die Landräthe der Provinz neben seinem Wagen reiten, und ihm über allerlei Bericht erstatten. Dreiste Vorschläge, auch die besten, wies er ab, denn er wollte alles selbst gefunden haben; erst lange nachher benutzte er, was ein fremder Geist ihm Gutes an die Hand gegeben hatte. — Im Sommer wohnte er in Sanssouci, im December zu Potsdam, im Januar zu Berlin. Aber überall mußten ihm seine Hunde nachgefahren werden, und zwar in Kutschen; selbst während des siebenjährigen Krieges waren sie in den Feldlagern unter seinem Gefolge. Die lieben Hunde fütterte er täglich in seinem Zimmer aus einer großen Schüssel mit Ragout, und regierte sie dabei mit einem Stöckchen. Starb eins von den lieben Thieren, so ließ er es in seinem Garten beerdigen, und setzte ihm ein Denkmahl mit Inschriften. Die Favorithündinn schlief in des Königs Bette, wurde täglich von einem Kammerdiener spazieren geführt, und folgte dem Könige nach Berlin immer in einer sechsspännigen Kutsche.

Friedrich regierte 46 Jahre, aber in den letzten 10 Jahren litt er so sehr an der Gicht, daß er im Winter oft Wochen lang das Zimmer nicht verlassen durfte. Wenn er im Sommer vor seinen Truppen erschien, so ging er gebückt an einem Stecken,

und die Stiefeln schlotterten um seine Füße, so daß er nun der alte Fritz hieß. Sein feuriges Auge verging aber nicht. Bei der letzten Heerschau in Schlesien stand er 6 Stunden lang im Regen, und wurde ganz durchnäßt. Dies zog ihm ein hartnäckiges Fieber zu, welches endlich zur Wassersucht führte. Weil er dennoch nicht von seinen fetten, starkgewürzten und leckeren Speisen ablassen wollte, so wurde das Uebel bald unheilbar. Er konnte nicht mehr im Bette liegen, sondern mußte die letzten sechs Monate seines Lebens in seinem Sessel sitzend zubringen. So groß auch seine Schmerzen waren, so klagte er doch selten, und arbeitete noch immer täglich mit seinen Kabinetsräthen. Die Flöte hatte aber schon lange Ruhe. Am 15ten August 1786 fiel er in einen langen Schlummer, und als er aus demselben am folgenden Tage wie ein Träumender erwachte, fragte er das erste mal in seinem Leben nicht nach seinen Arbeiten. Dies hielten die Aerzte für ein sicheres Zeichen des nahen Todes. Gegen 9 Uhr Abends fing der König stark zu röcheln an, und am andern Morgen den 17ten August 1786, etwa 20 Minuten nach 2 Uhr, verschied er still. Sein Tod brachte überall die größte Sensation hervor. Der östreichische Staatsmann Kaunitz sagte: „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren?“ Friedrich's des Großen Hülle ruhet unter der Kanzel der Garnisonkirche in Potsdam.

Da Friedrich der Große keine Kinder hinterließ, so folgte ihm in der Regierung seines ältesten Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II.

§. 61.

Maria Theresia.

(Geb. 1717. † 1780.)

Wir dürfen von Friedrichs Zeit nicht scheiden, ohne seiner oft genannten Gegnerinn Maria Theresia noch besonders zu gedenken; denn sie verdient, daß wir sie noch von einer andern Seite ken-

nen lernen, als sie uns im Kriege erschienen ist. Seit ihrem 19ten Jahre war sie mit Franz von Lothringen vermählt, und obgleich sie ihn an Geisteskräften weit übertraf, so liebte sie ihn doch herzlich, und wurde wieder von ihm geliebt, so daß ihre Ehe musterhaft heissen mußte. Ganz anders war der Charakter ihrer Zeitgenossinn, der Kaiserinn Katharina II. von Rußland. Als ihr Gemahl zum römischen Kaiser gekrönt wurde, war sie die erste, welche ihm das Vivat zurief, aber er kannte ihre Talente, und überließ ihr die Regierungsgeschäfte. So herrschte unter den beiden Eheleuten das beste Einverständniß. Nannten nicht auch die Ungarn Maria Theresia ihren König, für welchen sie zu sterben bereit wären? Weil sie in ihre eigenen Einsichten immer Mißtrauen setzte, so nahm sie den verständigen Kaunitz, den man in vielen Punkten mit Richelieu vergleichen möchte, zu ihrem ersten Minister. Sie liebte den Krieg nicht, aber den Verlust ihrer braven Schlesier konnte sie nicht verschmerzen, und der Frieden von Breslau kränkte sie so tief, daß sie seitdem keinen Schlesier ohne Thränen ansehen konnte. Welche Mutter sieht es gern, daß ihr Kinder entrissen werden? Maria Theresia umfaßte alle ihre Landeskinder mit mütterlicher Zärtlichkeit: sie schaffte die Tortur ab, erließ drückende Steuern, befahl, vor dem 25ten Jahre keine zu Mönchen und Nonnen anzunehmen, und war eine Mutter der Armen und Kranken. Wie sie alles selbst nachsah, so prüfte sie auch die Rechnungen des großen Hospitals in Wien, dem der berühmte van Swieten vorstand. „Lieber van Swieten — sagte sie — die Medicamente kosten entsetzlich viel Geld; kann Er hin und wieder nicht wohlfeilere anbringen?" Van Swieten antwortete bescheiden: „Ew. Majestät haben zu befehlen; wie es dann aber mit den armen Kranken stehen wird, weiß ich nicht." Die Kaiserinn erwiederte schnell: „Nein, nein, lieber van Swieten, so meine ich es nicht, ich dachte nur so. Wende Er nur die theuern Medicamente an, und wenn der Fond nicht zurei-

chen sollte, so gebe ich Zuschuß von meinem Nadelgelde." Ihre Dienerschaft behandelte sie äusserst freundlich, doch wußte sie mit der Güte eine edle Hoheit zu verbinden; frohe Menschen um sich zu sehen, andern Freude zu bereiten, war ihrem Herzen Bedürfniß. Ihre vielen Kinder erzog sie mit der größten Sorgfalt, und durch die Religion, die sie warm liebte, stärkte sie sich in ihrem vielseitigen Berufe. Die erste Zeit des Tages widmete sie immer dem Gebete, und täglich beherzigte sie das göttliche Wort. Sie liebte den Krieg nicht, und verabscheute noch mehr die Theilung Polens, welche sie lange vor ihrem Gewissen nicht rechtfertigen konnte, und durch ihre Minister hingerissen mehr zugab, als bewirkte. Zwei Jahre vor ihrem Tode wurde sie noch durch ihre Feinde in einen Krieg gezogen, da der Kurfürst von Baiern an den Blattern starb, und sein Erbe, der Kurfürst von der Pfalz, an Maria Theresia zwei Drittel Baierns abtrat, weil die Kaiserinn sonst das erledigte Land ganz einziehen wollte. Friedrich der Große erhob seine Stimme gegen diese Vergrößerung Oestreichs, und rückte ins Feld. Maria Theresia ließ ihm ihr Bedauern melden, daß sie beiden einander die grauen Haare ausrupfen sollten, und der Streit wurde durch auswärtige Mächte auch bald beigelegt, so daß Oestreich sich mit einer Kleinigkeit von Baiern begnügte.

Die große Fürstinn starb den 29. Novemb. 1780. Kurz vorher, ehe sie ihren Geist aufgab, lag sie mit geschlossenen Augen, und eine Palastdame fragte, ob sie schlafe. „Ich könnte wohl schlafen — antwortete sie — wenn ich wollte; aber ich fühle, meine letzte Stunde kommt, und ich will wachend meiner Auflösung harren." Die Trauer ihrer Unterthanen war gränzenlos, ihre Regierung heißt die goldene Zeit der östreichischen Monarchie, da bei ihrer Thronbesteigung der Staat dem Untergange nahe war. Als sie starb, hatte das Land 2½ Millionen Unterthanen mehr, ihr Sohn Leopold war Großherzog von Toscana, Ferdinand Herzog von Modena, Maximilian Franz Erzbischof und Kur-

fürst von Cöln und Bischof von Münster; eine Tochter war Königinn von Neapel, eine andere, die nachher so unglückliche Marie Antoinette, Königinn von Frankreich.

§. 62.

Kaiser Joseph II.

(1780—1790.)

So heißt Maria Theresia's ältester Prinz und Nachfolger in der Regierung. In der Jugend zeichnete er sich vor seinen Brüdern durch Fortschritte in den Wissenschaften eben nicht aus, wohl aber durch eine Denkungsart, die seiner Mutter ganz fremd war. Dennoch betrug er sich immer als gehorsamer Sohn, wie er sich selbst zu nennen pflegte, und wurde nach dem Tode seines Vaters (1765), als er eben 24 Jahre zählte, von seiner Mutter zum Reichsgehülfen angenommen, bekam indessen so wenig Einfluß, daß er lieber auf Reisen ging. Er besuchte Frankreich, Spanien, Italien, Holland, und reisete immer incognito unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, gewöhnlich kam er vor seinem Gefolge an, und ergötzte sich an der Neugier der Wirthe. In einem französischen Städtchen, wo er sich im Posthause eben, da er angekommen war, barbirte, und die Frau Postmeisterinn ihn ausfragen wollte, ob er etwa auch zu dem Personale des Kaisers gehöre, den man stündlich erwarte, gab er zur Antwort, er barbire den Kaiser. In Paris hatte er eine liebe Schwester, Marie Antoinette, aber die Hoffeste gefielen ihm nicht. Er pflegte in fremden Landen zu sagen, er komme nicht, um zu tanzen, sondern um zu lernen. In Paris besuchte er nicht nur die Paläste, die Kirche Notre Dame, die Brücken und die Kunstsammlungen, sondern auch die Bibliotheken, die Fabriken, die Hallen des Palais royal und die Krankenstuben im Hotel Dieu. In Holland erkannte man in ihm auch

den Kaiser, denn man rechnete ihm einmal ein Gericht Eier sehr theuer an. Als er sich darüber beschwerte, und bemerkte, daß hier die Eier wohl sehr selten seyn müßten, erhielt er zur Antwort, die Eier wären hier zwar nicht selten, wohl aber die Kaiser. Als er Broeck im Waterlande besuchte, mußte er zu Fuße durch das Dorf ziehen, und seine Schuhe wechseln, wenn er ein Haus im Innern besehen wollte. In Mähren, 2 Meilen von Brünn, ergriff er den Pflug, den ein Bauer gerade führte, und ackerte ein gutes Stück Landes um, den Ackerbau zu ehren. Die Stelle wird durch ein Denkmal bezeichnet, und den Pflug zeigt man im Saale der Landstände zu Brünn.

Als der Tod seiner Mutter ihn auf den Thron führte, säumte er keinen Augenblick, seine Gedanken zu verwirklichen. Er hob 700 Klöster auf, und die päbstlichen Verordnungen unterwarf er alle der kaiserlichen Censur, ehe sie bekannt gemacht werden durften. Pabst **Pius** VI. reisete selbst nach Wien, den Kaiser zu andern Maßregeln zu bereden; er wurde höflich empfangen, von dem Volke mit Enthusiasmus, aber als er gegen den Kaiser die religiösen Angelegenheiten berührte, sagte dieser, man wolle dergleichen den schriftlichen Verhandlungen der kaiserlichen Minister und des päbstlichen Legaten überlassen.

Auch ein neues Gesetzbuch führte Joseph ein, und in demselben waren alle Todesstrafen abgeschafft. Joseph glaubte, der Staat habe keinen Gewinn von der Hinrichtung der Verbrecher, wohl aber von der lebenslänglichen Arbeit derselben. Darum ließ er die Verbrecher, welche in andern Ländern zum Tode verurtheilt wären, lebenslänglich zum Festungsbau, zum Schiffziehen, zum Straßenpflastern verurtheilen, und es galt vor dem Gesetze kein Unterschied der Stände.

Die **Leibeigenschaft** der Bauern hob Joseph in allen seinen Staaten durch einen Federstrich auf. Noch viele andere das Wohl des Staats bezweckende Verordnungen wurden erlassen, aber auch Manche

sahen sich dadurch in ihren alten, wohlbegründeten Rechten verletzt und Unruhe und Gährung wurden daher unter allen Ständen laut.

Mit unendlicher Schwierigkeit versuchte der Kaiser, seinen weitläufigen durch Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Staaten die möglichst größte Einheit zu geben und besonders die ungarische Verfassung seinen andern Staaten anzupassen und in Ungarn die deutsche Sprache in allen Canzleien einzuführen. Aber die Gährungen daselbst wurden immer größer, und auch die Niederlande erklärten sich 1788 sogar für einen völlig unabhängigen Staat. Ueberdies war der Kaiser mit Katharina II. von Rußland in einen schweren Krieg gegen die Türken verwickelt und so sah er sich denn am Ende seiner Laufbahn genöthigt, die meisten seiner Verordnungen zurückzunehmen und Ungarn die Verfassung zu geben, welche es unter Maria Theresia hatte. Den Feldzug gegen die Türken machte er persönlich mit, das kaiserliche Heer zählte in einem einzigen Jahre 112000 Kranke, von denen 33000 starben, und der Kaiser selbst kehrte im December 1788 krank nach Wien zurück. Er wurde nicht wieder gesund, doch quälte er sich noch 13 Monate hin. Drei Tage vor seinem Tode starb die Gemahlinn seines Neffen, des jetzigen Kaisers Franz, die er besonders geschätzt hatte. „Sorget — sagte er noch — daß die Leiche aus der Hofkapelle bald in die Gruft komme, damit für meine Leiche Platz werde.“ Dann schrieb er noch einige Briefe, nnd entschlief den 20sten Februar 1790 in der Morgenzeit, um einer verhängnißvollen Begebenheit, der französischen Revolution, aus dem Wege zu gehen.

Joseph II. meinte es gut mit seinen Unterthanen. Wenn er zu Wien war, so arbeitete er fast den ganzen Tag mit seinen Räthen, und Vormittags konnte ihn jedermann sprechen. Der Gang vor seinem Arbeitszimmer wimmelte immer von Bittenden, und jede Stunde ging er hinaus, die Bittschriften anzunehmen.

VI. Die Engländer.

§. 63.

König Carl II.

(1660—1685.)

Im vorigen Bändchen erzählte ich zuletzt, wie in England die Revolution aufhörte, die Republick wieder eine Monarchie wurde, und Carl II., der Sohn des unglücklichen Carl I., aus dem Hause Stuart, wieder auf den Thron gerufen ward. Die Liebe des Volkes kam ihm entgegen, das Schicksal seines Vaters lehrte ihm Mäßigung, aber Carl II. täuschte die Hoffnungen, die das Volk in ihn gesetzt hatte. Zwar regierte er 25 Jahre, aber es waren Jahre der Unruhe. Einer seiner Minister war Shaftesbury, ein Mann ohne alle Religion, ein erklärter Feind des Christenthums, anfänglich Lord Ashley genannt. Seine Collegen im Ministerium waren die Lords Clifford, Buckingham, Arlington und Lauderdale; die Anfangsbuchstaben der fünf Namen Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale setzte ein witziger Kopf zu dem Worte Cabal zusammen, ein boshaftes Complott zu bezeichnen, und so entstand ein neuer Ausdruck, der nachher in alle europäischen Sprachen übergegangen ist. Die Cabal beabsichtigte des Königs Macht ganz unumschränkt zu machen, und da der leichtsinnige König keinem Mitgliede ein herzliches Vertrauen schenken konnte — weil der Chef Shaftesbury gar keine feste religiösen Grundsätze hatte — so ging Shaftesbury sogar zu der Partei der Feinde des Königs über, welche eine gemäßigte Verfassung und eine jährliche Wahl zum Parlament wünschten. Nahe verwandt mit diesem Gegenstande war des Königs Hinneigung zur katholischen Religion. Hatte er doch eine portugiesische Prinzessinn zur Gemahlinn, welche in ihrer Hofkapelle sich täglich die h. Messe halten ließ. Dies war in den Augen der Engländer, welche zur hohen Kirche gehörten, eine

fluchwürdige Abgötterei. Da es hieß, daß Carl so-gar selbst heimlich ein Katholik sey, und da er wirklich vorzugsweise Katholiken zu Aemtern beförderte, da faßten die Katholiken im Volke frohe Hoffnungen, und suchten sich, besonders in Irland, mancher Beschränkung zu entziehen. Dies veranlaßte Gährungen, welche jedoch Carl für unbedeutend hielt, und wenig unterdrückte. Seine Gegner aber, und die Feinde der Katholiken, d. h. die anglikanischen Bischöfe und weltlichen Großen, die im Besitze des Kirchengutes waren, riefen: Keinen Papismus! und belegten die Hofpartei mit dem Spottnamen Torys, wie in Irrland die Straßenräuber hießen, wurden selbst indessen von der Hofpartei Whigs (kleine Hüte) gescholten, wie man die demokratischen Puritaner in Schottland nannte. Die ganze Nation theilte sich in Whigs und Torys, und das Parlament, aus enthusiastischen Whigs bestehend, erließ 1673 die berühmte Testakte, durch welche allen Beamten ein neuer Eid vorgeschrieben ward. In diesem Eide schwört man die Verwandlung im Abendmahle, die Verehrung der Heiligen u. s. w. ab, und weil ein Katholik dies nicht schwören kann, so ist er von allen Aemtern ausgeschlossen. Darum heißt dieser Eid auch der Test, d. h. Prüfstein, weil er dient, einen heimlichen Katholiken zu erkennen. Carl griff dennoch in vielen andern Sachen oft kühn durch, und ließ manchmal Personen auf bloßen Verdacht einziehen. Gegen dies willkührliche Verfahren gab das Parlament 1676 die Habeas-corpus-Akte, eine zweite magna charta, nach welcher ein Unterthan nur mit Angabe der Ursache verhaftet werden darf, und nicht lange im Kerker zu schmachten braucht, weil sein Proceß schnell entschieden werden muß. Wie gesagt, Carl kümmerte sich wenig um das Parlament, und in den letzten 4 Jahren regierte er ruhig ohne Parlament. Es stand bei ihm, die königliche Gewalt ganz unumschränkt zu machen, aber er war zu träge, den Vergnügen ergeben, und verbrauchte mehr Geld, als ihm England einbrachte. Darum verkaufte er Dünkirchen an Frankreich, und

zog von Ludwig XIV. eine jährliche Pension, weshalb ihn die Engländer Ludwig's XIV. Vicekönig nannten. Einmal drangen die kühnen Holländer unter ihrem Admiral Ruiter in die Themse ein, und verbrennten englische Schiffe. Im Jahre 1665 war zu London ein großer Brand, welchen man wieder den Katholiken zur Last legte, wie eine Denksäule sagt, und 10 Jahre nachher begann der Bau der prächtigen Paulskirche. Carl starb 1685, und zwar nachdem er die Sterbesacramente der katholischen Kirche empfangen hatte.

§. 64.

Das Haus Stuart entthront.

(1688.)

Weil Carl II. keine Kinder hinterließ, so bestieg sein Bruder, bisher Herzog von York, als Jakob II. den Thron. Er war 1671 öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, nur seine beiden Töchter, Maria und Anna, waren protestantisch geblieben, und beide schon verheirathet, Maria an den Prinzen Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, Anna an einen dänischen Prinzen. König Jakob II., der letzte Stuart auf dem großbrittannischen Throne, vernichtete gleich die Testakte, beförderte Katholiken zu allen Aemtern, und stellte in vielen Kirchen den katholischen Gottesdienst wieder her. Da er sich von Rom einen Legaten erbat, rieth ihm selbst der Pabst eine größere Mäßigung an. Aber Jakob fuhr in seinen Maßregeln fort, das protestantische England duldete ruhig alles, indem des Königs zweite Ehe kinderlos war, und nach seinem Ableben die Krone an seine protestantischen Töchter fallen mußte. Aber auf einmal verkündigte der Donner der Kanonen die Geburt eines Kronprinzen. Nun hielten sich die Whigs nicht länger; sie luden den Prinzen Wilhelm von Oranien ein, sie doch von dem Papismus zu befreien. Ludwig XIV. warnte seinen Freund, sich vor seinem

Schwiegersohne in Holland zu hüten, aber Jakob konnte nicht glauben, daß sein eigner Schwiegersohn so falsch handeln könnte. Aber sein Kronprinz war noch kein halbes Jahr alt, da landete der Holländer schon an der englischen Küste. Jakob verlor gleich alle Fassung, seine Truppen gingen fast alle zu den Holländern über. Kaum hatte er noch Zeit, Frau und Kind nach Frankreich zu schicken, so rückten die Holländer schon in London ein. Jakob floh, er wollte nun auch nach Frankreich hinüber, ward aber eingeholt, und als Gefangener nach London gebracht. Wilhelm der Befreier ließ ihn nach einer Provinzialstadt abführen, die Wächter mußten ihn aber entwischen lassen, und so kam er nach Frankreich, wo Ludwig XIV. ihm und seiner Familie das Schloß St. Germain einräumte, und ihn immer als regierenden König von Großbritannien behandelte. Hier wurde dem vertriebenen Könige noch eine Tochter geboren.

Das Parlament in England erklärte nun den Thron für erledigt, und berief auf denselben die Prinzessinn Maria. Wilhelm sagte aber, wenn man ihn nicht zum Könige annehme, so wolle er mit seinen Holländern wieder nach Hause gehen, und England den Stuarts und Franzosen überlassen. Man sagte ihm, er möge seine Gemahlinn Königinn seyn lassen, und dann in ihrem Namen regieren, er aber antwortete holländisch, er wolle die Krone keiner Schürze verdanken. Was war zu thun? Wilhelm trat zur anglikanischen Kirche über, und erhielt nebst seiner Gemahlinn den Thron, jedoch so, daß sie erst nach seinem Tode zur Regierung käme.

So waren nun Holland und England vereinigt, worüber sich keiner mehr ärgerte, als Ludwig XIV., denn beide Staaten bildeten nun eine fürchterliche Seemacht, und eine Seemacht wollte auch Ludwig haben. Das Parlament hatte dem neuen Könige zur Pflicht gemacht, im Frieden keine stehende Armee zu unterhalten, damit das Land nicht gedrückt würde. Aber Wilhelm der Befreier mußte gleich

eine stehende Armee in Irland besolden, weil Irland dem Könige Jakob ergeben blieb, und nur vieles Blutvergießen brachte Irland zum Gehorsam. Der König von Frankreich machte wiederholt Angriffe auf Irland zu Gunsten seines Schützlings, aber immer ohne Erfolg. Der entthronte Jakob bedauerte weniger den Verlust seiner Krone, als die traurige Lage der Katholiken in seinem ehemaligen Königreiche, und zuletzt der Welt ganz abgestorben, verschied er 1701 zu St. Germain. Kurz vor seinem Tode soll er noch in den Jesuitenorden getreten seyn. Er hinterließ zwei Kinder, den Prinzen Jakob, der als Jakob III. gleich von Frankreich, Spanien, dem Pabste, Modena und Parma als rechtmäßiger König von Großbritannien anerkannt wurde, und eine Tochter. Der König Prätendent hatte zur Gemahlinn Clementine Sobiesky, und Ludwig XIV. ließ ihn 1708 mit einer französischen Flotte in Schottland landen. Das Parlament setzte aber auf seinen Kopf einen Preis von 100000 Pfund, und eine englische Flotte zwang ihn, sich nach Frankreich zurückzuziehen. Als Ludwig XIV. 1713 zu Utrecht mit England Frieden schloß, machte er sich verbindlich, die neue Regierung in England anzuerkennen, und sogar den Prätendenten aus seinen Staaten zu schaffen. Dies geschah jedoch nicht, Jakob III. landete noch einmal in Schottland, weil die Schotten, mit der englischen Regierung unzufrieden, ihn aus eigenem Antriebe zum Könige ausriefen; er wurde aber wieder zurückgeschlagen, und begab sich nach Rom, wo der Pabst ihn als regierenden König aufnahm. Hier wurde ihm 1720 ein Erbprinz Eduard geboren, zur Feier dieses Ereignisses ließ der Pabst die Kanonen der Engelsburg lösen. Ein späterer Prinz war Heinrich Benedict, der in den geistlichen Stand trat, und unter dem Namen Cardinal von York Dechant im Cardinalcollegium wurde; Eduard erbte von dem Vater die Ansprüche auf den brittischen Thron, und hieß seit dem Neujahrstage 1766, an welchem sein Vater starb, der Prätendent. Er hatte Muth

genug, schon 1745 auf seine eigene Hand in Schottland verkleidet zu landen, und sah bald eine große Armee um sich. Edinburg öffnete ihm die Thore, hier ließ er seinen Vater als König und sich als Regenten ausrufen, fiel in England ein, schlug alle englischen Heere aus dem Felde, verlegte sein Hauptquartier nach Manchester, und stand endlich nur noch 20 Meilen von London, wo schon alles in Bewegung gerieth, denn auch hier gab es noch viele Freunde der Stuarts. Aber ach, das Treffen bei Culloden (27. April 1746) zerstreute seine ganze Armee, es wurde gleich ein Preis von 30000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt, und fünf schreckliche Monate irrte der Prinz an den Küsten umher, von Höhle zu Höhle, von Insel zu Insel, bis endlich eine französische Fregatte, die zu seiner Rettung ausgesandt war, ihn aufnahm, und ihn nach Frankreich brachte. Der damalige König von Frankreich gab ihm eine jährliche Pension von 200000 Livres, der König von Spanien fügte 12000 Dublonen hinzu, doch mußte er nach Rom zu seinem Vater zurückkehren. Hier heirathete er noch in seinem weit vorgerückten Alter eine Prinzessinn von Stolberg-Gedern, ergab sich dem Weine, und starb 1788. Seine Leiche wurde zu Frascati königlich bestattet: Scepter und Krone, die englichen und schottischen Orden zierten seinen Sarg, und sein Bruder, der Dechant-Cardinal von York, hielt das Todtenamt für den verstorbenen König Carl III., wie derselbe sich hatte nennen lassen. Dieser Cardinal, der letzte Stuart, erhielt seit 1799 aus England eine Pension von 4000 Pfund, und starb zu Frascati den 13. Juli 1807. Mit ihm erlosch das Haus Stuart. Im Jahre 1819 hat der König von England, Georg IV., damals noch Kronprinz und Regent, den drei letzten Stuarts zu Rom in der Peterskirche ein Denkmal von weissem carrarischen Marmor durch Canova errichten lassen, welches die Inschrift führt: Jacobo III. Jacobi II. magn. Brit. Regis filio, Carolo Eduardo, et Henrico Decano Patrum Cardinalium, Jacobi III. fi-

liis, Regiae Stirpis Stuardiae postremis. Anno 1819. Beati mortui, qui in Domino moriuntur. (Jakob dem Dritten, dem Sohne Jakobs des Zweiten, Königs von Großbritanien, und Jakobs III. Söhnen, Carl Eduard, und Heinrich, dem Dechant der Väter Cardinäle, den Letzten des Königshauses Stuart. Im Jahre 1819. Selig die Todten, die im Herrn gestorben sind.) Wenn auch das Schicksal des Hauses Stuart zu bedauern ist, so muß man doch gestehen, daß es zum Herrschen in einem so unruhigen Staate, wie Großbritannien, nicht geeignet war.

Aber wer regierte in England während der 100 Jahre, da die Stuarts immer noch Anspruch auf die Krone machten? Wer bestritt die Ausgaben zu den vielen Kriegen, welche nöthig waren, das Haus Stuart vom Throne fern zu halten? Die Großen in England selbst. Schon unter Wilhelm dem Befreier, der viel Geld nöthig hatte, um sich auf dem Throne zu halten, da er die Liebe des Volkels nicht besaß, machte ein anglikanischer Bischof den Plan zu der Bank von London 1694, welcher allgemeinen Beifall unter den Reichen fand. Die Reichen lieferten ihr baares Gold und Silber in die Bank, und erhielten dafür Banknoten, Schuldverschreibungen, welche im Handel für baares Geld galten, und bequemer gezählt und verschickt werden konnten, als baares Geld. Der erste Fond der Bank betrug 1200000 Pfund Sterlinge, von diesen zog der Staat gleich 900000 Pfund an sich, und verpfändete der Bank dafür als Zinsen die Steuern der künftigen Jahre. König Jakob II. hatte noch niemals nöthig gehabt, die künftigen Steuern zu verpfänden, im Gegentheil dankte er seine Armee ab, da Wilhelm der Befreier landete. Seit dieser Zeit nahm die Regierung aus der Bank so viel, wie sie wollte, wenn sie in Geldverlegenheit war; denn in den Gewölben der Bank stehen die Goldstücke tonnenweise, und hohe Haufen Silberstangen sind da aufgethürmt. Durch die Bank in London hat die Regierung alle baare Münze des Landes

in ihren Händen, und wenn sie 20, 50 oder 100 Millionen baar auf einmal braucht, sie kann dieselben aus der Bank nehmen, und unter dem Volke circulirt nur Papiergeld. Die Bank von London ist ein Meisterstück der Finanzoperationen; aber sie hat die Nationalschuld Englands hervorgebracht, die jetzt fast 800 Millionen Pfund beträgt, und jährlich eine ungeheure Summe Zinsen verschlingt, so daß man genöthigt ist, seit 100 Jahren von den Unterthanen, ich möchte sagen, blutige Steuern zu erpressen. Das Publikum kennt das innere Wesen der Bank nicht, aber es ist gewiß, daß sie mehr Noten ausgibt, als sie baares Vermögen hat, und sie würde ruinirt seyn, wenn man ihr auf einmal zu viele Banknoten zur Rückzahlung vorlegte, und dann wären nicht nur die meisten Kaufleute, deren größter Reichthum in Banknoten besteht, sondern der Staat selbst ruinirt. Schon mehr als einmal ist diese Angst eingetreten, das erste mal 1745, da der Prätendent siegreich nahe bei London stand. Da lief jeder in die Bank, seine Noten in baares Geld umzusetzen; die Beamten der Bank hatten nicht Hände genug, das geforderte Geld aufzuzählen, ihre Goldfässer gingen auf die Neige; sie wußten endlich nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Da verbanden sich die reichsten Kaufleute, Banknoten noch immer für baares Geld anzunehmen, die Noten bekamen wieder Credit, und der Schrecken ging glücklich vorüber.

König Wilhelm starb 1702. Da seine Gemahlinn schon vor ihm in die Ewigkeit gegangen war, so wurde Jakob's II. zweite Tochter Anna auf den Thron gerufen, und regierte 12 Jahre. Wir wissen, daß sie im spanischen Erbfolgekriege mit Oestreich hielt, und ihre Truppen unter Marlborough gegen die Franzosen kämpfen ließ. In Frankreich war der Prätendent. Anna machte zu Utrecht Frieden, da der Krieg die Nationalschuld auf 50 Millionen erhöhet hatte, und eine Bedingung war, daß Frankreich sie als rechtmäßige Königinn anerkenne, und den Prätendenten nicht ferner schütze.

Gibraltar und mehrere Besitzungen in Nordamerika waren in dem Kriege für England gewonnen.

Weil Anna alle ihre Kinder verloren hatte, so war sie das letzte regierende Haupt aus dem Hause Stuart. Eine Parlamentsakte 1708 schloß die katholischen Häuser Orleans und Savoyen, welche mit dem Hause Stuart näher verwandt waren, von der Thronfolge aus, und erklärte zur Kronerbinn die verwittwete Kurfürstinn von Hannover, Sophie, Jakobs I. Enkelinn; ihr Sohn bestieg daher 1714 als Georg I. den Thron. Er regierte 13 Jahre, ohne Krieg zu führen, und sollte die Staatsschulden tilgen, er aber tilgte sie nicht, sondern rüstete Flotten aus, und zahlte auswärtigen Mächten Hülfsgelder.

Nach Georg I. regierte sein Sohn Georg II. von 1727 bis 1760, also 33 Jahre. Wir wissen, er war Friedrichs des Großen Oheim, doch unterstützte er die pragmatische Sanction gegen Preußen, weil er dieselbe garantirt hatte, durch Geld; da er aber einen neuen Minister annahm, änderte er sein Verfahren, trat gegen Frankreich auf, und führte einmal sein Heer persönlich zu einem Siege gegen die Franzosen. Da während dieses Krieges der Prätendent in England einfiel, so konnten die englischen Truppen im Auslande wenig wirken, und die Nationalschuld stieg auf 75 Millionen Pfund, ohne daß der Staat bedeutenden Gewinn davon hatte. Im siebenjährigen Kriege fochten die Engländer zu Lande und zu Wasser gegen Frankreich in Europa, Asien und Amerika, und nahmen den Franzosen manche Landschaft in Ostindien, Westindien und Nordamerika weg. Georg II. starb unterdessen, ihm folgte sein Enkel Georg III. 1760 in der Regierung, und schloß 1763 zu Paris mit den Franzosen Frieden. England behielt seine meisten Eroberungen in beiden Indien, besaß 374 Kriegsschiffe mit 100000 Mann Seetruppen und 14000 Kanonen, die Staatsschuld war aber auch zu 140 Millionen Pfund aufgelaufen.

§. 65.

Strafgesetze gegen die Katholiken.

Unter allen diesen Regierungen wurden die Gesetze gegen die Katholiken von Jahr zu Jahr geschärft, am Ende belief sich die Zahl der Parlamentsakten seit der Königinn Elisabeth, welche gegen diese unglückliche Klasse erlassen waren, über hundert. In England wurden die katholischen Pairs ihres Erbrechtes verlustig, im Parlament zu sitzen; kein Katholik konnte ins Unterhaus gewählt werden, kein Katholik zu den Parlamentswahlen stimmen. Die Katholiken mußten doppelte Steuern zahlen, und waren von allen Aemtern ausgeschlossen. Wer aus den protestantischen Kirchen wegblieb, zahlte monatlich 20 Pf. St. Kein Katholik konnte Vormund werden, vor Gericht eine Klage anbringen, die Rechtswissenschaft oder Arzneikunde ausüben; keiner durfte sich über 5 Meilen von seinem Wohnhause entfernen, alles bei schwerer Strafe. Zwei Friedensrichter konnten jeden Katholiken, wenn es ihnen beliebte, zur Abschwörung seiner Religion auffordern, und wenn dieser 6 Monate lang in seiner Weigerung verharrte, so ward er unfähig, Grund und Boden zu besitzen. Wer in seinem Hause einen katholischen Lehrer hielt, zahlte 10 Pfund monatlich, der Lehrer aber 2 Pf. täglich. Wer eine Messe hörte, zahlte 60 Pf., und ein Priester, der wieder über das Meer zurückkam, und jeder Protestant, der zur katholischen Kirche übertrat, war durch das Gesetz verurtheilt, daß er gehängt, ihm die Eingeweide aus dem Leibe gezogen, und die Leiche geviertheilt würde.

In Irland waren die Gesetze gegen die Katholiken noch härter. Kein katholischer Geistlicher oder Lehrer durfte im Lande leben; 50 Pf. erhielt, der einen Bischof, 20, der einen Priester, und 10, der einen Schullehrer ausfindig machte. Kein Katholik konnte Grund und Boden kaufen, pachten nur auf 31 Jahre. Sah ein Protestant einen Katholiken im

Besitz eines Pachtgutes, das mehr als 4/3 der Pacht eintrug, so konnte er denselben vertreiben, und selbst in die Pachtung eintreten. Begegnete ein Protestant einem Katholiken mit einem Pferde, das mehr als 5 Pf. werth war, so durfte er es ihm für 5 Pf. wegnehmen. Starb ein Katholik, der katholische und protestantische Verwandten hatte, so erbten nur die Protestanten; selbst seine Kinder, wenn sie katholisch waren, wurden als todt betrachtet. Wollte ein Kind protestantisch werden, so konnte sein katholischer Vater nicht sein Vormund bleiben, sondern es wurde ihm ein protestantischer Verwandter zum Vormunde gegeben, und trat ein schon erwachsener Sohn zur protestantischen Kirche über, so war alles Eigenthum seines katholischen Vaters sein, der Vater durfte nichts von seinem Vermögen mehr verkaufen, verpfänden oder zu Legaten aussetzen. Wollte ein katholischer Priester seine Religion abschwören, und zu der durch das Gesetz etablirten Kirche übertreten, so sicherte diese ihm eine jährliche Rente von 30 Pf. auf die ganze Lebenszeit zu. *)

Muß ein Katholik sich nicht freuen, unter einer toleranten protestantischen Regierung in Deutschland zu leben, wenn man diese Gesetze Englands ansieht? Und muß man sich nicht wundern, daß in England und Irland noch bis auf den heutigen Tag viele Katholiken sind, in Irland sogar noch 3 mal so viel Katholiken, wie Bekenner der Hochkirche, obgleich diese alle Pfarren mit anglikanischen Pastoren besetzt hält? Aber Jesus stärket seine Gläubiger am meisten, wenn sie recht viel zu leiden haben.

§. 66.

Die Engländer in Ostindien.

Die glänzendsten Erwerbungen machten die Engländer während des vorigen Jahrhunderts in Asien,

*) Alle diese Gesetze erzählt uns ein berühmter englischer Schriftsteller, selbst Protestant, der also gewiß nicht parteiisch ist, und der auch die Gesetze seines Vaterlandes wohl kennen wird.

in dem reichen Ostindien, wo sie eine Fläche eroberten, welche ihr Gebiet in Europa an Größe weit übertrifft.

In Ostindien hatten, wie wir aus dem 5. Bändchen wissen, zuerst die Portugiesen festen Fuß gefasset, aber nur andern Völkern den Weg gezeigt. Nach ihnen hatten die Holländer von den Molucken Besitz genommen, und selbst Türken kamen herab, ihren Koran dem herrlichen Lande aufzudrängen. Da kam endlich 1526 ein Mongole, Sultan Baber, ein Urenkel Tamerlans, eroberte alles, was ihm im Wege lag, selbst Bengalen, machte Delhi zu seiner Residenz, und gründete das Reich des Großmoguls, wie man es in Europa nannte. Der Großmogul nahm jährlich 225 Millionen Thaler ein, sein Thron funkelte von Edelsteinen, an seinem Geburtstage brachten seine Unterfürsten (Subahs und Nabobs) ihm kniend Geschenke, er war der reichste Monarch seiner Zeit. Und über 200 Jahre stand das Reich des Großmoguls in seinem Glanze, obgleich schon mehrere Nabobs Provinzen abgerissen hatten. Der mächtigste Feind des blühenden Reiches wurde der berüchtigte Nadir Schah, einer der abscheulichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Anfangs Feldherr des persischen Königs Tahmasp, führte er nachher eine fürchterliche Räuberbande an, und der Schreck vor ihm bewog seinen ehemaligen König, ihn an die Spitze aller persischen Truppen zu stellen. In dieser Würde warf er seinen Herrn vom Throne, und setzte sich selbst auf denselben. Dann zog er als Eroberer aus, siegte überall, vergoß Ströme von Blut, und verwandelte die Länder in Einöden. Niemals hat er einem Flehenden das Leben geschenkt. Dieser Würger kam 1739 nach Delhi, ließ die Stadt niederbrennen, über 200000 Menschen abschlachten, und der Großmogul mußte ihm Provinzen abtreten, welche jährlich 25 Millionen Thaler einbrachten. Der Grausame erlag endlich den Streichen einiger Verschwornen, welche sein Wimmern mit den Worten erwiderten, welcher niemals Gnade erwiesen habe, könne auch keine Gnade erhalten.

Aber des Großmoguls Reich war einmal geschwächt, und die Fremdlinge aus Europa konnten nun um so leichter an den Küsten Ostindiens feste Plätze gewinnen. Die Portugiesen besaßen Goa, wie wir wissen; zu ihnen kamen die Holländer, dann die Franzosen und Engländer, doch errichteten die Franzosen früher, als die Engländer, ihre ostindische Compagnie, und erwarben von dem Fürsten von Visapur die Erlaubniß, auf der Küste Koromandel eine Festung anzulegen, aus welcher das bedeutende Pondichery geworden ist. Die Franzosen nahmen alle indianischen Fürsten in Schutz, welche gegen ihre Oberherren aufstanden, wie ehemals die Römer es machten. Die Engländer thaten dasselbe, aber die Schützlinge der Franzosen kamen anfangs immer am besten weg. Der Anführer der Franzosen, ein gewisser Dupleix, gewann für Frankreich auf der Küste Koromandel einen Landstrich von 600 Meilen, wurde selbst Nabob eines großen Gebietes, nahm als Geschenk 200000 Pfund ein, und seine Truppen erhielten 400000 Pfund Sold. Dennoch behauptete er von seinem Vermögen noch Millionen im Dienste der Compagnie zugesetzt zu haben, und als er dafür Ersatz verlangte, gerieth er mit der Compagnie in einen Proceß, verlor seine Würden, und starb vor Gram.

Seine Entfernung erleichterte den Engländern die Ausdehnung ihrer Macht, und diese griff bald so weit um sich, daß der Neid aller indischen Fürsten rege wurde. Der Nabob von Bengalen, vom Großmogul schon unabhängig, stand auf, ging auf die englische Hauptstadt Calcutta los, und die meisten Engländer mußten auf ihre Schiffe fliehen, nur eine kleine Besatzung wagte Widerstand. Aber der Nabob eroberte Calcutta (20. Juni 1756), und sperrte unter andern Gräuelthaten 146 Menschen in die sogenannte schwarze Höhle, die nur 11′ lang und 18′ breit war; die Hitze und der Durst nebst den faulen Dünsten in dem heissen Lande machten, daß nur 23 den nächsten Morgen erlebten. Aber die Engländer hatten einen General, der die-

se Schmach zu rächen wußte, Clive, Sohn eines englischen Rechtsgelehrten, der in der Schule nichts hatte lernen wollen, und schon als Knabe ein verwegener Bursch war. Als Schreiber der englischen ostindischen Compagnie war er nach Ostindien gekommen, und jetzt bekleidete er die Stelle eines Obristlieutenants. Er eroberte Calcutta wieder, der Nabob erhielt französische Hülfe, und hatte 50000 Mann Truppen und sogar Geschütz; dennoch ging Clive mit 1900 Engländern und etwa 2000 Indianern auf ihn los. Um den Feind zu schwächen, beredete er den Schwager des Nabobs, Mir Jaffir, zu ihm überzugehen, dann solle er von den Engländern als Nabob eingesetzt werden. Mir Jaffir schloß sich wirklich an die Engländer an, der Nabob wurde völlig bei Plassey geschlagen (26. Juni 1757), und verlor im Treffen sogar das Leben. Der Sieg bei Plassey gründete die Herrschaft der Britten in Ostindien. Mir Jaffir wurde Nabob von Bengalen, versprach die Franzosen nicht zu dulden, und vergütete die Verheerung Calcutta's durch viele Millionen, Clive bekam allein ein Geschenk von 256000 Pf. Sterling und den Titel eines Omrah des mongolischen Staates. Die Räthe, welche aus England ankamen, ernannten ihn zum Dictator, und der König von England verlieh ihm den Titel Lord Clive und Baron von Plassey nebst dem Hosenbandorden. In den nächsten 10 Jahren wurden die Franzosen fast gänzlich aus Ostindien vertrieben, und verloren 1761 sogar ihren Hauptsitz Pondichery. Gegen die indischen Fürsten blieben die Engländer bei ihrer alten Methode, Zwietracht zwischen sie zu säen. Weil der neue Nabob von Bengalen sich mit den Holländern in Batavia einließ, um der Vormundschaft der Engländer los zu werden, so boten die Engländer seinem Schwiegersohne Mir Kossim die Nabobswürde an. Dieser schlug sich zu ihnen, und wurde Nabob, der abgesetzte Nabob mußte in Calcutta seinen Wohnsitz nehmen. Der neue Nabob fühlte auch bald den Druck der englischen Herrschaft, rüstete sich zum Kriege,

wurde geschlagen, und mußte zum Nabob von Auhd fliehen, bei welchem sich auch der damalige Großmogul Schah Allum, von Persern, Maratten und andern indischen Rebellen aus seiner Hauptstadt vertrieben, als Schützling aufhielt. Diese Umstände machten den Engländern leichtes Spiel: sie eroberten Benares, die heilige Stadt der Hindus, im Jahre 1764; der Großmogul suchte Schutz im englischen Lager, der Nabob von Auhd mußte mehrmals geschlagen persönlich im englischen Lager um Frieden bitten, und dem Großmogul einige Provinzen abtreten, der Großmogul aber der englischen Compagnie die Hebung der landesherrlichen Einkünfte in Bengalen und andern Provinzen überlassen, wofür er seine Titel und eine Pension von 325000 Pfund behielt. Die englische ostindindische Compagnie besaß nun ein Gebiet, welches 15,000,000 Menschen umfaßte, und über 3,000,000 Pfund jährlich einbrachte. Dennoch waren die Handelsherren unzufrieden, als sie einmal kurz darauf sich nicht mehr 8, sondern nur 6% theilen konnten, und belangten den Lord Clive vor dem Parlament, daß er in Ostindien seine Macht gemißbraucht, und sich selbst unredlich bereichert habe. Sein Vermögen betrug einige Tonnen Goldes. Das Unterhaus sprach ihn aber los, mit dem Bemerken, daß er dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet habe. Aber was half dem Lord Clive sein Geld und seine Ehre? Er kannte den Frieden des Herzen schon lange nicht mehr, und jagte sich den 22. November 1774 eine Kugel durch den Kopf.

§. 67.

Nordamerikanischer Freiheitskrieg.

(1775—1783.)

Gewannen die Engländer in Ostindien ein großes Reich, so verloren sie fast zu gleicher Zeit ein Besitzthum in Nordamerika, welches vielleicht mehr zu bedeuten hat, mehr zu bedeuten haben wird, als das reiche Ostindien.

Als in England die Königinn Elisabeth regierte, brachte der Engländer Walter Raleigh (spr. Reli) die ersten englischen Ansiedler nach der Landschaft Nordamerika's, welche jetzt Virginien heißt, sie wurden aber theils von den Wilden erschlagen, theils von dem rauhen Klima aufgerieben, und die noch am Leben blieben, ließen sich von Franz Drake wieder nach England zurückbringen. Zu gleicher Zeit siedelten sich Franzosen in Kanada an, und trieben mit den wilden Landeskindern einen vortheilhaften Pelzhandel. Da erwachte in England eine neue Leidenschaft, sich in Nordamerika niederzulassen: alle, welche im Mutterlande ihrer Religion wegen gedrückt wurden, wanderten nach Nordamerika aus, Katholiken, Puritaner und Quäker u. s. w. Sie erfuhren hundert Schwierigkeiten, theils von den wilden Menschen und Thieren des Landes, theils von dem rauhen Klima, welches das Land mit einem einzigen Walde überzogen hatte. Aber so viel die neuen Ankömmlinge auch auszustehen hatten, so viele ihrer auch starben, so kamen doch immer neue Ansiedler aus England an, so daß das rauhe Land bald viele Städte enthielt. Die spätern Ankömmlinge mußten schon nördlicher ihren Platz nehmen, und unter dem Protector Crommwell wurden schon viele Provinzen von Engländern besetzt, z. B. Neuyork, Neujersey, die beiden Carolina, Rhodisland (spr. Rhodeiländ), Connecticut (spr. Cannectikot) uud Massachusetts (spr. Mässätschusetts.) Zu ihnen kamen viele mißvergnügte Katholiken, die bei ihrem Drucke im Vaterlande es vorzogen, in den Wildnissen bis aufs Blut zu arbeiten; denn in den nordamerikanischen Colonien bewiesen die Bürger des verschiedensten Glaubens sich die weiseste Duldung. Jahr für Jahr kamen 20 — 24 Schiffe mit neuen Colonisten an, selbst aus Deutschland, die Zahl der Bewohner stieg zu 3 Millionen, die eine Küstenstrecke von 300 Meilen einnahmen, und bis 60 Meilen tief in das Innere des Landes eingedrungen waren. Die englische Regierung begünstigte die Kolonien sehr, gab

ihnen das Recht, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben und sich selbst zu besteuern. Fast in jeder Colonie bestand daher ein Congreß von Deputirten des Volkes, welcher die Regierung führte. In anderer Hinsicht waren die Colonien von dem Mutterlande sehr beschränkt: sie durften keine Eisenhämmer anlegen, keine Fabriken gründen, keine Hüte ausführen, sondern alle Fabrikwaaren, die sie selbst hätten anfertigen können, aus dem Mutterlande theuer kaufen. Sie ließen sich dieses gefallen, und legten sich selbst noch Kopfsteuer auf, für den englischen Schutz. Als die Franzosen sich weiter ausbreiteten, auf Neuenglands Gebiete sogar Festungen anlegten, und den englischen Colonien verwehrten, sich am Ohio (spr. Oheio) niederzulassen, obschon diese Landschaft noch niemand gehörte, so schickten die englischen Colonisten den 21jährigen Obersten Georg Washington (spr. Wäschingten) ab, eine französische Festung am Ohio zu zerstören. Da Washington gefangen wurde, entstand ein siebenjähriger Seekrieg zwischen England und Frankreich (1755—1762), in welchem die Engländer Canada und Newfoundland gewannen, aber ihre Staatsschuld vermehrten. Weil der Krieg eigentlich für die amerikanischen Colonien geführt war, so sollten diese nun auch die Kosten decken, und deshalb von England willkührlich besteuert werden. Darauf antworteten die Amerikaner: „Nein, wir sind nicht eure Unterthanen, sondern eure Mitbürger. Ihr selbst zahlet keinen Schilling Abgaben, den nicht eure Deputirten im Parlamente bewilligt haben. Sollen wir besteuert werden, so lasset auch unsere Deputirten in eurem Parlamente sitzen, unsere Rechte zu vertreten.“ Der große Pitt redete im englischen Parlamente den Amerikanern das Wort, unter andern sagte er: „Die Colonisten dieses Reiches sind Unterthanen dieses Königreiches, die eben so viel Anspruch auf alle natürlichen Rechte des Menschen und auf die besondern Vorrechte der Engländer haben. Die Amerikaner sind Söhne, nicht unrechtmäßige Kinder Englands.... Wenn wir in diesem

Hause geben und bewilligen, so bewilligen wir dasjenige, was unser Eigenthum ist. Allein in einer amerikanischen Abgabe, was thun wir da? ..... Daß für die Besteurung das Gefühl der Amerikaner nicht todt ist, zeigt ihr rühmlicher Widerstand, der mich erfreut. Drei Millionen Menschen, die bereit wären, freiwillige Sclaven zu werden, würden passende Werkzeuge geworden seyn, Sclaven aus uns übrigen zu machen."

Pitt wurde nicht gehört. Die ersten Abgaben, welche England den Amerikanern auflegte, wurden mit Murren noch eben ertragen. Als aber 1765 die Verordnung erschien, daß alle gerichtlichen und kaufmännischen Verhandlungen auf Stempelpapier geschrieben werden sollten, welches die englische Regierung für schweres Geld verkaufte, da stand alles auf. Man druckte die Verordnung mit schwarzem Rande, darüber einen Todtenkopf statt des englischen Wappens, mit der Umschrift: „Englands Thorheit, Amerika's Untergang!" An dem Tage, da das Stempelpapier eingeführt werden sollte, läutete man in den meisten Städten die Todtenglocken. In einer Stadt hielt man der Freiheit ein feierliches Leichenbegängniß: zwei Männer schritten voran, mit gedämpften Trommeln; ihnen folgte ein Sarg, welcher in großen Buchstaben die Ueberschrift führte: Freiheit. Auf dem Begräbnißplatze hielt einer der durch England getödteten Freiheit eine Trauerrede, aber am Ende derselben bemerkte einer der Anwesenden an der vermeinten Leiche noch einiges Leben. Gleich hieß es, die Freiheit lebe noch, der Sarg erhielt die Aufschrift: „Die wieder aufgelebte Freiheit!" Das Todtenläuten wurde ein Festgeläut mit allen Glocken, und unter demselben ward die Freiheit vom Gottesacker zurückgetragen. Die Verkäufer des Stempelpapiers mißhandelte man, die Bürger machten keine gerichtlichen Verträge mehr, die Kaufleute thaten ihre Geschäfte mündlich ab, um des Stempelpapiers nicht benöthigt zu seyn; selbst die Juristen sagten, lieber wollten sie ihr Amt niederlegen, als eine Zeile auf

Stempelpapier schreiben. Da die Amerikaner auch ihren Handel mit England abbrachen, so sah sich England genöthigt, die Stempelakte zurückzunehmen, bemerkte aber, dadurch das Recht, Amerika zu besteuern, nicht aufgeben zu wollen.

Auch erschien gleich im folgenden Jahre (1767) eine neue Verordnung, daß die Amerikaner für Thee, Glas, Papier und Bleiweiß, welche Artikel sie aus England bezogen, eine Abgabe entrichten sollten. Da vereinbarten sich die Amerikaner, dieser Artikel lieber ganz zu entbehren, als die Steuer zu zahlen, doch kauften sie Thee, ohne welchen sie nicht leben zu können glaubten, von französischen und spanischen Schmugglern. Aller Handel der englischen Kaufleute nach Nordamerika lag nun darnieder, und sie bewogen die Minister, die Zölle nach 3 Jahren auch wieder aufzuheben, nur sollte noch vom Thee eine Kleinigkeit erhoben werden, 3 Pence (1 Sgr. 6 Pf.) für das Pfund. Aber dennoch kauften die Amerikaner ihren Thee fortwährend nur von Schmugglern. Desto schärfer wachten die englischen Soldaten, und da sie einmal drei Bürger beim Schleichhandel erschossen, wurden diese als Märtyrer der Freiheit feierlichst bestattet.

Die Engländer versuchten nun einen andern Weg, ihren Thee nach Amerika abzusetzen. Die ostindische Compagnie hatte in ihren Magazinen zu London 17000000 Pfund Thee liegen, und wußte nicht mehr, wohin sie mit demselben sollte. Da gab das Parlament 1773 die berühmte Theeakte, daß die Ostindische Compagnie für die Ausfuhr des Thees keinen Zoll bezahlen dürfe, und so konnte die Compagnie ihren Thee selbst in Amerika wohlfeiler geben, als der Schmuggler, des Zolles von 3 Pence ungeachtet. Aber die Amerikaner wollten auch noch jetzt aus England keinen Thee kaufen, und sperrten den englischen Theeschiffen alle ihre Häfen. Viele Theeschiffe kehrten mit ihrer Ladung zurück, in Boston bestiegen aber 17 Bürger, als Mohawk- (spr. Mohauk) Indianer verkleidet, die im Hafen noch liegenden Schiffe, zerschlugen die Kisten, und schüt-

teten während einiger Stunden 18000 Pfund Thee ins Meer.

Dies hieß England den Krieg erklären. England schickte 15000 Engländer, 12000 Hessen, 1600 Hannoveraner und 1000 Waldecker nach Amerika, die Colonien zu unterjochen. Ehe diese Maßregel durchging, erschien Pitt, auf eine Krücke gestützt, im Parlamente, und sagte: „Mylords, so wenig ich mir anmaßen kann, Sie mit dieser Krücke vor mir her zu treiben, so unmöglich ist es Euch, Amerika zu erobern.“ Das meinten die Minister aber doch, und so wurde der Krieg wacker begonnen. Man kann denken, daß die fremden Truppen eben kein großes Interesse hatten, ob Amerika erobert würde oder nicht. Pitt rieth immer zum Frieden; noch im Jahre 1778 ließ er sich einmal in's Parlament tragen, und als er nach der ersten Rede noch eine zweite halten wollte, sank er zusammen, mußte nach Hause getragen werden, und verschied nach einigen Tagen. Vor seiner Leiche her trug man das Bild der trauernden Brittannia, und errichtete ihm ein Denkmal in der Kirche der Westminster-Abtei, aber der nordamerikanische Krieg ward mit aller Erbitterung fortgesetzt.

Man erwarte aber nicht, daß ich nun von den Schlachten in Amerika erzählen werde. Washington rieb die Feinde in kleinen Gefechten auf, und als die ersten Vortheile über die Engländer errungen waren, kamen Frankreich und Spanien den Amerikanern zu Hülfe. Der 19jährige La Fayette diente schon vom Anfange des Kampfes an als Freiwilliger unter den Amerikanern, und wurde bald ein Anführer. Zur See blieben die Engländer Meister, und schlugen bei Jamaika die vereinigte spanische und französische Flotte, bei welcher Gelegenheit sie auf einem Schiffe 36 Goldkisten erbeuteten. Einen andern Versuch machten die Spanier und Franzosen, die Engländer aus Gibraltar zu treiben, welches der tapfere Elliot vertheidigte. Seit dem Ausbruche des Krieges war es belagert, bis man 1782 es zu stürmen beschloß. Man setzte 48 Linien-

schiffe und 100000 Mann in Bewegung, und von der Seeseite nahete man sich mit schwimmenden Batterien, die 154 Stück schweres Geschütz trugen; 300 Kanonen sprüheten von der Landseite ihr Feuer, und der Donner des Geschützes zersprengte in weiter Ferne Thüren und Fenster bloß durch die Erschütterung der Luft. Aber Elliot wankte nicht: durch glühende Kugeln steckte er zwei Bombardirschiffe in Brand, und brachte dadurch so viele Verwirrung unter die Belagerer, daß diese zum Theil selbst ihre Schiffe anzündeten. Mehrere tausend Menschen kamen noch in den Fluthen um, und 5,000,000 Livres waren umsonst ausgegeben.

Trotz solcher Vortheile zur See sahen die Engländer doch wohl, daß sie die nordamerikanischen Colonien nicht wieder erobern könnten, und erkannten im Frieden von Paris 1783 derer Unabhängigkeit an. In diesem Frieden erhielt Spanien auch Minorka und Florida, Frankreich die Inseln Pierre, Miquelon und Tabago; auch mußte England seinen katholischen Unterthanen einige Vergünstigungen angedeihen lassen, denn Irland hatte große Lust, die Bahn der Colonien zu versuchen.

§. 68.

Georg Washington.

(Geb. 1733. † 1799.)

Dieser große Mann, Nordamerika's erster Bürger, Feldherr und Staatsmann, wurde in Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war. Als er die Studien vollendet hatte, trat er die Pflanzung an. Er schuf für die vereinigten Staaten das Heer, welches die Freiheit erringen sollte, mit der größten Anstrengung, denn es fehlte anfangs an allem, die Offiziere stahlen Bettdecken, und barbirten gemeine Soldaten für Geld, auch wollten die reichen Freiwilligen sich der Subordination nicht unterwerfen. Washington überwand alle Hindernisse, und machte sich den Engländern furchtbar, daß diese

endlich den Frieden gewähren mußten. Er kehrte auf seine Pflanzung zurück, aber nach 4 Jahren, als man in den vereinigten Staaten das Bedürfniß einer Unionsregierung fühlte, und in Philadelphia ein Convent zusammentrat, wurde Washington zum Präsidenten gewählt. Als solcher entwarf er mit dem weisen Hamilton die noch bestehende Verfassung der Freistaaten, welche das zerrüttete Volk in 8 Jahren zum Wohlstande und zur Achtung im Auslande führte. Handel und Gewerbe blüheten auf, die Staatsschulden wurden gesichert, die Einkünfte verbessert, ohne die Bürger zu drücken, sogar Stempelpapiere eingeführt, und die Gerichte zu einem regelmäßigen Geschäftsgange angeleitet. Die letztern 2 Jahre seines Lebens brachte Washington im Privatstande zu. Er sah noch das Monument, welches seine dankbaren Mitbürger ihm errichteten, die Gründung einer Bundesstadt, Washington genannt, 1790 angelegt. Die Hauptstraßen sind 130 bis 160 Fuß breit, die Querstraßen 90 bis 100, alle schnurgerade, sich unter rechten Winkeln durchkreuzend, die öffentlichen Plätze majestätisch. Auf einem Hügel steht das Capitol; der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kasernen sind Prachtgebäude, die Bürgerhäuser alle gleichmäßig im neuesten Geschmacke. Man zählt 4 Kirchen, eine für Episcopalen, Presbyterianer, Baptisten und Katholiken, aber alles ist noch im Werden, noch keine Straße ganz ausgebaut, manche nur durch Reihen von Pappeln bezeichnet; vielleicht aber wird Washington noch eine der herrlichsten Städte des Erdbodens.

§. 69.

Benjamin Franklin.

(Geb. 1706. † 1790.)

Dieser große Weise, auf welchen sein Vaterland stolz ist, wurde zu Boston in Nordamerika geboren. Sein Vater war ein armer Lichtzieher und

Seifensieder, und er half demselben bei diesem Geschäfte, welches ihn anekelte; in freien Stunden las er alles, was er auftreiben konnte. So erreichte er 12 Jahre, als sein älterer Bruder aus England zurückkam, und eine Buchdruckerei anlegte. Bei diesem trat er als Lehrling ein, und um seinen Hang zur Lectüre befriedigen zu können, entsagte er den Fleischspeisen, aß Kräuter und trocknes Brod, und was er dadurch ersparte, verwendete er, um Bücher zu kaufen. Seine ganze Bildung verdankte er also der Lectüre, und mit 14 Jahren schrieb er schon Gedichte, doch gab er solches auf, da sein kluger Vater ihm bemerkte, daß alle Versemacher arm wären. Als aber sein Bruder eine Zeitung anfing, in welche allerhand unterhaltende Aufsätze eingerückt wurden, da schrieb er — 15 Jahre alt — einen Aufsatz mit verstellten Schriftzügen, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, daß er abgedruckt wurde. Diesen Kunstgriff wiederholte er oft, entzweite sich aber mit seinem Bruder nachher, ging nach Philadelphia, erwarb die Gunst des Gouverneurs Keith, und setzte seine Studien fort. Derselbe Keith ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und schoß ihm 100 Pf. vor, wofür er sich die Geräthe in England ankaufen möchte. Dort gerieth Franklin aber in schlechte Gesellschaft, gab sein Geld unnütz aus, und hatte allerlei widrige Schicksale. Als er nach Philadelphia zurückkehrte, ward er erst Buchhalter eines Kaufmanns, bis er endlich in Gemeinschaft mit einem reichen Freunde wirklich eine Buchdruckerei anlegte, die ihn nicht nur wohlhabend, sondern auch berühmt machte. Seine pensylvanische Zeitung las jedermann gern, weil er in derselben meist seine eigenen Gedanken lieferte. Die englische Regierung ernannte ihn zum Generalpostmeister aller amerikanischen Colonien, als er 1749 den Blitzableiter erfunden hatte; doch bestach dieser einträgliche Posten ihn nicht, der Sache seines Vaterlandes untreu zu werden. Als Agent von Pensylvanien sprach er 1767 zu London so kühn für das Recht der Nordamerikaner, daß es nicht

viel fehlte, der Hof hätte ihn verhaften lassen. Als er wieder in Pensylvanien war, ließ er viele patriotische Schriften ans Licht treten, durch welche seine Mitbürger für die Freiheit hoch begeistert wurden. Der Freiheitskampf war schon ausgebrochen, da übernahm Franklin, jetzt ein Greis von 71 Jahren, im Namen seines Vaterlandes noch eine Sendung nach Frankreich, und lebte über ein Jahr still zu Passy, einem Dorfe zwischen Paris und Versailles, bis die Siege seiner Mitbürger ihm einen feierlichen Empfang an dem glänzenden Hofe gewährten. Der alte Franklin erschien in seinem Ueberrock, einen einfachen Stock in der Hand, dessen goldener Knopf das Bild der Freiheit vorstellte, und schloß das Bündniß zwischen Frankreich und den amerikanischen Freistaaten ab. Er war es auch, der 1783 zu Paris im Namen der Freistaaten den Frieden unterzeichnete, welcher seinem Vaterlande die Freiheit zusicherte. Nach dieser Zeit bekleidete er noch, in's Vaterland zurückgekehrt, die Stelle eines Präsidenten in Pensylvanien, und arbeitete rastlos bis an seinen Tod. Seine vielen Schriften, von aller Grübelei fern, lehren in einem heitern Gewande eine reiche Fülle von Lebensweisheit, Vaterlandsliebe, Wohlthätigkeit und treue Benutzung unserer Lebenszeit. Ein französischer Gelehrte bewillkommte ihn einmal mit dem schönen lateinischen Verse:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.
Er entraffte dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.

Eben so berühmt, wie dieser lateinische Vers, ist die Grabschrift, welche er sich selbst gemacht hat: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt fortgenommen, und welcher seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist, eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern, wie er glaubt,

einst erscheinen in einer neuen schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

Man hält Franklin gewöhnlich auch für den Erfinder der Harmonika, er hat dies Instrument aber nur verbessert.

Da ich nun einige große Männer des neuen amerikanischen Freistaates vorgeführt habe, so ist es nicht mehr als billig, daß ich auch einige nenne, welche die Zierde des brittischen Volkes sind.

§. 70.

James Cook.

(Geb. 1728. † 1779.)

Dieser berühmte Weltumsegler war der Sohn eines armen Landmannes in der Nähe von York, und kam früh in die Dienste eines Schiffers, welcher von Newkastle nach London Steinkohlen brachte. Auf diesen kleinen Reisen überzeugte er sich bald, wie ehemals Columbus, daß man ohne Kenntniß der Mathematik ewig ein gemeiner Schiffer bleiben müsse, und das wollte er nicht. Er sparte also alle Pfennige zusammen, und nahm Privatunterricht in der Mathematik. Seine Kenntnisse und seine Pünktlichkeit wurden bald anerkannt, seine Sparsamkeit artete aber bald auch in den häßlichsten Geiz aus. Bei der englischen Marine angestellt, erhielt er ein Schiff mit 12 Mann und den Befehl, die Küsten von Newfoundland aufzunehmen. Er vollzog den Befehl zur größten Zufriedenheit seiner Obern; weil er aber auf Newfoundland bei Gelegenheit einer Jagd den Daumen und einige kleine Finger der rechten Hand einbüßte, so daß er die Schreibfeder hinfort zwischen dem Zeigefinger und dem folgenden langen Finger halten mußte, so ließ er sich für die verletzten Finger nach englischen Gesetzen jährlich 4 Pfund Sterlinge zahlen, und zwar aus einer Kasse, zu der auch jeder gemeine Matrose monatlich 5 Pence von seinem Solde beitragen muß.

Nun lebte Cook in einem kleinen Hause am östlichen Ende Londons, aus Sparsamkeit, bis die Regierung seine Kenntnisse wieder in Anspruch nahm. In der Südsee sollte der Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet werden, und deswegen wurden die Gelehrten Banks und Solander abgeschickt. Cook führte das Schiff, und hatte Gelegenheit, als Seckelmeister für sich ein Profitchen von 3—4000 Pf. Sterl. zu machen, aber er machte für die Erdkunde auch wichtige Entdeckungen. Man steuerte erst nach Brasilien, dann um das Cap Horn nach Otaheiti, dem Ziele der Reise. Nachdem die Venus genügend beobachtet war, glitt Cook tief nach Süden hinab, weil man im großen Ocean nach dem Südpole hin noch ein großes Land vermuthete, welches Südland heissen sollte. Das Eis in der Polargegend nöthigte ihn, nach Neuseeland zu gehen, durch welches Cook eine Straße fand, Cookstraße genannt. Dann entdeckte er die Botanibay auf Neuholland, wie auch die Endeavourstraße zwischen Neuholland und Neuguinea, und kehrte dann um das Cap nach England zurück. So war eine Reise um die Erdkugel vollendet, die 3 Jahre (1768—1771) gedauert hatte.

Schon im folgenden Jahre 1772 ward Cook abermals ausgeschickt, das Südland aufzusuchen. Er nahm europäische Thiere und Sämereien mit, um die Inseln der Südsee, besonders Otaheiti und Neuseeland mit denselben zu versehen. Zweimal drang er während dieser Reise in die südliche kalte Zone ein, das letzte mal bis 71° südlicher Breite, und machte es gewiß, daß in dieser Gegend kein bedeutendes festes Land zu finden ist. Die fürchterliche Kälte und die Anstrengungen zwischen den schwimmenden Eisbergen zogen Cook, der niemals besser essen und bequemer leben wollte, als der roheste Matrose, eine tödtliche Krankheit zu, da man zwischen dem Eise war, und sollte er genesen, so war frisches Fleisch nöthig, aber alle Thiere auf dem Schiffe waren schon geschlachtet, nur Forster, einer der Gelehrten des Schiffes, hatte noch einen treuen ota-

heitischen Hund. Er ließ ihn augenblicklich schlachten, und so wurde der theure Anführer dem Tode entrissen. Nun eilte man aus dieser schrecklichen Gegend fort, legte in 2 Monaten mehr als anderthalbtausend Seemeilen zurück, und in dem freundlichen Otaheiti wurden alle Kranken wieder gesund. Cook durchfuhr nun die Südsee noch nach allen Richtungen, besuchte die Pescheräh s in Amerika, entdeckte Neukaledonien, berichtigte andere Entdeckungen, und kehrte 1775 um das Cap nach England zurück, nachdem er 3 Jahre und 8 Monate abwesend gewesen war.

Nun wurde er zum Capitain ernannt, und erhielt eine Stelle im Hospitale zu Greenwich. Aber die Ruhe war nicht für diesen leidenschaftlichen Seemann. Die Regierung wünschte eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in die Südsee zu finden, und setzte eine Belohnung von 20000 Pfund Sterling für den Entdecker aus, um einen kürzeren Weg nach Ostindien zu haben, als um das Cap. Meine Leser werden wissen, daß selbst in unsern Tagen diese Belohnung noch nicht verdient ist. Cook bot sich an, die ausgerüstete Expedition auszuführen, und stach im Juli 1776 in See. Jetzt ging es zuerst um das Cap, er besuchte Neuholland, Neuseeland, die Societätsinseln, und hatte das Vergnügen, auf Otaheiti frische Rüben zu essen, die aus dem Samen stammten, den er auf seiner vorigen Reise dahin gebracht hatte. Seinem Plane treu steuerte er nun nach Norden, an der asiatischen und amerikanischen Küste, und konnte endlich des Treibeises wegen nicht weiter. Unterweges entdeckte er die Sandwichsinseln. Als er aus der Polargegend nach denselben zurückkam, nahmen die Bewohner von Owaihi ihm ein Boot weg. Cook stieg ans Land, es von dem Oberhaupte der Insel zurückzufordern. Ein Eingeborner begegnete ihm auf dem Wege mit Frechheit, Cook gab im Zorn Feuer auf ihn, und dies empörte die Wilden: sie fielen über ihn her, und rissen ihn in Stücke (14. Febr.

1779), seine Gefährten konnten nur einzelne Glieder seiner Leiche retten.

So endete Cook, der große Seefahrer, der einzig in die südliche kalte Zone vordrang, 10 Jahre auf dem Wasser verlebte, und überhaupt 40000 Meilen in gerader Linie abmachte. Sein Muth, seine Sorgfalt für das Wohl seiner Gefährten und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen werden nie von der Nachwelt verkannt werden, und bedecken seine Fehler, z. B. seine Habsucht, seine Ungeselligkeit, sein mürrisches Wesen und seine Verachtung gegen alle Wissenschaft.

§. 71.

Isaak Newton.

(Geb. 1642. † 1727.)

Dieser große Geist, einer der größten des menschlichen Geschlechtes, gehört schon in den Anfang dieses Zeitraums. Der unsterbliche Newton (spr. Niuten) erblickte das Licht der Welt am Weihnachtsfeste 1642, und mit 27 Jahren war er Professor zu Cambridge, denn schon mit 22 Jahren hatte er in der Mathematik Entdeckungen gemacht, über welche die gelehrtesten Männer sich noch jetzt die Köpfe zerbrechen können, doch machte Leibnitz ihm die Ehre einiger Erfindungen streitig. So wie in der Mathematik, so hellte er auch in der Naturlehre und Sternkunde auf, so daß viele ihn als einen himmlischen Geist dachten, und Gelehrte des Auslandes sich nicht denken konnten, daß Newton schlafe, esse und trinke, wie andere Sterbliche. Wie Leibnitz, war er ein inniger Verehrer des Christenthums, und schrieb auch über theologische Gegenstände. Seine Statur war mittelmäßig groß, sein Aeußeres angenehm und Achtung einflößend, doch sah man ihm seinen Scharfsinn nicht an. Sein Charakter war sanft, sein Wandel rein, verheirathet ist er nicht gewesen, aus Liebe für die Wissenschaft. Alle Monarchen Englands, unter denen er lebte, ehrten

ihn; er starb völlig 84 Jahre zählend, seine Leiche ruhet in der Kirche der Westminsterabtei.

Newton ist nicht der einzige große Gelehrte Englands in diesem Zeitraume, ihm folgten viele Sterne zweiten Ranges, und es würde mich zu weit führen, wenn ich von allen ausführlich erzählen sollte. Alexander Pope (1688—1744), ein Katholik, eröffnet die Reihe der englischen Dichter. Jakob Thomson (1700—1748) besang die Jahrszeiten, Swift verewigte sich als Satyriker durch Guliwers Reisen (z. B. nach Liliput) und andere poetische Werke, Young durch seine Klagen und Nachtgedanken, Richardson durch seine empfindsamen Romane, (z. B. Klarissa), die auch eine Zeitlang leider in Deutschland den Ton angaben, Lorenz Sterne durch Yoriks empfindsame Reisen, durch originelle Predigten, u. s. w. David Hume arbeitete in der Geschichte, und in England erschien die erste allgemeine Weltgeschichte von einer Gesellschaft Gelehrter. Leider erschienen auch in England um diese Zeit zahllose Schriften gegen Religion und Moral; Englands Unglaube steckte Frankreich, Frankreichs Unglaube Deutschland und andere Reiche an, und das 18te Jahrhundert, das sich das philosophische nannte, kann auch eben so gut das unglaubige heissen.

§. 72.

Die Methodisten.

(Seit 1720.)

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebar die englische Kirche auch eine neue Religionssecte, ähnlich der Brüdergemeinde in Deutschland. Einige junge Theologen zu Oxford vereinigten sich nämlich 1720 zu strengeren Sitten und Werken der Liebe. Was sie Böses an einander sahen, sagten sie sich ins Gesicht, um einander zu bessern, besuchten die Hospitäler und Kerker, um Sünder zu bekehren, unterrichteten arme Kinder, u. s. w. Das

Volk sagte, sie müßten wohl eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden haben, daher nahmen sie den Namen Methodisten an. Einer ihrer tapfersten Prediger war Whitefield (spr. Weitfeld), der gegen die Laster der Zeit und den einreissenden Unglauben so ergreifend donnerte, daß keine Kirche seine Zuhörer mehr fassen konnte. Er predigte daher auf Kirchhöfen und Wiesen, am liebsten aber an den Tummelplätzen des Vergnügens, des Contrastes wegen, und hatte oft 12000 Zuhörer auf einmal. Viele wurden so erschüttert, daß sie Krämpfe bekamen, und zu Boden fielen. Dies hieß der Durchbruch der Gnade. Andere, die so weit nicht kommen konnten, rangen heulend die Hände, und baten ihre Brüder um Fürbitte. Nachher stellte man die Feldpredigten ein, versammelte sich in Bethäusern, die Tabernakel genannt wurden, und ordnete die Kirchenzucht fast so, wie bei der Brüdergemeinde. Die Vollkommenen heissen Stehende, und erhalten von den Vorstehern eine schriftliche Bescheinigung ihrer Frömmigkeit. Dann haben sie Zutritt zu den engern Zirkeln der Vollkommenen, gehen jede Woche zum Nachtmahl, und fasten jeden Freitag. Gefallene werden in besonderen Betstunden bearbeitet, und Neubekehrte erhalten schriftliche Sittenregeln, deren Uebertretung durch Verweise, endlich durch den Bann bestraft wird. Gold und Silber darf keiner am Leibe tragen, Vergnügen und Lustbarkeiten sind verboten. Die Prediger erhalten Sold von der Gemeinde, setzen aber ihr Gewerbe fort, und tragen keine geistliche Amtskleidung. Daher sieht man nicht selten Soldaten, Aerzte, Kaufleute und Matrosen in den Tabernakeln predigen. Die meisten Mitglieder sind auch aus den untern Ständen, doch soll ihre Anzahl an 3 Millionen betragen. An der einfachen Lebensart, andächtigen Sprache und frommen Haltung ist der Methodist in England und Nordamerika leicht zu erkennen. Die Sekte ist jedoch schon in Parteien zerfallen. In Nordamerika gestaltete sich ein neuer Methodismus, das neue Licht genannt, von des-

sen Schwärmerei Reisende aus den Jahren 1805—1808 wunderliche Sachen erzählen. Die Kinder des neuen Lichts begleiteten das Wort ihres Predigers, das des Nachts unter freiem Himmel verkündigt ward, erst mit Seufzen, dann mit Schluchzen, endlich mit fürchterlichem Heulen, welches das Werk hieß, und dann kam der Durchbruch der Gnade. — In allen Methodistenschulen Englands befinden sich 100000 Kinder. Sehr warm haben angesehene Methodisten für die Abschaffung des Sclavenhandels gearbeitet.

VII. Fortsetzung von den Franzosen.

§. 73.

König Ludwig XV.

(Geb. 1710. † 1774.)

Oben habe ich in der französischen Geschichte so viel von Ludwig XIV. erzählt, und in der Geschichte der andern Völker ist so vielfältig von ihm die Rede gewesen, daß meine Leser begierig seyn werden, auch das Lebensende dieses Monarchen, der lange das Schrecken Europa's war, zu vernehmen.

Seine letzten Jahre waren sehr traurig. Der spanische Erbfolgekrieg hatte Frankreichs Macht gelähmt, Handel und Ackerbau lagen darnieder, 900,000,000 Thaler Schulden lasteten auf dem Staate, und der Tod würgte dem Könige seine Kinder und Enkel: 1711 starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, 40 Jahr alt; dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, sank 10 Monate später ins Grab, seine Gemahlinn folgte ihm schon nach 6 Tagen (im Februar 1712), und der Herzog von Bretagne, der älteste Sohn des Herzogs von Bourgogne, war nun Thronerbe, aber auch er starb, und sein Bruder Ludwig wurde noch in demselben Jahre 1712 Dauphin und Kronerbe, ein Knabe von 2 Jahren.

So viele Schläge zermalmten den alten Herr-

scher, und stumpften ihn endlich so ab, daß er sich nur noch in der steifen Etikette des Hofes gefiel, und sich ganz zur Andacht hinneigte, wovon er in seiner Jugend wenig gewußt hatte. Alter und Leiden führen den Menschen zur Religion, und es ist löblich, daß Ludwig XIV. am Abend seines Lebens ihren Trost suchte, da andere ihr Lasterleben bis zu ihrem Tode fortsetzen. Nur Schade, daß Ludwig sich mit äussern Andachtsübungen begnügte, und nicht daran dachte, gethanes Unrecht wieder gut zu machen.

Im Jahre 1715 kam seine letzte Stunde. Da seine Kräfte sichtbar abnahmen, empfing er am Ludwigsfeste die h. Oelung. Am folgenden Tage nahm er Abschied von seiner Familie, und äusserte gegen die Frau von Maintenon, er finde das Scheiden von der Welt so hart nicht. Maintenon ging nach St. Cyr, mit ihren Schülerinnen für ihn zu beten, kam aber bald wieder, als er nach ihr verlangte, und stand ihm in den letzten Tagen zur Seite. Doch seinen Tod vermochte sie nicht anzusehen, und ging am 30sten August wieder nach St. Cyr. Ludwig sprach oft die biblischen Worte aus: „Gott, komm mir zu Hülfe! Herr, eile, mir beizustehen!" und verschied den 1sten Sept. Morgens 8 Uhr.

Als seine Leiche nach St. Denis gebracht wurde, verfolgte der Pöbel sie mit solchem Muthwillen, daß man Nebenwege einschlagen mußte.

Sein Urenkel Ludwig XV, war damals erst 5 Jahr alt, es trat also eine vormundschaftliche Regierung ein, und diese riß der Herzog Philipp II. von Orleans, Ludwigs XIV. Bruderssohn, an sich. Dieser Mensch glaubte nicht an Gott und Unsterblichkeit, und hielt sich jeden Abend in so scheußlichen Gesellschaften auf, daß nicht einmal sein Bedienter ihm dahin folgen wollte. Nun warfen auch die Hofdamen ihre Gebetbücher weg, und lachten über die Religion als eine alte Fratze, welche nur für den Pöbel sey. Der Kronerbe wurde weichlich erzogen, weil man seiner schwachen Gesundheit schonen wollte. Am verruchtesten ist der Plan des Re-

genken, alles Geld der Franzosen in seine Hände zu spielen. Der Schotte Law entwarf ihm den Plan einer französischen Bank nach dem Muster der englischen Bank. Weil der Regent den Theilnehmern 40% Zinsen versprach, so drängte sich alles herbei, sein baares Geld der Bank zu bringen, und dafür Papier zu nehmen. Zugleich erging ein Befehl, keine Zahlung über 10 Livres in Silber und über 300 Livres in Gold zu leisten, sondern in Papier, und keiner durfte über 500 Livres Goldmünze in seinem Hause haben. Als im folgenden Jahre die Bank noch keine Zinsen zahlte, und einige vorsichtige Leute ihr Geld wieder forderten, da hatte die Bank bald ihre Kassen leer, die Bankzettel sanken bis zum halben Preise, 4½ Millionen blieben unbezahlt, um diese Summe waren also die Unterthanen von der Regierung betrogen. Law mußte aus dem Lande fliehen.

Man hoffte bessere Zeiten, wenn der junge König einmal selbst regieren würde. Als er daher 1721 erkrankte, war die Trauer allgemein, und die Kirchen wurden nicht leer von Betern für sein Wohl. Da er genas, raseten die Bürger vor Freude, aßen auf den Straßen zu Mittag, tanzten auf den öffentlichen Plätzen, und wogten im Garten der Tuilerien auf und ab, den Vielgeliebten zu sehen, und das alles dauerte mehrere Wochen.

Im Jahre 1723 trat Ludwig die Regierung an, und da der Herzog von Orleans an seinen Ausschweifungen starb, wurde Ludwigs Lehrer, der alte Fleury, Bischof von Frejus, bald darnach auch Cardinal, erster Minister, ein Freund des Friedens der dem zerrütteten Staate wieder aufzuhelfen suchte. Der junge König sollte dann heirathen, und man verfiel auf die Tochter des vertriebenen Königs von Polen, Stanislaus Lescinzky, der in Elsaß von einer kleinen französischen Pension lebte. Man denke sich das freudige Erschrecken des gutmüthigen Stanislaus. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!" rief er seiner Gemahlinn und Tochter zu, als er zu ihnen ins Zimmer trat. „Wie,

mein Vater, sind Sie wieder auf den polnischen Thron gesetzt?" fragte die Tochter. „Nein — sagte Stanislaus — der Himmel ist uns noch gnädiger, du bist Königinn von Frankreich."

Die junge Königinn Maria war eine edle Seele, und Ludwig lebte mehrere Jahre glücklich in seinem häuslichen Zirkel. Im September 1729 wurde ein Dauphin geboren. Aber bald wurde die Willensschwäche des Monarchen von Verführern gemißbraucht, die nicht gern sahen, daß er, wie Ludwig XIV., selbst regierte. Sie redeten ihm alle Gewissenhaftigkeit aus, daß er seine tugendhafte Gemahlinn selten mehr sah, und seine Unterhaltung in der Gesellschaft schlechter Männer und Weiber suchte, welche mit ihm die Nächte durchschwelgten. Auf solche Nächte folgten dann immer düstere Tage, Ludwig konnte am Ende kaum mehr etwas denken, die Jagd mußte seine Lebensgeister wieder wecken. Bei schlechtem Wetter drechselte er, oder kochte in der Küche. Dabei war er ein Andächtler: wenn er den Tag über auch noch so viel Schändliches verübt hatte, so sagte er doch vor dem Schlafe immer sein Abendgebet her. Selten versäumte er einen Tag die Messe, und haßte alle Religionsspötterei, so wenig er auch von der Religion verstand.

Auch in einige Kriege wurde Frankreich um diese Zeit wieder verwickelt. Einen ließ Ludwig führen, seinen Schwiegervater wieder in Polen einzusetzen. Das gelang zwar nicht, aber Stanislaus Lescinsky erhielt doch im Friedensschlusse 1738 das Herzogthum Lothringen, und regierte zu Luneville noch 28 Jahre, bis er 1766, fast 90 Jahr alt, noch einen seltsamen Tod hatte. Als er nämlich an einem kalten Morgen zum Kamin trat, ergriff das Feuer seinen Schlafrock, und verletzte ihn so sehr, daß er nach 18 Tagen unter fürchterlichen Schmerzen starb.

Im östreichischen Erbfolgekriege, wie wir wissen, traten die Franzosen auch auf, wurden aber überall geschlagen. Man wollte den Muth der Truppen beleben, darum holte man den König ins Lager,

welches in den Niederlanden stand. Aber allein konnte er nicht seyn, seine schlechte Gesellschaft mußte ihn begleiten, unter welcher die Herzoginn von Chateauroux jetzt seine Vertraute war. Aber ach, die Luft im Felde machte den Schwächling krank, in Metz mußte er liegen bleiben, und die Aerzte drangen darauf, daß er die Sterbesacramente empfinge. Der Bischof von Soissons wollte aber ihm die Beichte nicht abnehmen, wenn er nicht auf der Stelle seinen Wandel ändere, und insbesondere die Chateauroux und solches Gelichter entferne. Es geschah, Ludwig beichtete und communizirte, und wollte an seiner ewigen Seligkeit verzweifeln. Da erschien seine treue Gemahlinn vor seinem Bette — das Geld zu der Reise nach Metz hatte sie lehnen müssen — sie war so theilnehmend, so liebevoll, als wäre sie nie beleidigt, redete ihm alle Bangigkeit aus dem Herzen, und wich Tag und Nacht nicht aus dem Krankenzimmer. Der zerknirschte Sünder küßte ihr weinend die Hände, und schwur ihr, von nun an bloß für sie zu leben. Er genas endlich wieder, und als er seinen Einzug in Paris hielt, glich das Volk einem Haufen Betrunkener, so daß der König beschämt ausrief: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!"

Seine guten Vorsätze waren bald vergessen, die Chateauroux erhielt ihren Einfluß wieder, und ihr zu Gefallen mußte Ludwig den braven Bischof von Soissons von dem Hofe verweisen. Als sie starb, wollte Ludwig auch vor Kummer sterben, doch eine Madame d'Etioles wußte ihn zu trösten. Ludwig ernannte sie zur Marquise von Pompadour, und 19 Jahre hat dieses Scheusal von Weib Frankreich beherrscht. Sie hatte in ihrem Kabinet nur einen Stuhl, den sie nämlich selbst inne hatte, und sitzend gab sie Audienz; hinter ihrem Stuhle stand ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden. Selbst die Prinzen von Geblüt mußten ihr stehend die Aufwartung machen, nur für den König, wenn er kam, wurde noch ein Stuhl geholt. Sie vergab alle Aemter im Reiche, nahm Geld aus den Staatskassen,

und riß den König, der sich zuweilen bekehren wollte, immer wieder ins Lasterleben. Massillon's Predigten hatten ihn immer erschüttert, und oft hatte er nach der Predigt sich von dem Redner das Manuscript geben lassen. Massillon war nun schon seit 1742 todt, aber seine Worte klangen noch oft in den Ohren des Königs nach, wenn sein Gewissen die lichten Zwischenräume hatte. Doch die Pompadour ließ ihn nicht zu sich selbst kommen, und warf ihn von einer Lustbarkeit in die andere. Die Schlechtigkeit des Hofes verbreitete sich wie eine Pest auch in die Häuser der Bürger und in die Hütten der Landleute. Der König gab seinen Dienern sogenannte königliche Handquittungen, leere Blätter bloß mit seiner Unterschrift versehen, über welche sie so hohe Summen schreiben durften, wie ihnen beliebte, der Finanzminister mußte sie auf der Stelle auszahlen. Weil aber der Finanzminister nicht so viel Geld auftreiben konnte, wie die Verschwendung des Königs und die Habsucht der Pompadour verschlang, so mußte der eine Minister nach dem andern diesen Posten verlassen. Einmal war ein Herr von Silhouette Finanzminister, und weil er eben so wenig, wie seine Vorgänger, die leeren Kassen füllen konnte, so nannten die Franzosen, die auch im Unglück noch lachen können, die eben erfundenen leeren schwarzen Schattenrisse Silhouetten.

Während des östreichischen Erbfolgekrieges bezog Ludwig fast jedes Jahr das Feldlager, und selbst die Schauspieler mußten ihn begleiten. Einmal, am Tage vor einer Schlacht, trat beim Schlusse der Vorstellung die Schauspielerinn vor, und sagte: „Morgen ist kein Schauspiel, wegen der Bataille, aber übermorgen werden wir die Ehre haben zu geben....“ Der französische Waffenruhm wurde aber fast immer geschändet, und beim Friedensschlusse zu Aachen 1748 machten die Franzosen gegen ihre Gewohnheit gar keine Forderungen, so daß der englische Gesandte es gar nicht begreifen konnte, und eine tückische Hinterlist vermuthete; allein, seine

Spione schrieben ihm aus Versailles, die Pompadour wolle ganz ehrlich den Frieden, denn sie habe es satt, mit dem Könige immer im Felde umherzuziehen. So wurde die Ehre des Staates der Gemächlichkeit dieser Creatur geopfert, und der Prätendent von England ward auch aus Frankreich verwiesen. Der 7jährige Krieg bedeckte Frankreich mit neuer Schande; zu Lande und zu Wasser, in Europa, Amerika und Asien wurden die französischen Truppen, deren Anführer von der Pompadour ernannt waren, geschlagen. Der König trieb seine alte Lebensweise fort, und als der fanatische Damiens ihn den 5. Januar 1757 Abends 6 Uhr, da er vor dem Schlosse zu Versailles eben in den Wagen stieg, mit einem Federmesser in der Seite verwundete, um ihn (wie er im Verhöre bekannte) nicht zu tödten, sondern ihn nur vom Sündenschlafe aufzuwecken, ward er doch als Königsmörder am 28. März schrecklich hingerichtet. Erst mußte er 2 Stunden lang die Folter ausstehen; dann hieb man ihm die rechte Hand ab, die verbrennt wurde; darauf zwickte man ihn mit glühenden Zangen, goß geschmolzenes Blei in die Wunden, und spannte endlich Pferde an, den noch immer lebenden Körper zu zerreissen, welches erst gelang, da man das Beil zu Hülfe nahm. Die Glieder wurden verbrennt, die Asche in die Luft gestreut. Dies geschah auf dem Greveplatze zu Paris, mitten im philosophischen Jahrhundert! Die Männer wandten ihren Blick von den scheußlichen Scenen ab, aber die Pariser feinen Damen starrten am neugierigsten hin.

Es ist wohlthuend, an dem lasterhaften Hofe doch noch einige edle Seelen anzutreffen. Das waren ausser der Königinn der Dauphin und dessen zweite Gemahlinn Maria Anna Sophia von Sachsen, Tochter König August's III. von Polen. Seine erste Gemahlinn hatte er früh durch den Tod verloren, und diese zweite wurde ihm eigentlich von der Politik aufgedrungen, aber sie war eine brave Person, welche ihren Gemahl bald zu gewinnen verstand. Als sie in der Residenz ankam, und der

Dauphin ihr den ersten Besuch machte, fand er in ihrem Zimmer mehrere Meubeln seiner verstorbenen Gemahlinn, die er noch immer nicht vergessen konnte. Es kamen ihm Thränen in die Augen, doch suchte er sie zu verbergen, aber die Prinzessinn sagte: „Lassen Sie diesen Thränen freien Lauf, mein Prinz, und fürchten Sie nicht, mich dadurch zu beleidigen; diese Thränen zeigen mir vielmehr, was ich zu hoffen habe, wenn ich einst so glücklich bin, Ihre Freundschaft zu verdienen.“ Und diese verdiente sie bald durch ihr edles Herz und ihre seltenen Kenntnisse. Sie verstand ausser dem Deutschen auch Latein, Italiänisch und Französisch, war in der Geschichte zu Hause, und zeichnete artig. Sie liebte das häusliche Leben, und wich dem Getümmel des Hofes aus, so viel sie nur durfte. Gerade so war der Dauphin gesinnt, so daß die Minister hier einmal zwei Charaktere verbunden hatten, die ganz zusammen paßten. — Nach der Hofsitte mußte die Dauphine am dritten Tage nach der Hochzeit das Bildniß ihres Vaters am Arme tragen, und das war das Bildniß von August III., welcher den wackern Stanislaus Lescinky aus Polen vertrieben hatte. Man kann denken, wie hart dies der französischen Königinn, des Stanislaus Tochter, seyn mußte. Ein großer Theil des verdrießlichen Tages war schon vorüber, ohne daß einer jenes Bildniß näher betrachtet hätte, bis endlich die Königinn nach ihrer Güte selbst zur Dauphine sprach: „Das ist also meine Tochter, das Bildniß des Königs, Ihres Vaters?“ „Ja, Mama — antwortete diese — sehen Sie nur, wie ähnlich es ist!“ Und sieh, es war nicht das Bild ihres Vaters, sondern des Stanislaus Lescinky, des Vaters ihrer jetzigen Schwiegermutter. Die Königinn wurde gerührt, auch ihr alter Vater kam herbei, beide umarmten die Dauphine, und liebten von dieser Stunde an ihre Schwiegertochter von ganzer Seele.

Bald nachher wollte die Pompadour unter die Ehrendamen der Königinn aufgenommen werden, und Ludwig bewilligte es, obschon solche Ehre nur

den Gemahlinnen der Prinzen und Pairs gebührte. Bei der Cäremonie küßte die Königinn geduldig nach Sitte die Aufzunehmende, als die Reihe aber an den Dauphin kam, bot er der Pompadour auch die Wange zum Kusse, streckte aber seine Zunge weit über ihre Schulter hin. Der ganze Hof sah es, und die Pompadour, als sie es durch ihre Creaturen erfuhr, verlangte vom Könige, daß der Dauphin nach Meudon verwiesen würde. Es mußte geschehen, und er durfte nur unter der Bedingung einer öffentlichen Abbitte zurückkehren. In der Abbitte erklärte der Dauphin aber bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr von ihm hinterbracht habe, worauf sie artig antwortete, sie habe es auch nicht geglaubt. — Ein Mann, der Stachelverse auf sie gemacht hatte, wurde in einen eisernen Käfig gesetzt, in welchem er weder sitzen noch liegen konnte. Das schändliche Weib starb im April 1764 mit bitterer Reue an der Schwindsucht, und ganz Frankreich jubelte auf. Der Verkauf ihrer Kostbarkeiten, Möbeln und Bücher dauerte ein ganzes Jahr.

Die edle Dauphine gebar ihrem Gemahle drei Söhne, Ludwig (1754), den nachherigen unglücklichen König Ludwig XVI., Ludwig Grafen v. Provence (1755) und Carl Grafen v. Artois (1757), dann noch eine Tochter, die edle Elisabeth. So viele Nachkommen hatte der Dauphin nicht erwartet, er glaubte vielmehr schon 1752, noch ehe ihm ein Sohn geboren war, sterben zu müssen, weil er die Blattern bekam, welche er immer gefürchtet hatte. Er ward es aber nicht gewahr, daß es die Blattern waren, denn seine Gemahlinn ließ die Zeitung, welche er zu lesen pflegte, für ihn besonders drucken, und in derselben war seine Krankheit zwar sehr genau beschrieben, aber anders benannt. Er überstand die Blattern glücklich, besonders da seine Gemahlinn nie sein Zimmer verließ, und die beschwerlichsten Dienste nicht scheute. Als er genesen war, erfuhr er alles, und seine Dankbarkeit gegen seine treue Gemahlinn erlosch nur mit seinem Leben. Beide erzogen ihre vier Kinder selbst, und

unterrichteten sie sogar selbst. Den Dauphin aber betrübte am Ende das unedle Leben seines Vaters so tief, daß er im Jahre 1765 ins Grab sank. Seine treue Gemahlinn war trostlos, und folgte ihm nach 17 Monaten, nachdem sie am Tage vor ihrem Tode noch ihre Kinder unterrichtet hatte. Ein Jahr später starb auch die Königinn, als hätten die drei guten Seelen es abgesprochen, sich einander von dem sittenlosen Hofe abzuholen.

Der alte König lebte noch immer, und setzte sein Sündenleben fort. Die Pompadour war todt, aber jetzt saugte die Gräfinn Dübarry Frankreich aus, und beherrschte den Monarchen so sehr, daß dieser sich sogar unter dem Namen la France unter ihre Bedienten aufnehmen ließ, und ihr täglich den Kaffee kochte, den er ihr an das Bett brachte. Einmal ließ er den Kaffee überkochen, und sie fuhr ihn an: „So gib doch Acht, la France! Dein Kaffee läuft ja zum Henker!" Wem fällt hier nicht Sardanapal zu Babylon unter seinen Weibern ein!

Je älter der König wurde, desto öfter und stärker stellten sich die Gewissensbisse ein, aber er sollte einmal kein besseres Leben anfangen, die Dübarry und andere litten es nicht, und so überraschte ihn der Tod, da er noch als Greis von den Blattern angesteckt wurde. Sein ganzer Körper ward mit den ekelhaftesten Beulen überdeckt, Arme und Beine verweseten, sein Körper zerfiel noch lebend zum Theil schon in Stücke, das Aechzen des Kranken zerriß allen das Herz, alle flohen, auch die Dübarry, nur sein Beichtvater und seine Töchter hielten bei ihm aus. Er sprach von nichts, als von dem Feuerpfuhl, der ihn in der Ewigkeit erwarte, horchte lechzend auf die Worte des Beichtvaters, der ihn auf Gottes Erbarmen hinwies, und sagte immer, Gott könne ihm das Böse, welches er gestiftet habe, nimmer vergeben. Er glaubte Teufel um sein Bett zu sehen, und in allen Kirchen mußten Messen zur Rettung seiner Seele gelesen werden. Er verschied den 10. Mai 1774, Nachmittags halb 4 Uhr. Der Hof ging gleich nach Choisy, nur einige Be-

dienten blieben im Schlosse zu Versailles bei der Leiche, die Aerzte mochten den Körper vor Ekel nicht balsamiren. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach St. Denis; 10 Gardisten und einige Pagen mit Fackeln waren die Begleiter. Der Sarg stand in einer Jagdkutsche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutscher fuhr lustig über Stock und Stein, und die Bauern der Dörfer, durch welche der Zug kam, riefen der Leiche Schimpfwörter nach. Eine lehrreiche Geschichte!

Ehe ich Ludwig's XV. Nachfolger auftreten lasse, muß ich von dem französischen Unglauben dieser Zeit erzählen.

§. 74.

Voltaire.

(1694—1778.)

So nannte sich der Mann, der mit Recht der Patriarch des Unglaubens heißt, sein rechter Familienname war Arouet. Weil sein Vater kein unvermögender Mann (Einnehmer der Rechnungskammer) war, so erhielt der junge Arouet eine gute Erziehung, und ward zu den Jesuiten in die Schule geschickt. Diese durchschauten früh seinen Charakter, und weissagten, daß er das Haupt der Freigeister werden würde. Sein Dichtertalent machte ihn schnell bekannt, und kaum war er aus der Schule entlassen, als die Herzoginn von Richelieu ihm 100 Louisd'or schenkte. Da kaufte er sich eine Equipage, und Herr Arouet rollte nun über das Pflaster von Paris stolz einher. Sein Vater, über die Tollheit aufgebracht, jagte ihn aus dem Hause, und pflegte zu sagen, er habe zu Söhnen zwei Narren, einen in Prosa (einen Jansenisten) und einen in Versen. Der französische Gesandte in Holland nahm sich des Verstoßenen Arouet an, mußte ihn aber seiner schlechten Aufführung wegen bald wieder aus Holland fortschicken. Er war nun 20 Jahr alt, und seine zügellose Feder griff bald alles wüthend an, die Re-

gierung, die Religion, die guten Sitten, die Ehre von allerhand Privatpersonen, und weil seine Sprache äusserst gebildet war, so fand er Leser unter allen Ständen, in Frankreich und im Auslande. Aber eben seine bittere Galle, seine Unfläterei und sein Haß gegen Religion und Thron zogen ihm viele Verdrießlichkeiten zu. Dreimal ward er in die Bastille gesetzt, wiederholt aus Paris verbannt, indem der Büttel seine Schriften öffentlich verbrennen mußte, und oft wurde er noch von Privatpersonen derbe gezüchtigt. Ein Herr, auf den er eine Spottschrift verfasset hatte, ließ ihn auf der Straße so durchbläuen, daß er halbtodt liegen blieb; ein anderer holte ihn mit geladenem Pistol in seine Wohnung, ließ ihm einen Strick um den Hals legen, und schon sollte er hangen, als sein Heulen Mitleid erweckte, und er mit einigen hundert Peitschenhieben zur Thür hinausgeworfen wurde. In einem andern Hause wollte man ihn mit Händen und Füßen auf einen Tisch nageln, und nur 50 Louisd'or retteten ihn. Eine beleidigte vornehme Dame schickte ihm eine fremde Equipage mit der Einladung, ein gewisser vornehmer Fremde, in jenem Hotel, wünsche mit ihm zu sprechen. Voltaire stieg fröhlich ein, in einer abgelegenen Gasse kamen aber zwei Bediente mit gespanntem Pistol zu ihm ein, verbanden ihm die Augen, und brachten ihn weiter. In dem Hause der Dame wurden ihm Ketten angelegt, und ein finsterer Keller nahm ihn auf. Abends 8 Uhr traten einige handfeste Leute ein, applicirten ihm eine Tracht Schläge, und reichten ihm dann ein Stück Brod und einen Krug mit Wasser, seine hitzige Muse etwas abzukühlen. Acht Tage lang wurde diese Operation wiederholt, und der berühmte Herr von Voltaire dann des Nachts gebunden vor dem italiänischen Kaffeehause ausgesetzt.

Voltaire wußte alle diese Fatalitäten zu verschmerzen. War er doch berühmt und reich! Seinen Reichthum verdankte er theils dem Glück in der Lotterie, theils seinen Schriften und Betrügereien. Einem Gelehrten, der ihm ein Manuscript zum Gut-

achten mitgetheilt hatte, äusserte er sein inniges Bedauern, daß er es ihm nicht wieder geben könne, der Schurke vom Bedienten habe es ihm entwendet, und sey davon gelaufen. Indessen verkaufte er das Manuscript einem auswärtigen Buchhändler, und strich dafür 200 Louisd'or ein. Zum Druck seiner Henriade hatte ein Buchhändler schon neue Typen und feine Kupfer angeschafft, als Voltaire sich die Schrift wieder geben ließ, unter dem Vorwande, noch etwas zu verbessern, und sie einem Buchhändler in England übergab, weil er dort noch mehr für dieselbe erhielt. Das sind nur einige Proben seiner Betrügerei.

Aus Paris verbannt, reisete er nun selbst nach England, wurde dort völlig von dem Unglauben angesteckt, und kam als ein gemachter Feind des Thrones und Altares wieder. In seinem Brutus zeigte er seinen Landesleuten, wie sie ihren König ermorden könnten, und in seinem Tod-Cäsars belehrte er sie, daß nichts hübscher sey, als eine Republik. Beide Stücke ließ man als Theaterwerke durchgehen, als aber andere schamlose Werke von ihm erschienen, und nach mehrmaliger Verweisung der Verfasser vom Minister die Versicherung erhielt, er werde bald so tief sitzen, daß er das Licht gewiß nicht wieder erblicken solle, so hielt er es für gerathen, Paris zu räumen, und war von nun an bald hier, bald dort. Kam er in eine große Stadt, so ließ er selbst in die Zeitung setzen: „Der berühmte Herr von Voltaire ist hier angekommen. Die ganze Stadt hat ihn mit dem größten Freudengeschrei empfangen. Er ist der größte Mann seines Jahrhunderts, seine Werke sind die Bewunderung der Welt."

In der That rechneten Monarchen es sich zur Ehre, mit Voltaire Freund zu seyn. Friedrich der Große stand schon als Kronprinz mit ihm in Briefwechsel, nannte ihn den ersten Mann des Jahrhunderts, der mehr werth sey, als seine ganze Nation, an dessen Beifalle ihm mehr liege, als an dem Beifalle des halben Menschengeschlechts; ja er

schreibt, es gebe nur einen Gott und nur einen Voltaire. Schon im Jahre 1736 schrieb er ihm: „Sehen sie künftig meine Handlungen als die Früchte Ihrer Lehren an. Durch diese ist mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen.“ Er gestand seinem Freunde, daß er leider noch der Titel und fürstlichen Einkünfte bedürfe, um die Augen der Menschen auf sich zu ziehen, und gern Voltaire seyn möchte, der seines persönlichen Verdienstes wegen geachtet, bewundert und beneidet werde. Als Friedrich 1740 seine Staaten bereisete, die Huldigung zu empfangen, sah er Voltaire'n das erste mal zu Wesel, und wurde nicht abgestoßen durch dessen Katzengesicht, sondern nur hingerissen, da derselbe ihm sein Trauerspiel Mahomet vordeklamirte. Voltaire kam ihm größer vor, als Cicero, Plinius und Agrippa, aber Voltaire schrieb, er habe einen kleinen Mann in einem Schlafrock von blauem Tuche zu Wesel angetroffen.

Die Verbindung mit Friedrich dem Großen verhalf dem elenden Voltaire in Frankreich zum Eintritte in die Akademie. Als die Pompadour ans Ruder kam, und Frankreich eine Verbindung mit Preußen suchte, wurde Voltaire, der Freund Friedrichs des Großen, als Unterhändler gebraucht, und war zweimal auf 8 Tage bei seinem königlichen Verehrer. Der Erfolg war, daß Frankreich gegen Maria Theresia den Krieg erklärte, und Voltaire, ein alter Bekannter der Pompadour, Mitglied der Akademie und Geschichtschreiber des Königs von Frankreich obenein ward, zu welchem Behuf er ohne Bedenken sein katholisches Glaubensbekenntniß ablegte. Im Jahre 1750 ließ er sich endlich erbitten, bei Friedrich dem Großen in Potsdam seine Wohnung zu nehmen. Bei seiner Ankunft ging Friedrich ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und küßte ihm sogar, wie erzählt wird, die Hand. Voltaire bekam seine Zimmer unter den Zimmern des Königs, erhielt nebst freier Wohnung, Tafel und Equipage

noch 3000 Thaler Jahrgehalt, den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden. Zu gewissen Stunden des Tages mußte nun Voltaire mit dem Könige dessen Schriften durchsehen; der feine Hofmann lobte alles, und was nicht taugte, strich er schweigend durch. Doch nur ein Jahr dauerte die freundschaftliche Verbindung. Der stolze Franzose ließ keinen neben sich in der Gunst des Königs aufkommen, und verwundete in den Abendunterhaltungen mit dem Stachel seines Witzes bald den einen, bald den andern so grausam, daß der König wohl sah, er besitze die erhabenen Gesinnungen nicht, die er in seinen Schriften zur Schau trage. Auch steckte er Abends die halb abgebrannten Wachslichte im Schlosse ein, wollte einen Juden mit falschen Diamanten betrügen, gab durch eine satyrische Schrift den edeln Maupertuis, Präsidenten der Berliner Akademie, dem allgemeinen Gelächter hin, und sagte offen heraus, er müsse täglich des Königs schmutzige Wäsche waschen, d. h. seine Schriften ausbessern. Friedrich wurde erbittert, und nahm dem falschen Freunde den Kammerherrnschlüssel und den Orden, doch erfolgte noch einmal eine Versöhnung, denn im Grunde fürchtete Friedrich sich vor der scharfen Feder dieses Franzosen mehr, als vor den Waffen Maria Theresia's. Aber der eitle Voltaire war auf seine Weise nun auch gekränkt, und bat um Urlaub, die Bäder zu Plombieres zu brauchen, war aber Willens, nie wieder zu kommen, und entwendete dem Könige noch eine Sammlung Gedichte. Kaum bemerkte Friedrich den Verlust seiner Papiere, als er dem Diebe nachsetzen und ihn in Frankfurt a. M. fest halten ließ. Auch ließ er ihn nicht eher los, bis er die Gedichte, die in Leipzig waren, wieder herbeigeschafft hatte, und führte ihn so lange in einem verschlossenen Wagen mit sich herum. In Bielefeld wollten die Leute wissen, was er in dem Wagen hätte, und er antwortete, einen Affen von der Art der Meerkatzen. Voltaire rächte sich, indem er das Privatleben Friedrichs II. herausgab, ein Gewebe von Wahrheit und Lügen.

Voltaire versuchte nun wieder nach Paris kommen zu dürfen, da ihm dies aber abgeschlagen wurde, so ließ er sich erst bei Genf, dann zu Ferney im Ländchen Gex nieder, verlebte hier noch viele Jahre, und hieß der Philosoph von Ferney.

In diesem Asyle schmiedete Voltaire die giftigsten Werke gegen die christliche Religion, obschon er zu Ferney eine neue Kirche bauen ließ mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire. Er gewann Mitarbeiter an seinem heillosen Werke, besonders Alembert und Diderot.

Der Herr d'Alembert, 1717 geboren, wurde von seinen Eltern ausgesetzt, die Priester des Oratoriums fanden ihn am 18ten November d. J. des Morgens auf ihrer Thürschwelle, und sorgten für seine Pflege und Bildung. In der Taufe erhielt er den Namen Jean le Rond, aber der runde Joann, der Priestern die Erhaltung seines Lebens und seine gelehrte Bildung verdankte (er wurde ein großer Mathematiker), ward nachher ein Verfolger der Priester und der Religion.

Diderot war etwas älter, 1712 geboren, der Sohn eines Messerschmiedes in Langres, und eröffnete seine gelehrte Laufbahn mit einer Hofmeisterstelle in Paris. Sein dreister Ton erwarb ihm viele Verehrer. Er bekam einen Ruf nach Petersburg, wurde aber bald wieder zurückgeschickt, und machte die Reise von Petersburg nach Paris im Schlafrocke, im Schlafrocke ließ er sich auch in großen Städten umherführen. „Wer mag dieser sonderbare Mensch doch wohl seyn?" fragten die Leute einander, und sein Bedienter antwortete ungefragt: „Es ist der berühmte Herr Diderot!"

§. 75.

Die Brüder in Beelzebub.

Mit Alembert und Diderot bildete Voltaire ein Triumvirat, den Glauben an Christus von der Erde zu vertilgen, und es ist schrecklich zu vernehmen was diese Menschen begannen. Voltaire schwur das Christenthum zu vernichten, und gründete durch Alembert und Diderot eine geheime Gesellschaft zu

Paris, die sich in dem Hause des Barons Holbach versammelte, und deswegen der Holbacher Clubb hieß. Vor der Regierung nannten die Mitglieder sich Oekonomisten, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, unter einander hießen sie sich aber Brüder in Beelzebub, und wählten den abwesenden Voltaire zum immerwährenden Präsidenten. Der gottlose Bund suchte, um Ansehen zu erlangen, recht viele achtungswerthe Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, solche wurden aber von den geheimen Arbeiten des Bundes nichts gewahr. Diese bestanden darin, daß man allerlei große und kleine Bücher machte, die Religion zu untergraben, und dieselben zu ganzen Ballen unentgeldlich an Buchbinder und Büchertrödler sandte, nicht einmal erfuhren diese, woher die großen Geschenke kamen, und verkauften sie für ein Spottgeld an Bürger und Landleute, an Erwachsene und Schulkinder. Zogen Beamte und Geistliche auch manches Buch ein, so erfuhren sie doch nicht, aus welcher Quelle sie flossen. Ein Pfarrer des Bisthums Embrün entdeckte, daß der Schulmeister seines Dorfes der Schuljugend unzüchtige und unchristliche Bücher austheilte, die demselben von unbekannter Hand zugeschickt waren, und in den Dörfern bei Lüttich lasen Schulmeister den Bauern die Werke der Philosophen vor. Um unerkannt zu bleiben, schrieben die Triumvirn sich unter angenommenen Namen: Alembert hieß Protagoras, Diderot Plato, Voltaire Raton, alle Eingeweihten unterschrieben ihre Briefe mit Cacouac, und die philosophischen Lehren verbreiten hieß im Weinberge arbeiten. „Arbeitet im Weinberge, zernichtet die Infame!" schrieb Voltaire ohne Aufhören.

Unbegreiflich, daß die Grundsätze der Philosophen, welche auch die Fürsten der Erde wüthend befehdeten, in Frankreich gedruckt werden durften! Aber die damalige Regierung Frankreichs war schlecht, und die Minister, besonders Choiseul, waren mit den Philosophen einverstanden.

Nicht nur in Frankreich, sondern in den meisten

europäischen Staaten fanden die Lehren der französischen Philosophen Eingang, Polen und Spanien etwa ausgenommen, die katholische Religion war noch der festeste Damm gegen die Anarchie. „In unsern protestantischen Ländern geht das viel geschwinder," schrieb ein vornehmer deutscher Protestant an Voltaire. Eben dieser Patriarch des Unglaubens kann seine Freude nicht bergen, in dem Zeitraum von etwa 1760 bis 1770 seinen Freunden in Beelzebub versichern zu dürfen, daß ganz Europa voll vernünftiger Menschen sey, daß die Bücher der Philosophen der allgemeine Katechismus aller Nationen von Baden bis Moskau geworden, daß in Italien und England die Philosophie zahllose Freunde zähle, in Frankreich aber wohl bald den Thron besteigen werde, und zwischen Genf und Bern kein einziger Christ mehr sey. Dies ist gewiß sehr übertrieben, aber man sieht, daß die Brüder in Beelzebub wenigstens nicht ganz unfruchtbarlich gewirkt haben werden. Ihre Wuth ging so weit, daß sie, wie Julian der Apostat, den Judentempel zu Jerusalem wieder bauen wollten, um die Weissagung des Erlösers Lügen zu strafen, und weil die französische Regierung ihnen keine Aussicht dazu gewährte, so wendeten sie sich erst an Friedrich den Großen, dann an Katharina II. von Rußland, aber beide hatten nicht Lust, in Julian's Fußstapfen einzutreten.

§. 76.

Die Philosophen auf dem Todesbette.

Als Ludwig XV. gestorben war, trug Voltaire kein Bedenken, wieder in Paris zu erscheinen, denn eben regierte ein Minister, der ein Freund der Philosophen war. Am Schlagbaume der Hauptstadt ward er gefragt, ob er auch Contrebande bei sich führe. „Keine, als meine Person!" antwortete er, und fuhr in die Stadt hinein. Die Schauspieler warteten ihm sämmtlich auf, und sagten: Wir kommen, daß Sie uns mit Ihrem Athem beleben. Die

Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, Voltaire bekam einen Blutsturz, und der Tod trat ihm schrecklich vor die Augen. Schon zweimal vorher hatte er bei ähnlicher Gelegenheit seinen Unglauben verflucht, und mit Zerknirschung die heiligen Sacramente empfangen. Auch dieses mal bat er seinen Pfarrer, den Pastor von St. Sulpice, ihm die Sacramente der Sterbenden zu reichen. Dieser sandte ihm den Priester Gaultier, Voltaire beichtete, und stellte einige Tage nachher durch Notar und Zeugen folgende Erklärung aus: „Ich Unterschriebener erkläre, daß, da mich in einem Alter von 84 Jahren vor 4 Tagen ein Blutsturz befallen hat, und ich mich nicht in die Kirche begeben konnte, und der Herr Pfarrer von St. Sulpice die Güte gehabt hat, seine guten Werke dadurch zu vermehren, daß er mir den Priester Herrn Gaultier geschickt hat, ich diesem gebeichtet habe, und, wenn Gott mich abruft, ich auch in der katholischen Kirche sterbe, in welcher ich geboren bin. Ich hoffe von Gottes Barmherzigkeit, daß sie mir meine Vergehungen verzeihen werde, und sollte ich jemals der Kirche Aergerniß gegeben haben, so bitte ich deswegen Gott und sie um Verzeihung. Paris den 2. März 1778. Unterzeichnet Voltaire, in Gegenwart des Herrn Abbé Mignot, meines Neffen, und des Herrn Marquis v. Villevielle, meines Freundes." Nachdem beide Zeugen und der Notar Momet das Document unterschrieben hatten, setzte Voltaire noch hinzu: „Da der Herr Abbé Gaultier mich gewarnt hat, man sage in einer gewissen Welt, ich würde wider alles protestiren, was ich auf meinem Todesbette thun würde, so erkläre ich, daß ich dieses nie gesagt habe, und daß es ein alter Scherz ist, den man schon lange fälschlicher Weise mehreren Gelehrten zugeschrieben hat, die aufgeklärter waren, als ich."

Die Philosophen wurden rasend, als ihr Patriarch wie ein Cagot sterben wollte. Aber noch einmal erholte er sich, erschien im Mai wieder im Theater, wurde feierlich mit einem Lorbeer gekrönt, und die Bekehrung war vergessen.

In dieser Stimmung suchten seine Genossen ihn zu erhalten. Als ein neuer Blutsturz erfolgte, und Voltaire wieder einen Priester verlangte, kamen Alembert, Diderot und andere Philosophen nicht von seiner Seite, und hielten alle Geistlichen fern von ihm. Da gerieth Voltaire in Wuth, und schrie: „Welchen unseligen Ruhm bereitet ihr mir!" Mit zerreissender Verzweiflung rief er wiederholt den Namen Jesus Christus aus, biß sich mit den Zähnen in die Hände und Arme, und verwünschte seine Freunde, wie sein Arzt Tronchin erzählt. „Das kann man nicht aushalten", sagte der Marschall v. Richelieu, und entfernte sich von dieser Schreckensscene. Der Unglückliche verschied den 30. Mai 1778. Der Erzbischof von Paris, Beaumont, versagte ihm standhaft das kirchliche Begräbniß, und so ward die Leiche aus Paris fortgebracht.

Alembert erkrankte 5 Jahre später, und als er dem Sterben nahe kam, verlangte er, der Voltairen den Priester versagt hatte, so nachdrücklich den Pfarrer von St. Germain, daß einer der Philosophen hinging, denselben zu rufen, wie er sagte, aber natürlich denselben nicht aufsuchte. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zurück, daß der Pfarrer ihm auf dem Fuße folge. Das Warten dauerte dem Kranken bald zu lange, der Freund ging zum Schein noch einmal hin, und brachte endlich die Nachricht, der Pfarrer selbst sey verhindert, habe aber einen Priester vorgeschlagen, der am andern Ende der Stadt wohne. Alembert trieb, einen Bedienten mit einem Billet an ihn zu senden, und ehe dieser zurück seyn konnte, war Alembert verschieden. Condorcet hatte das ganze Spiel geleitet, und rühmte sich: „Wäre ich nicht gewesen, so hätte er sich ergeben." Alembert starb den 29. October 1783. Schon nach 9 Monaten folgte ihm Diderot in's Grab: ihn schleppten die Verschwornen aufs Land, und so konnte er, von allen Priestern fern, die Bekehrung, zu welcher er schon die ersten Schritte gethan hatte, nicht vollenden.

Die übrigen Helden der Philosophie starben nicht anders. Die Marquise v. Chatelet, Voltaires

Freundinn, welche auch in die Wissenschaften pfuschte, die Religion nicht anders als Aberglauben nannte, und die Wollust und Freßgier für die einzige Tugend erklärte, meinte auf dem Todesbette, es sey doch vielleicht gut, daß sie die h. Sacramente empfinge, und als Christinn stürbe, und fragte ihren Verführer Voltaire um Rath. „Wählen Sie das Sicherste, Madame!" antwortete dieser.

Der Marquis d'Argens, einer der ersten Freunde Friedrichs des Großen, war in der ersten Hälfte seines Lebens einer der stärksten Philosophen. Eben dieser starke Geist hat sich nicht geschämt, seine eigene Lebensgeschichte drucken zu lassen, und da erfahren wir also aus zuverlässiger Quelle, daß er mit 15 Jahren aus der Schule entlief, mit einer Komödiantinn in Spanien umherzog, auf Antrag seines Vaters eingesperrt wurde, und durch verschlucktes Glas sich morden wollte, dann mit dem französischen Gesandten nach Constantinopel kam, überall die Weiber der Türken verführte, so daß der Gesandte ihm Schiffsarrest geben mußte, dann zu Paris, zu Rom, zu Marseille, zu Douay u. s. w. war, bald Soldat, bald Advokat wurde, Schulden machte, sich immer nur auf Wochen verheirathete, und alle Frauen wieder sitzen ließ rc. rc. In der letzten Hälfte seines Lebens brachten ihm seine beiden Brüder eine bessere Meinung vom Christenthum bei; eine Krankheit bestimmte endlich seinen Entschluß: er verlangte mit allen Sacramenten versehen zu werden, und äusserte die größte Reue über die Werke, die er geschrieben hatte.

Ist es nicht ein herrlicher Triumph für die Religion, daß auch ihre giftigsten Feinde ihr auf dem Todesbette wieder huldigen mußten!

Dies hemmte indessen die Fortschritte des Unglaubens nicht besonders; die Bekehrung der sterbenden Philosophen, wenn sie nicht geheim gehalten werden konnte, ward von den Schreiern der Fieberhitze oder den wiedererwachenden Vorurtheilen der Jugend zugeschrieben. Traurig genug! Ein weit stärkerer Damm gegen den Unglauben war in Frank-

reich selbst noch die Priesterschaft, besonders der Jesuitenorden. Auf die Priester wälzten also die Philosophen alle Lästerungen, und brachten es dahin, daß das Priesterkleid ein Gegenstand der Schande wurde, und die jungen Abbeés, zumal in Städten, sich lieber weltlich kleideten. Die Jesuiten, welche noch immer den Jugendunterricht besorgten, und fortwährend das Vertrauen der Großen und des Volkes besaßen, wollten der Modephilosophie durchaus nicht huldigen, und so beschlossen die Philosophen, den Orden zu vernichten, um ihren Sieg vollenden zu können. Treffende Umstände kamen zusammen, diesen Plan zur Ausführung zu bringen.

§. 77.

Vernichtung des Jesuitenordens in Frankreich.

Es ist oben erzählt, daß die Pompadour, die Gebieterinn Ludwigs XV., um anständig bei Hofe erscheinen zu können, Palastdame der Königinn werden wollte. Dazu bedurfte es der Einwilligung der Königinn, die sehr religiös war, und so spielte die Pompadour eine Zeitlang die Andächtige, ging in die Kirche, und setzte einen Beichtvater an, den Jesuiten de Sacy, einen schlichten Mann, von dem sie kein ernstes Wort befürchtete. Der wackere Priester sagte ihr aber schon in der ersten Unterredung, wenn sie christlich leben wolle, so müsse sie den Hof verlassen, und zu ihrem Gemahle zurückkehren, unter keiner andern Bedingung werde er sie als seine Beichttochter annehmen, sein heiliger Beruf verbiete ihm, zu einer Intrigue, ja zu einer sündhaften Cabale ihr die h. Sacramente angedeihen zu lassen. Die zurückgewiesene Pompadour schnaubte nun Rache gegen den ganzen Jesuitenorden, der so strenge auf Sittlichkeit hielt, und der Minister Choiseul, ihre Creatur, auch ein Philosoph, theilte den Haß gegen die Jesuiten mit ihr. Selbst Ludwig XV., welcher persönlich die Jesuiten schätzte, war zu schwach, der Wuth dieser zwei Personen gegen den Orden zu steuern. Kaum war es in Frankreich bekannt, daß

die Jesuiten bei den Machthabern des Hofes verhaßt wären, als zahllose Schriften gegen sie erschienen. Selbst die Benedictiner von St. Maur, jetzt Jansenisten, feindeten ihre Sittenlehre an.

Ein besonderer Vorfall brachte auch bald die Parlamenter wieder gegen sie in Harnisch. Lavalette, der Vorsteher der Missionen in Martinique, war genöthigt, zum Unterhalte der dortigen Missionen, welche keine andere Revenüen hatten, angekaufte Ländereien anbauen zu lassen, und die Producte nach Europa zu verkaufen. Den Gewinn verwandte er auf Erweiterung der Missionen, und kaufte auch Grundstücke auf andern benachbarten Inseln an, mit Erlaubniß der französischen Regierung. Seine Wechsel auf viele Kaufleute in Marseille, besonders auf die Gebrüder Lioncy und Gouffre, wurden immer angenommen und bezahlt, bis englische Kaper alle französischen Schiffe wegnahmen, auch Lavalette's Schiffe, und Lioncy machte Bankerot. Das darüber erhobene Geschrei zu beschwichtigen, brachte der Provinzial in Paris alles zusammen, was er nur konnte, und in zwei Jahren war die Schuld bei Lioncy bezahlt. Der Orden, welcher bloß aus Menschenliebe die Zahlung übernommen, ermahnte nun den Bruder Lavalette, wenigstens während des Seekrieges der Engländer und Franzosen keine Producte nach Europa zu versenden. Lavalette aber befürchtete dann den Ruin der Missionen, befrachtete wieder Schiffe, sie wurden genommen, es erfolgten größere Bankerote der Kaufleute, und diese forderten für die Schuld des Einen den ganzen Orden, den jedermann für unermeßlich reich hielt, zur Zahlung auf. Da der Orden die Zahlung verweigerte, wie jeder begreifen kann, so belangten die Kaufleute ihn vor — das Parlament zu Paris, in welchem nur Philosophen saßen. Nun wurde der Lärm gegen die Jesuiten noch größer, nur befürchteten die Philosophen, Voltaire selbst, der bei den Jesuiten studirt hatte, und in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit rühmlich von ihnen sprach, möchte als ihr Vertheidiger auftreten. Alembert bat

ihn um alles in der Welt, die Jesuiten doch den Klauen der Jansenisten und der Parlamenter zu überlassen.

Dies geschah. Die Parlamenter faßten eine Reihe von Beschlüssen, daß die Collegien der Jesuiten in Frankreich geschlossen, ihre Güter eingezogen und ihre Ordensverbindungen in Frankreich vernichtet werden sollten. Die Jesuiten in Frankreich mußten ihr Ordenskleid ausziehen, und einen Eid schwören, daß ihr Orden gottlos und den Rechten der Monarchen zuwider sey; welche diesen Eid nicht leisteten, die wurden mit 50 Rt. Reisegeld über die Gränze gebracht. Nur ein einziger Jesuit unterschrieb diesen Eid, ein elender Wicht, und fragte den Parlamentsrath, ob er noch mehr unterschreiben müßte. „Ja — antwortete selbst dieser Mann spöttisch — noch den Koran, wenn ich denselben nur zur Hand hätte."

§. 78.

Pabst Clemens XIV. hebt den Jesuitenorden auf.

(21. Juli 1773.)

So weit war man in Frankreich gekommen, als Pabst Clemens XIII. mit Tod abging. Unter den Cardinälen waren zwei Parteien, Freunde und Feinde der Jesuiten: die ersteren betrachteten den Jesuitenorden als eine besondere Stütze der katholischen Kirche, die man nicht fahren lassen müsse; die andern wollten die Jesuiten vernichtet wissen, den Höfen von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel zu Gefallen, und seit langer Zeit war kein Conclave so stürmisch. Beiden Parteien gefiel der Cardinal Ganganelli aus dem Minoritenorden, den der vorige Pabst auf Empfehlung der Jesuiten zum Cardinal erhoben hatte (er widmete seine theologischen Schriften nicht den Heiligen seines Ordens, sondern dem h. Ignatius und Xaverius), und er hatte den Cardinälen, welche Freunde der Jesuiten waren, wohl zuweilen gesagt, der neue Pabst dürfe

die Jesuiten eben so wenig fahren lassen, wie er die Peterskirche niederreissen lassen dürfe. Den Cardinälen der andern Partei war er als erklärter Feind der Jesuiten bekannt, und so war er beiden eben recht. Man sagt, der französische Gesandte habe ihm versprochen, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß er zum Pabste gewählt werde, wenn er verspräche, einst als Pabst den Jesuitenorden aufzuheben. Wie dem auch seyn mag, genug, er wurde gewählt, und nannte sich Clemens XIV. Gleich nach seiner Krönung forderten die bourbonschen Höfe von ihm die Aufhebung des Ordens, und sie erfolgte, nicht mit Gutheißung der Cardinäle durch eine Bulle, sondern durch ein Breve. Erst 4 Wochen später setzte der Pabst eine Commission nieder, die Anschuldigungen der Jesuiten zu prüfen, man weiß aber nicht, daß sie schuldig gefunden sind: sie waren eher verdammt, als gerichtet. Päbstliche Beamten leerten alle Kirchen der Jesuiten im Kirchenstaate, und brachten den Raub in die päbstliche Kammer; mit schönen Gemälden aus ihren Collegien schmückte der Pabst seine Landhäuser. Vergebens spürte man nach großen Schätzen, obschon man Keller, Brunnen, Gräber, Kloaken durchwühlte. Der letzte General des Ordens, Pater Ricci, ein abgelebter Greis, wurde als ein Verbrecher auf die Engelsburg geschleppt, und mußte im Kerker sterben. *) Clemens XIV. überlebte die Aufhebung des Ordens kaum um ein Jahr. **)

Die Philosophen jubelten, daß endlich ihr stärkster Feind vernichtet war, und Friedrich der Große schrieb an Voltaire: „Jetzt, da die Jesuiten aufgehoben sind, wird bald die ganze Kirche zu Grunde

---

*) Er hatte eine Reform des Ordens von der Hand gewiesen mit den bekannten Worten: Jesuitae aut ita sint, aut non sint.

**) Pabst Clemens XIV. hat auch katholische Festtage aufgehoben, nämlich den 3ten Festtag von Ostern, Pfingsten und Weihnachten, alle Apostelfeste ausser Petri und Pauli, die Feste von Magdalena, Laurentius, Anna, Michael, Martinus, Catharina; mehrere Feste der Mutter Gottes wurden auf den nächsten Sonntag verlegt.

gehen; es wäre ein Wunder, wenn sie gerettet würde, und Sie, mein lieber Patriarch, werden wohl noch das Vergnügen haben, ihr die Grafschrift zu machen." Anders dachte aber Friedrich II. als König: er wollte den Orden in Schlesien erhalten wissen, weil man nirgends gelehrtere Katholiken und bessere Priester finde, als unter den Jesuiten, und aus ihren Gütern nicht die Hälfte der Professoren würde besoldet werden können, wenn man die Jesuiten aus den Schulen entfernte. Er verbot also in seinen Staaten das Aufhebungsdecret zu publiziren, aber die Jesuiten baten selbst, dem Pabste gehorchen zu dürfen, bis der König einwilligte, doch versah er alle mit reichlichen Pensionen oder guten Pfarreien, und welche es vorzogen, die ließ er in ihren Collegien wohnen, und die Jugend unterrichten, wie immer. Die russische Kaiserinn Katharina II. erwirkte den Jesuiten in ihren Staaten sogar ein Breve von Rom, daß sie ihre Ordensverbindung fortsetzen und sogar einen General halten durften. In andern Ländern fuhren die Jesuiten fort, als Weltgeistliche die Jugend zu unterrichten, oder arbeiteten als thätige Pfarrer, und die meisten starben in Dürftigkeit. In unsern Tagen ist der Orden für den Unterricht der katholischen Jugend nicht so großes Bedürfniß mehr, wenn auch damals seine Vernichtung sehr zu bedauern war. Frankreich ging nun schnell der gräulichen Revolution entgegen.

Dritter Zeitraum.

Von der französischen Revolution bis zur Befreiung Europa's.

(1789—1813.) 24 Jahre.

§. 79.

König Ludwig XVI.

(Seit 1774.)

Ludwig XV., wie wir wissen, war todt. Auch sein Kronprinz, der Dauphin, Gemahl der tugendhaften Marie Josephe von Sachsen, war nicht mehr; wie einige sagen, hatte Choiseul ihn, weil er die Philosophen haßte, durch Gift auf die Seite geschafft — so viel ist wahr, daß Choiseul ihn immer haßte, und einmal ihm zu sagen wagte: „Mein Herr, ich kann einst das Unglück haben, Ihr Unterthan zu werden, aber das Schicksal, Ihr Diener zu werden, kann ich nie haben." Des Dauphins ältester Sohn lebte auch nicht mehr, daher war sein zweiter Sohn der Thronerbe, und das ist Ludwig XVI., ewig berühmt durch sein Unglück.

Er war 1754 geboren, erhielt von seiner Mutter eine treffliche Erziehung, und lernte sehr gern, besonders Geschichte und Geographie. Unter seinen Spielsachen war eine kleine Druckerei, und in seinem 12ten Jahre schrieb er einen Auszug aus dem

Telemach, den er selbst druckte, und unter seine kleinen Freunde vertheilte.

Als er 11 Jahr alt war, verlor er seinen Vater, und bald darauf ebenfalls seine Mutter. Der lasterhafte Hof seines Großvaters war ihm von früher Jugend her ein Gräuel; darum sprach er wenig, ging den Schmeichlern aus dem Wege, und wurde von seinem Großvater gehaßt. Er ward früh vermählt, mit Maria Antonia, Tochter Maria Theresia's, Schwester Kaiser Joseph's II., und während alles am Hofe sich Gelagen und Bällen überließ, besuchte er mit seiner jungen Gemahlinn die Hütten der Armen, und half, wo er konnte. Nach Hoheit verlangte er nicht. Als man ihm den Tod seines Großvaters meldete, rief er schmerzlich aus: „O Gott, soll ich denn das Unglück haben, regieren zu müssen!"

Er war kaum 20 Jahr alt, da er den Thron bestieg, und er bezeichnete seine Regierung nur durch edle Thaten. Die Tortur hörte auf, im Juragebirge ward die Leibeigenschafft sammt den Frohndiensten abgeschafft, und ein Leihhaus ward gestiftet, die Armen aus den Klauen der Wucherer zu retten. Der junge König ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und alle Personen, die etwa nur eines kühnen Wörtchens wegen eingekerkert waren, erhielten die Freiheit. Die bei der Krönung üblichen Abgaben erließ er seinen Unterthanen, und den Titel des Ersehnten, den man ihm entgegenrief, lehnte er bescheiden ab. „Die Könige — pflegte er zu sagen — sind nur deswegen auf Erden, um die Völker durch ihre Regierung glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen."

Ein solcher König hätte eine lange glorreiche Regierung verdient, aber Gottes unerforschliche Fürsehung hatte es anders beschlossen, Ludwig XVI. sollte die Sünden seiner Vorfahren büßen. Bei aller Herzensgüte hatte er keine Festigkeit, und konnte als König sich kein Ansehen geben. Die französischen Freigeister verachteten ihn deswegen, und gingen muthig ans Werk, im Lande alles umzukehren.

Die Königinn, seit der Thronbesteigung ganz verändert, lebte auf einem hohen Fuße, und spielte stark. Dies wurde laut getadelt. Die Staatsschuld betrug über 4000 Millionen Livres, und wurde, so viel der König selbst sich auch einschränkte, immer noch vermehrt, besonders da Frankreich die Nordamerikaner gegen England unterstützte. Lange wurde darüber gesprochen, wie man die Schuld tilgen wolle. Da der Minister Necker, ein Reformirter aus Genf, keinen Rath wußte, so schlug er dem Könige vor, sich von den Reichsständen Rath geben zu lassen. Der König berief also die Stände auf den 1. Mai 1789 nach Versailles, und zwar 300 Deputirte des Adels, 300 der Geistlichkeit, 600 des Bürgerstandes, welcher der dritte Stand (tiers état) hieß. Die größere Anzahl aus dem Bürgerstande sollte den beiden andern Ständen das Gleichgewicht halten.

Nun begannen die Wahlen. Die Freigeister bemüheten sich, daß ihre Creaturen zu Deputirten gewählt würden. Zu Arras wählte man den Robespierre, einen jungen Advocaten, der vom dortigen Bischofe bisher Unterstützung genossen hatte, von Religion aber nichts wußte, und schändlich lebte. Sein Bruder mußte ihm die Bauern gewinnen, und er selbst ging in die Bierhäuser der Stadt, um sich die Stimmen der Bürger zu verschaffen.

In der Provence bemühete sich der Graf Mirabeau, Deputirter des Adels zu werden. Aber der Adel stieß ihn zurück: sein Leben war noch nichts als Laster gewesen, sein Vater hatte ihn oft einkerkern lassen, sein Bild war schon an den Galgen geschlagen. Aber der Graf war ein Philosoph: da er beim Adel nichts ausrichtete, schmeichelte er dem Volke, predigte Freiheit und Gleichheit, schaffte sich einen Tuchladen an, und verkaufte Tuch ellenweise in eigner Person. Ein solcher Volksfreund mußte wohl der Stellvertreter des Volkes werden.

§. 80.

Ausbruch der Revolution.

(17. Juni 1789.)

Am 5ten Mai wurde die Ständeversammlung zu Versailles in einem dazu besonders eingerichteten Saale, der auf 12 prächtigen Säulen ruhete, eröffnet. Neben dem Throne des Königs stand etwas tiefer der Thron der Königinn, ihr zur Linken war der Sitz der Prinzen, dann folgten rechts die Pairs und andern Deputirten des Adels, mit wallenden Federn auf den Hüten und mit schwarzen goldgestickten Mänteln; auch die Geistlichkeit erschien in ihrem reichen Schmucke. Der dritte Stand saß links tief im Hintergrunde, vor seinen Bänken paradirten acht bewaffnete Herolde in kurzen violettenen Mänteln, die mit großen goldgestickten Lilien geschmückt waren. Vor dem Throne stand ein langer Tisch grün behängt, um welchen die Minister saßen; rechts von demselben hatten die Staatsräthe ihren Platz, an den Stufen des Thrones saß der Siegelbewahrer. Die beiden ersten Tribünen zwischen den Säulen nahmen die Hofdamen ein, in Gold- und Silberzeuge gekleidet und mit Juwelen prangend. Necker erschien in einem stahlgrünen reich mit Silber besetzten Kleide. Ueber 2000 Zuschauer füllten die übrigen Plätze des schönen Saales, in welchem die ewig denkwürdige Revolution beginnen sollte.

Der König trat ein, ein Papier in der Hand, und bestieg seinen Thron. Lange schaute er vergnügt umher, es herrschte tiefes Schweigen, kaum daß man zu athmen wagte. Dann las er mit heller Stimme seine Rede ab, die mit Beifallklatschen beantwortet wurde. Nach ihm sprach Necker über die Finanzen, und die Arbeiten begannen. Anfangs ging alles gut. Der Adel erbot sich, seiner Steuerfreiheit zu entsagen, aber allein darum waren die Deputirten des dritten Standes nicht gekommen: nun oder nimmer sollten die republikanischen Ideen

welche Voltaire und seine Helfer gepredigt und viele Franzosen neulich in Nordamerika verfochten hatten, in Frankreich verwirklicht werden. Als es zur Sprache kam, ob man nach Köpfen oder nach drei Kammern stimmen solle, forderten die Bürgerlichen, nach Köpfen, weil sie dann hoffen durften, noch wohl manchen aus dem Adel und Klerus für ihre Sache zu gewinnen. Als der Adel und Klerus nicht wollten, erklärten die Deputirten des dritten Standes sich allein den 17. Juni für die Nationalversammlung, und die Revolution war begonnen. Die meisten vom Klerus und einige vom Adel traten bei. Vergebens ließ Ludwig den Saal schließen und mit Soldaten umstellen: die Nationalversammlung trat in einem andern Gebäude zusammen, und erklärte ihre Mitglieder für unverletzlich. Der König gab nach, und gebot jetzt die Vereinigung aller drei Stände zu einer gemeinschaftlichen Versammlung. Doch konnte er wohl nicht ohne Besorgniß seyn: er zog zwischen Paris und Versailles ein Heer von 40000 Mann zusammen, und verwies Necker aus dem Reiche.

Schon längst hatte das Volk, besonders der Pöbel zu Paris, mit Enthusiasmus die Neuerung ergriffen, schon trug man dreifarbige Kokarden als Symbol der Freiheit, und da Necker als Freund des Volkes galt, so betrachtete man seine Entfernung als eine Beleidigung der Volksfreiheit. Der Pöbel durchzog die Straßen; einige königliche Reiter sprengten in die Stadt, und schossen in die Luft, um die Ruhestörer zu schrecken, aber nun brach der Aufruhr vollends los, und wälzte sich von Straße zu Straße. Die französischen Garden schlugen sich zu der Volkspartei, und schossen auf die Deutschen und Schweizer; der Pöbel legte an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer an, raubte und mordete, und bewaffnete sich. Am 14. Juli eroberten die Banditen die Bastille, in welcher, wie man glaubte, viele Volksfreunde gefangen säßen. Man fand aber nur 7 Gefangene, und zwar grobe Verbrecher; die Besatzung bestand aus 40 Soldaten

und 90 Invaliden: diese schleppte man nach dem Greveplatze, und stach sie todt, oder hängte sie an Laternenpfähle, und die Bastille machte man dem Erdboden gleich. Bei dieser trefflichen Arbeit waren am eifrigsten die Bettler der Vorstadt St. Antoine, welche keine Beinkleider trugen, und so kam es, daß die Aufrührer bei den rechtschaffenen Leuten spöttisch nur Sans-culottes, Ohnehosen hießen, eine Benennung, welche die Volksfreunde bald als einen Ehrentitel annahmen. Jeder Republikaner, auch wenn er reich war, nannte sich selbst einen Bürger Ohnehosen (citoyen sansculottes).

In den folgenden Tagen hielten die Bastillenstürmer eine Procession durch die Stadt, Gott zu danken für den siegreichen Tag. Vorauf trug man auf Fleischgabeln einige Hosen statt der Fahnen; ihnen folgten Ohnehosen, welche auf hohen Stangen die Köpfe der Ermordeten trugen; andere trabten mit abgeschnittenen Händen oder Beinen einher, und den Zug schlossen französische Garden, Bürgerkompagnien und Volk, besonders Weiber und Jungfrauen. Fremde, welche diesem scheußlichen Schauspiele zusahen, glaubten aus der Hauptstadt der feinfühlenden Franzosen, an die Thore des Serails oder an die Ufer des Ohio versetzt zu seyn. Alle Plätze der Stadt, auch die neue Brücke, waren fortwährend mit Kanonen besetzt, und Lafayette, der als Jüngling schon in Nordamerika gefochten hatte, organisirte auf Betrieb der Nationalversammlung eine Nationalgarde zu Paris von 31000 Mann, doch gab er sich gegen den König das Ansehen, als geschehe dies zum Besten des Thrones. Ludwig gab wieder nach: er verabschiedete das große Heer zwischen Paris und Versailles, und rief Necker zurück.

Was machte aber unterdessen die Nationalversammlung? Statt auf Mittel zu denken, die Schuldenlast des Reiches zu tilgen, nahm sie philosophische Untersuchungen vor, und erklärte die Rechte des Menschen und Bürgers. Bei Tage schliefen die Herren gewöhnlich, ihre Sitzungen hielten sie

dann des Nachts, und da waren die meisten betrunken. In der Nacht vom 4ten August schafften sie allen Unterschied der Stände ab, und brachten in 5 Stunden viele tausend Menschen um ihr Brod. Die höchste Gewalt legten sie dem Volke oder vielmehr sich selbst als Stellvertretern des Volkes bei, und ließen dem Könige nur das Recht, den Beschlüssen der Nationalversammlung seine Beistimmung zu versagen.

Da es so stand, verließ der eine Bruder des Königs, der Graf von Artois, gleich das Land. Der Herzog von Orleans, ein abscheulicher Mensch, ein besonderer Feind der Königinn, kaufte um Paris her alles Korn auf, und bewirkte dadurch eine Hungersnoth in der Hauptstadt, welche die Bürger zu neuer Raserei entflammte. Wäre dieser Umstand nicht gewesen, so hätte die Königinn vielleicht eine Gegenrevolution bewirkt. Am 1. October gaben nämlich die Leibgarden zu Versailles den Linientruppen ein Gastmahl; die Revolution und ihre Folgen kamen zur Sprache, und schon wollte ein Grenadier, welcher den Nationaleid geleistet hatte, sich aus Reue erstechen, als die Königinn, den Dauphin auf den Armen, hineintrat, den Thronerben diesen ehrenwerthen Kriegern empfahl, und sie um Beistand anrief, wie einst ihre Mutter Maria Theresia die tapfern Ungarn. Der Dauphin ging von Hand zu Hand; Maria Antonia setzte sich zwischen die Soldaten, grüßte auch den Gemeinen, und nahm Theil an dem Feste. Alle Offiziere rissen die dreifarbige Kokarde von ihren Hüten, traten sie mit Füßen, und steckten die zweifarbige des Hofes auf. Dann gingen sie unter die Fenster des Königs, laut klagend, und als der König freundlich auf dem Balkon erschien, sangen sie die rührende Arie: Verläßt denn alles dich, o Richard, o mein König?

Die Nachricht von dieser Stimmung der Truppen kam bald nach Paris. Mirabeau traf hier ein, und wiegelte die Fischweiber und anderes Gesindel auf, die Beschimpfung der Nationalkokarde zu rä-

chen. Am 5ten October Morgens zog der Pöbel aus Paris, wohl 14000 Personen, alle als Weiber gekleidet, obgleich unter ihnen auch verkappte Deputirte des Adels waren. Sie waren theils zu Fuß, theils zu Pferde und Wagen, fast alle betrunken, und auf dem Wege nach Versailles wetzten sie auf den Straßensteinen ihre Messer, wie sie sagten, der Königinn den Leib aufzuschneiden. Gegen 3 Uhr Nachmittags zogen sie betrunken und von Regen triefend ein, und traten in den Saal der Nationalversammlung, nach Brod schreiend. Zufrieden mit dem ehrenvollen Empfange, der ihnen hier geworden, machten sie sich an die zweite Arbeit, die Garden zu schlachten. Sie stürmten auf das Schloß, doch an diesem Abend wurden sie noch glücklich zurückgetrieben. Am andern Morgen sehr früh gelang es ihnen jedoch ins Schloß zu kommen. Die Königinn sprang aus dem Bette, gleich nach ihr drangen Weiber mit Schlachtmessern in ihr Gemach, und durchstachen das Bett. „Wo ist die Verwünschte? — riefen sie — ihr Herz wollen wir verzehren, von ihren Gedärmen uns Kokarden machen." Einige Gardisten wurden auf der Marmortreppe erstochen, und ihre Köpfe auf Stangen durch die Straßen getragen. Endlich erschien der König, und flehete um Gnade für seine Garden. Dies half. Der Pöbel rief: „Es lebe der König! Er gebe uns Brod, und verlasse seine Kinder nicht!" Andere riefen deutlicher: „Nach Paris mit ihm!"

Lafayette war, mehr gezwungen, als freiwillig, mit 20000 Mann Nationalgarde und 20 Kanonen aus Paris den Weibern nachgezogen, ihr Thun in Versailles zu unterstützen. Da nun auch er dem Könige zuredete, seine Residenz nach Paris zu verlegen, so fügte sich dieser, und setzte sich mit seiner Gemahlinn, mit dem Dauphin und seinem ältesten Bruder, Ludwig von Provence, in den Wagen. Der Weibertroß, die Nationalgarden und königl. Garden begleiteten ihn; vor seinem Wagen trug man auf Stangen die Köpfe seiner ermordeten Diener, hinter ihm folgten 50 Wagen mit Korn und

Mehl, die Weiber saßen auf den Kanonen, andere trugen junge Bäume, an deren Zweigen Brode hingen, und riefen beim Einzuge den Parisern zu: Hier bringen wir euch den Bäcker und die Bäckerfrau und den kleinen Gesellen! Als der König aus dem Wagen stieg, hörte man einzelne Stimmen: „An die Laterne!" Den patriotischen Fischweibern wurden Ehrenbänder ausgetheilt.

Den 19ten October versetzte sich auch die Nationalversammlung nach Paris, und stellte in den folgenden Tagen zum Schein eine gerichtliche Untersuchung der vorgefallenen Gräuelthaten an. Man erbat sich auch das Zeugniß der Königinn, diese erklärte aber, sie werde nie einen Unterthan des Königs verklagen, und die Nationalversammlung befahl, die Sache ruhen zu lassen.

Dieselbe schritt nun in ihrem Werke rasch voran. Am 2. Nov. wurden alle Kirchengüter für Eigenthum der Nation erklärt, um die Staatsschuld zu bezahlen, und die Geistlichen auf Sold aus der Staatskasse verwiesen. Am 4. Nov. theilte man das Reich in 83 Departements, die von Flüssen, Bergen u. s. w. benannt wurden, und setzte fest, in jedem Departement solle ein Präfect und ein Bischof, in jeder Gemeinde ein Maire (Bürgermeister) seyn. Die Bischöfe mußten aller Verbindung mit dem Pabste entsagen, und alle geistlichen Personen den Bürgereid leisten. Da dieser Eid gegen ihr Gewissen war, so wanderten die meisten aus. Am 19. December wurden auch die Güter des Königs eingezogen, und dem Könige 25 Millionen Livres Gehalt aus der Staatskasse angewiesen, am 13. Febr. 1790 alle Klöster aufgehoben.

§. 81.

Die Jakobiner.

In diese Zeit fällt auch die Gründung der Clubbs, geheimer Gesellschaften, in denen die Mitglieder der Nationalversammlung, die von derselben Partei waren, des Nachts besprachen, was sie am folgenden

Tage in den Sitzungen durchsetzen wollten. Der berüchtigtste ist der Jakobinerclubb, der sich in der Jakobskirche der Dominikaner versammelte, und aus den wüthendsten Aufrührern bestand. Die Jakobiner trugen schmutzige Kleider und eine rothe Mütze.

Ein vorzüglicher Jakobiner war der Baron Clootz aus Cleve, der sich Anarchasis, Redner des Menschengeschlechts nannte. Am 19. Juni 1790 veranstaltete dieser einen feierlichen Zug von angeblichen Deputirten verschiedener fremder Nationen an die Nationalversammlung. Da sah man Deutsche, Polen, Schweden, Schweizer, Holländer, Brabänter, Engländer, Spanier, Italiäner, sogar Araber, Syrer, Chaldäer und Amerikaner, alle in ihrer Landestracht: die Kleider hatte der Baron aus der Garderobe der Komödienhäuser genommen. Der Redner des Menschengeschlechtes hielt im Namen aller dieser Nationen eine tolle Rede an die Nationalversammlung, daß es ihr Wunsch sey, an der Freiheit der französischen Nation und an dem bevorstehenden Bürgerfeste Theil zu nehmen. Der Präsident beantwortete diese Rede in eben so hochtrabenden Ausdrücken, und schloß mit den Worten: „Ja, meine Herren, Frankreich schätzt es sich zur Ehre, Sie zu dem Bürgerfeste, dessen Vorbereitungen die Nationalversammlung befohlen hat, zuzulassen; aber dagegen glaubt es sich berechtigt, von Ihnen einen glänzenden Beweis Ihrer Dankbarkeit zu fordern. Kehren Sie nach der erhabenen Feier in Ihr Vaterland zurück, sagen Sie Ihren Monarchen, sagen Sie Ihren Regenten, wie dieselben auch heissen mögen, daß sie, wenn ihnen daran gelegen sey, ihr Andenken bis auf die späteste Nachwelt zu bringen, nur dem Beispiele Ludwigs XVI., des Wiederherstellers der französischen Freiheit, folgen müssen." Und nun klatschte die ganze Nationalversammlung den Hanswursten lauten Beifall, und der hochwichtige Vorfall wurde zu Protokoll genommen.

Das eben angedeutete Bürgerfest hielt man den

14ten Juli 1790, die Zerstörung der Bastille zu feiern: auf dem Marsfelde stand der Altar des Vaterlandes.

Eine neue Schande luden die Jakobiner auf sich, daß sie die Kirche der h. Genoveva ausräumten, und sie zum Pantheon für die Apostel des Unglaubens und Aufruhrs umschufen. Den 2. April 1791 starb Mirabeau. Auf Befehl der Jakobiner wurden an diesem Tage alle Schauspielhäuser geschlossen; der Clubb und die Präfectur von Paris legten auf 8 Tage Trauer an, die Munizipalität auf 3 Tage, und man nannte ihn den Helden der Revolution, den heiligen Mirabeau, den ersten Gott Frankreichs. Er war der erste, der im Pantheon begraben wurde, und sein Nachbar ward Voltaire am 11. Juli desselben Jahres. Seine Asche wurde in einem prächtigen Sarge nach Paris geholt, die Nacht hindurch auf dem Platze der Bastille ausgestellt, und am folgenden Tage von 12 weissen Pferden unter Begleitung des Jakobinerclubbs, der Bastillenstürmer, der Nationalversammlung, der Minister, der Nationalgarde u. s. w. nach dem Pantheon gefahren. Auf dem Sarge thronte Voltaire in Wachs auf einem Paradebette, und wurde unterweges dreimal gekrönt.

Nun sah Ludwig XVI. ungefähr, wohin man zielte, und er beschloß zu entfliehen.

§. 82.

Ludwig's versuchte Flucht.

(21. Juni 1791.)

Pässe erhielt er vom russischen Gesandten, seine Gemahlinn hieß in denselben Baroninn v. Korff, er selbst derer Kammerdiener, und nur die wenigen Diener des Schlosses, welche mitreisen sollten, wurden von dem Plane unterrichtet, da am Abend den 20. Juni der König seine Dienerschaft schon entlassen hatte, mit dem Befehle, ihn am andern Morgen um 8 Uhr zu wecken, welches seine gewöhnliche Stunde war. Da alles im Schlosse schlief, gingen

1 Uhr Nachts die königlichen Personen einzeln aus den Tuilerien, eben so ihr Gefolge, und erreichten glücklich den Platz, wo ihrer die bestellten zwei Wagen warteten, obschon 500 Soldaten das Schloß umsetzt hielten. Auf der Straße begegnete Lafayette der Königinn, aber er wollte sie nicht kennen. Schnell rollten die Wagen aus der Stadt: beim Könige saßen im Wagen seine Gemahlinn, sein Sohn und seine Tochter nebst derer Gouvernante, Frau von Tourzel, und seine Schwester Elisabeth. Abends 8 Uhr kamen sie nach St. Menehould in Champagne, wo sie die Pferde wechselten. Dem Postmeister Drouet kam die Eilfertigkeit der Reisenden, die für ihre zwei Wagen 11 Pferde forderten, sonderbar vor: er guckte in den ersten Wagen, und der dicke Mann kam ihm wie der König auf den Münzen vor, doch gab er unverweigerlich die verlangten Pferde, befahl seinen Postknechten, nach dem nächsten Städtchen Varennes einen Umweg zu nehmen, und er selbst ritt auf einem schnellen Rosse dahin voraus, wo er um 11 Uhr Nachts anlangte. Ueber der Brücke warf er einen Karren um, der eben da stand, und als er so den Weg hinter sich gesperrt hatte, pochte er die Leute in Varennes aus den Betten, rief die Bürgergarde zu den Waffen, und erwartete die Reisenden. Sie erschienen, mußten ihre Pässe vorzeigen, und diese wurden richtig befunden, nur Drouet schrie, der Paß sey falsch, der Präsident der Nationalversammlung habe ihn nicht unterschrieben. Das Volk zu Varennes ließ sich täuschen, da das Gesetz bei den Pässen die Unterschrift jenes Präsidenten nicht forderte. Es sprengten Husaren des Generals Bouillé von Metz herbei, die Wagen zu befreien, wie es verabredet war. Dies machte den Argwohn noch stärker: die Husaren wollten auf den Pöbel einhauen, aber der nur zu gute Ludwig verbot ihnen, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und so wurde er erkannt. „Ja — sprach er zu dem staunenden Pöbel — ich bin euer König, und hier ist auch die Königinn, und diese sind meine Kinder; ich hoffe, man wird

uns mit der Achtung begegnen, welche die Franzosen immer für ihren König bewiesen haben."

Aber nein — die Güte des Königs rührte hier keine Seele, auch in den Provinzen schwindelten schon alle Köpfe von Freiheit und Gleichheit, der Monarch Frankreichs wurde zu dem Gemeindeprocureur Sauce gebracht, einem Lichtezieher und Seifensieder, der ihn durch seinen stinkenden Laden in ein enges Stübchen führte, und ihm ein Glas Burgunder einschenkte. Umsonst flehete der König, man möge ihn mit den Seinigen ziehen lassen: man hielt ihn auf, bis ein Adjutant von Paris heransprengte, und befahl, ihn nach Paris zurückzuführen. Erst 9 Uhr Morgens hatte man in Paris seine Entweichung bemerkt, und gleich hatte man Sturm geläutet, Allarm geschlagen, Eilboten nach allen Gegenden ausgesendet. Ludwig mußte sich wieder in den Wagen setzen, mit seiner trostlosen Familie, und den Rückweg antreten: bewaffnete Bürger und Bauern begleiteten ihn. General Bouillé näherte sich dem Städtchen Varennes, den geliebten König zu bewillkommen, und nur mit genauer Noth entwich er über die Gränze, da man überall zum Sturm auch gegen ihn läutete.

Zahllose Beschimpfungen erlitt die königliche Familie auf dem Rückwege, und die Königinn fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Am 25. Juni Abends halb 8 Uhr war man wieder vor den Tuilerien, und als die königliche Familie eingezogen war, wurden doch die Thore des Palastes gleich geschlossen. So war die Familie gegen Ermordung einstweilen gesichert, aber ihre Bewachung wurde geschärft. Die Königinn mußte den Dauphin abgeben, 12 Capitains bewachten den König Tag und Nacht bei offenen Thüren, und als die Königinn einmal gedankenlos die Thür zumachte, öffnete der Offizier sie gleich wieder, und sagte: „Madame, Sie machen sich eine vergebliche Mühe." Wollte der König im Garten frische Luft schöpfen, so gingen 8 Mann mit geschultertem Gewehr ihm zur Seite, und Nachts schlief Lafayette neben seinem Bette.

§. 83.

Die Constitution.

(14. Sept. 1791.)

Nach etwa 7 Wochen bekam der König wieder etwas mehr Freiheit, da er die neue jetzt vollendete Constitution beschwur. Solches geschah auf dem Marsfelde, nachdem vorher am Altare des Vaterlandes eine Messe gehalten war, wobei auch der Priester in den drei Farben auftrat. Durch diese Constitution verlor der König das Recht der Gesetzgebung, erhielt aber das Veto, d. h. er konnte, den römischen Tribunen gleich, jedes eben gemachte Gesetz für unkräftig erklären. Dann bekam er überhaupt die vollziehende Gewalt (le pouvoir exécutif) weswegen witzige Friseurs und Fischweiber die Königinn oft la femme du pouvoir exécutif nannten, und 6 Minister wurden ihm zu Regierungsgehülfen beigegeben.

Den 1. October 1791 trat nun die erste Nationalversammlung ab, und die gesetzgebende Versammlung kam an ihre Stelle. Sie heißt gewöhnlich der Convent, und bestand aus 747 ächten Jakobinern aller Departements; daher unternahm sie noch weit gemeinere Streiche. Den 11. Januar 1792 ward in allem Ernste berathschlagt, ob man die Beinkleider nicht ganz verbieten solle, um alle Franzosen den griechischen und römischen Republikanern gleich zu machen. Der Redner des Menschengeschlechts schlug vor, den Deutschen den Krieg zu erklären, weil sie die Emigranten aufnähmen, und präsentirte 4 Wochen später den Gesetzgebern des Menschengeschlechts ein Buch über die Wahrheit der türkischen Religion.

Der Krieg gegen das deutsche Reich wurde erklärt, zumal da sich schon Oestreich und Preußen auf Betrieb des Grafen von Artois verbündet hatten, dem armen Ludwig und dem unglücklichen Frankreich Ruhe zu schaffen. Das Glück lächelte anfangs den Verbündeten: sie verjagten die Franzosen aus

Brabant, und drangen siegreich nach Paris vor. Die Nachricht dieser Begebenheiten regte in Paris den Pöbel auf, welcher glaubte, König Ludwig habe die Oestreicher und Preußen herbeigerufen. Da er zu gleicher Zeit von seinem Veto Gebrauch gemacht hatte, die Deportation der ungeschwornen Priester zu hintertreiben, so glaubte man Ursache genug zu haben, den König als einen Feind des Vaterlandes (d. h. der Jakobiner) zu betrachten, und unter dem Maire Pethion stürmte der Pöbel am 20. Juni (1792) gegen die Tuilerien, die königliche Familie zu morden. Ludwig XVI. stellte sich unerschrocken mitten zwischen die Mörder, ließ sich eine Jakobinermütze aufsetzen — die Königinn desgleichen, welche sich auch die Nationalkokarde vor die Brust stecken ließ — aber nicht wich die königliche Familie; der Bierbrauer Santerre wurde in seiner Rede durch die stolzen Blicke der Königinn verwirrt, und sagte beim Abzuge: Der Streich ist vereitelt!

§. 84.

Verhaftung des französischen Königs.

(10. August 1792.)

Bald darauf langte in Paris die Nachricht an, daß die Deutschen zwei französische Festungen erobert hätten. Dies benutzten Robespierre, Pethion und andere Jakobiner, das Volk in Paris zu einem neuen Sturme aufzuwiegeln, der in der Nacht auf den 10. August vorgenommen werden sollte. Schon am Tage vorher, den 9. August, wußte es ganz Paris. Der Convent hielt seine gewöhnliche Abendsitzung, umsonst bat der König wiederholt um einige Deputirte zu seinem Schutze; die Gesetzgeber gingen vielmehr aus einander, und als sie nach einer Stunde wieder zusammentraten, sprachen sie vom Negerhandel.

Um Mitternacht gingen die Sturmglocken, ein gemietheter Haufen von Fremden durchzog die Stra-

ßen, und führte Kanonen gegen die Tuilerien auf, doch erst um 7 Uhr Morgens begann der Angriff, und schon um 9 Uhr flüchtete der König mit seiner Familie durch eine Hinterthür, und begab sich um Schutz in den Saal des Convents. Kurz nach 10 Uhr war das Schloßthor gesprengt, und nun wurden 900 Schweizer, alle Pagen, Schloßdiener, Köche und Küchenjungen, kurz, alles Lebendige im Schlosse ermordet, die Leichen aus den Fenstern geworfen, die Glieder, ausgerissene Herzen und Eingeweide auf Piken durch die Straßen getragen, und dann das ganze Schloß ausgeplündert. Heringsweiber legten die Kleider der Königinn an, und liefen in denselben umher. Noch den 11. Aug. dauerte das Morden fort, und wenigstens 4000 Menschen verloren an diesen beiden Tagen ihr Leben.

Der Convent wies der königlichen Familie eine Bude an, die an den Saal stieß, und für die folgende Nacht ein Kloster; dann brachte man sie in den Tempel, und ein im Wasser stehender Thurm, zu welchem man 126 Stufen zu ersteigen hatte, ward ihr Gefängniß. Hier saßen nun Ludwig XVI., seine Gemahlinn, seine beiden Kinder Maria Theresia Charlotte (14 Jahr alt) und Ludwig (7 Jahr alt) und seine Schwester Elisabeth (28 Jahr alt). Sie waren ein Herz und eine Seele, die Tante tröstete alle, und oft waren sie recht vergnügt. Ludwig stand des Morgens 6 Uhr auf, betete und las bis 9 Uhr, dann kamen die Königinn mit den Kindern und die Tante, nach genommenem Frühstück gingen alle ins Zimmer der Königinn, und die Kinder wurden unterrichtet, der Prinz vom Vater, die Prinzessinn von der Mutter. Um 1 Uhr wurden die Gefangenen von 5 Wächtern in dem Garten spazieren geführt, 2 Uhr war das Mittagsessen, darauf ein gesellschaftliches Spiel, dann wieder Unterricht. Wurde es finster, so setzten sich alle um einen großen Tisch, und die Königinn las vor; 9 Uhr war das Nachtessen, und der König ging in sein Gemach, legte sich aber vor Mitternacht nicht nie-

der. Er las in den 5 Monaten seiner Gefangenschaft 250 Bücher durch.

Jetzt, da der König suspendirt war, hatten die Jakobiner freie Hände. Sie sperrten alle Freunde der königlichen Regierung ein, alle Klöster und Klosterkirchen waren bald voll, sogar Privathäuser wurden zu Gefängnissen eingerichtet. Man wußte am Ende nicht mehr, wo man die vielen Gefangenen lassen solle. Da schlug der Justizminister Danton vor, sie alle auf einmal aus der Welt zu schaffen, um für andere Gefangenen Raum zu gewinnen; je mehr Blut, sagte er, den Freiheitsbaum bewässere, desto besser werde er grünen. Die gesetzgebende Versammlung billigte es. So wurden am 2. Septemb. früh Morgens die Stadtthore geschlossen, die Sturmglocken geläutet, der Generalmarsch durch alle Straßen geschlagen, und eine gedungene Rotte setzte sich in Bewegung, erst zur Abtei St. Antoine. Man ließ die Gefangenen einzeln herauskommen, und mordete sie, Mit aufgestreiften blutigen Armen zogen die Banditen wiehernd durch die Straßen von einem Gefängnisse zum andern, zuweilen erquickten sie sich in einem Weinhause, und setzten dann die blutige Arbeit wieder fort. Vor der Abtei St. Germain saßen 180 ungeschworne Priester schon auf Wagen, um deportirt zu werden; die Mörder hielten die Wagen an, und stachen alle nieder. Sechs Tage dauerte das Morden; Fischweiber trugen Glieder der Ermordeten jubelnd durch die Straßen, und bissen in das Menschenfleisch hinein. Dies neue Blutbad kostete 7000 Menschen das Leben.

Der Feldzug der Deutschen lief unterdessen schlecht ab, übele Witterung nöthigte sie in der Champagne zum Rückzuge; die Franzosen eroberten Brabant und alle deutschen Lande bis an den Rhein, und pflanzten überall den Freiheitsbaum. In mancher deutschen Stadt hatte sich schon vorher ein Jakobinerklubb gebildet, und die ankommenden Franzosen wurden als Brüder bewillkommt: das Wort Freiheit hatte auch kluge Männer bethört.

§. 85.

Die französische Republik.

(22. Sept. 1792.)

Am 21. Sept. 1792. trat die gesetzgebende Versammlung ab, und der Nationalconvent begann sein Werk. Gleich den ersten Tag erklärte derselbe Frankreich als Republik, schaffte die christliche Religion ab, und führte eine neue Zeitrechnung ein. Das Jahr vom 22. Sept. 1792. bis zum 22. Sept. 1793 hieß das 1ste Jahr der Freiheit, und im neuen Kalender standen keine Sonntage, keine Feste, keine Namen von Heiligen mehr, sondern jeder Monat hatte 30 Tage; immer der 10te Tag, Decadi genannt, war ein Ruhetag, und die andern neun Tage hießen Pridi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi. Die Namen der Heiligen waren durch Namen von Thieren, Gewächsen und Mineralien ersetzt, auf den Weihnachtstag war das Schwein gesetzt. Die Monate hatten von den Erscheinungen der Jahreszeiten ihre Benennung; so hießen die Herbstmonate Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, die Wintermonate Nivôse, Ventôse, Pluviôse, die Frühlingsmonate Germinal, Floréal, Prairial, die Sommermonate Messidor, Thermidor, Fructidor. Man sieht, die Republikaner bereicherten die französische Sprache mit nagelneuen Wörtern. Wurde doch Morden septembriser genannt! — Den Schluß des Kalenders machten 5 (im Schaltjahre 6) Ergänzungstage, republikanischen Spielen gewidmet.

Was man nun mit dem Könige, der in der Republik überflüßig war, machen solle, darüber waren die Meinungen getheilt; doch siegten bald die Wildesten, man müsse ihm den Proceß machen. Am 11. Decemb. wurde er vor den Convent gebracht, und angeklagt, er habe gegen die Nation eine Armee aufgerufen, mit dem Kaiser unterhandelt, die Flucht versucht, und gegen die beschworne Constitu-

tion gehandelt, d. h. gegen die Deportation der ungeschwornen Priester sein Veto eingelegt. Ludwig vertheidigte sich mit Würde, und man sah wohl, daß viele Mitglieder des Convents ihm geneigter wurden. Dennoch erlaubte man ihm, sich drei Vertheidiger zu wählen, und es erboten sich dazu drei wackere Männer, der Greis Malesherbes, ehemaliger Minister des Königs, der in Ungnade verabschiedet war, und die Advocaten Tronchet und Deseze. Ludwig erwartete, daß seine Vertheidiger nichts ausrichten würden, und schrieb am Weihnachtsfeste sein Testament, in welchem er seinem Sohne, seinen Brüdern und ihren Nachkommen zur Pflicht machte, seines Schicksals wegen sich nie an den Franzosen zu rächen. Am folgenden Tage wurde er wieder vor den Convent geführt, und Deseze sprach die Vertheidigung.

Während des Processes durfte Ludwig die Seinigen nicht mehr sehen, auch wurden ihm alle Schreibmaterialien genommen, und von den Büchern, die er zum Lesen kommen ließ, die weissen Ränder abgeschnitten, aus Furcht, es möchte mit einer geheimnißvollen Dinte etwas darauf geschrieben seyn. Auch Messer und Gabel ließ man ihm beim Essen nicht mehr zukommen, sondern bloß einen Löffel. Doch betrog die Königinn alle Wächter: sie ließ, weil sie über ihm saß, Schreibmaterialien und Briefe an einem Zwirnfaden zu seinem Fenster hinab, und zog auf diesem Wege seine Briefe zu sich empor, doch konnte dies nur des Nachts geschehen. Einmal schickte sie ihm ein Briefchen sogar durch einen Wächter in einem Knauel Zwirn. So erfinderisch macht treue Liebe.

Im Convente schritt man bald zum Stimmen über das Schicksal des Königs. Nach dem Gesetze der neuen Constitution waren in Criminalsachen ¾ Stimmen erforderlich, der Convent änderte aber während des Processes diese Regel, und setzte fest, daß Stimmenmehrheit hinlänglich seyn solle. Zudem setzten die Wüthenden im Convent den Beschluß durch, daß nur für Tod, ewige Gefangenschaft und Ver-

bannung solle gestimmt werden dürfen, also nicht für Befreiung.

Am 17. Januar 1793 schritt man zum Stimmen. Es waren nur 736 Mitglieder des Convents gegenwärtig, und noch von diesen wollten einige gar keine Stimme abgeben. Nun kamen 366 Stimmen für Tod, also fehlten noch 2 Stimmen an der Hälfte. Die Jakobiner waren bestürzt, zählten noch einmal, riefen mehrere ab, die nicht für Tod gestimmt hatten, so laut diese sich auch darüber beschwerten, und brachten durch solche Künste eine Mehrheit von 26 Stimmen heraus. Auch der Herzog von Orleans, der sich jetzt Egalité nannte, stimmte für den Tod. Der Deputirte Valaze schlug am andern Tage in allen Straßen von Paris seine Erklärung an, er habe nicht für den Tod des Königs gestimmt, und sey doch mitgezählt. Die drei Vertheidiger des Königs legten eine Apellation an die Nation ein, wurden aber nicht gehört.

§. 86.

Ludwig XVI. unter der Guillotine.

(21. Januar 1793.)

Am 20. Januar wurde das Urtheil dem Louis Capet, wie die Jakobiner den König nannten, vorgelesen. Er war gefaßt — die Königinn, als er ihr es erzählte, wünschte ihm Glück. Er stellte nur noch drei Bitten an den Convent: um eine Frist von 3 Tagen, um einen Beichtvater nach seinem Sinne und um die Befreiung seiner Familie. Nur die zweite Bitte wurde ihm gewährt, und da rieth seine Schwester ihm, ihren Beichtvater Edgeworth, aus Irland gebürtig, zu wählen. Dieser hielt sich versteckt, kam aber nun gleich hervor, und erbot sich, den König auf das Blutgerüst zu begleiten.

Augenblicklich bereitete Ludwig sich zum Tode. An seinen Bruder, Grafen von Provence, schrieb er folgenden Brief:

„Ich gehorche der Fürsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüst trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Bürde der königlichen Regierung auf. Sey sein Vater, und regiere den Staat, um denselben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Absicht ist, daß du den Titel eines Reichsverwalters annimmst; mein Bruder Carl wird den eines Lieutenant-Generals führen. Aber weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Versicherung einer weisen Freiheit und guter Gesetze wirst du meinem Sohne sein durch die Aufrührer entrissenes Erbtheil wieder geben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dieses Blut Gnade und Verzeihung ruft. Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels den 20. Januar 1793."

Am Abend dieses Tages nahm Ludwig Abschied von den Seinigen, die er nun allein sprechen durfte, und schlief einige Stunden. Morgens 4 Uhr stand er auf, Edgeworth hielt in seinem Zimmer die h. Messe, und reichte ihm das Brod des Lebens. Dann betete er mit ihm, und sie redeten zusammen, bis der Tag anbrach, und Getöse schon die Straßen erfüllte. Seine Familie noch einmal zu sehen, redete ihm Edgeworth aus, weil es sein Herz zerreissen möchte. Um 9 Uhr holte der Bierbrauer Santerre ihn ab. Ludwig gab einem Municipalbeamten sein Testament, mit der Bitte, es der Königinn zu bringen, nahm seinen Hut, und sprach zu Santerre: Lassen Sie uns gehen! Er trug einen braunen Oberrock, eine weisse Weste und schwarze Unterkleider. Unten am Thore des Gefängnisses stand eine Kutsche, in welcher schon zwei Soldaten saßen: sie nahmen den König und seinen Beichtvater in die Mitte. Man kann denken, mit welchen Empfindungen die Gemahlinn, Kinder und Schwester den Theuern abfahren sahen. Der kleine Dauphin stürzte die Treppe hinab, und wollte dem Va-

ter nach. Als der Thürhüter ihn freundlich zurückwies, sagte das Kind: „Ich bitte, bitte, lasset mich auf die Straße, ich will auf die Knie fallen, und die Leute bitten, daß sie Papa nicht todt machen!"

Der Wagen des Königs fuhr wie ein Leichenwagen; an beiden Seiten der Straßen waren dreifache Reihen Nationalgarde mit geladenen Flinten aufgestellt, aber kein Laut wurde gehört, die Gräßlichkeit der That erweckte in den Herzen der Franzosen nur Entsetzen. Auf dem Platze Ludwigs XV. stand die Guillotine, *) unter welcher der König sterben sollte, im Angesichte der Tuilerien. Ludwig stieg ruhig auf das schwarz ausgeschlagene Gerüst, welches von zahlreichen Soldaten zu Pferde und zu Fuß umgeben war; nur Edgeworth und zwei Municipalbeamten durften ihm folgen. Er blickte heiter mit Liebe über den ungeheuern Haufen seiner ehemals treuen Unterthanen, und wollte eine Rede halten. Aber Santerre rief wild: Keine Gnade! und auf sein Zeichen rührten alle Trommler und Trompeter ihre Werkzeuge, und von der Rede des Königs verstanden nur die, welche zunächst standen, daß er unschuldig sterbe, die Franzosen liebe, welche nur durch eine gottlose Rotte bethört würden, und seinem Volke Herstellung der Ruhe und des Glückes wünsche. Dann entkleidete er sich selbst, und als zwei wild aussehende Henkersknechte Miene machten ihm die Hände auf den Rücken zu binden, und ihn an dem Brette zu befestigen, wies er sie zurück; da ihn aber Edgeworth erinnerte, der Sohn Gottes habe sich auch fesseln lassen zur Erlösung der Menschen, so ließ er sich binden. Der Beichtvater bat ihn um seinen Segen, und Ludwig neigte sich küssend über ihn, und segnete ihn. Da wurde

*) Diese Köpfmaschine, von dem menschenfreundlichen Arzte Guillot der Nationalversammlung unlängst vorgeschlagen, ist ein Fallbeil, unter welches der Verurtheilte gebunden gelegt wird, das Gesicht nach unten gekehrt. Es fällt ihm, an einer Ramme ablaufend, in den Nacken und trennt augenblicklich wegen seiner Schwere das Haupt ab, da der Hieb eines Scharfrichters fehlen kann.

Ludwig unter die Guillotine geschoben: der Priester kniete, und sprach die Worte: „Sohn des heil. Ludwig, steig empor zum Himmel!" Das Beil fiel, zwischen 10 und 11 Uhr, Ludwig XVI. war nicht mehr, die gedungenen Soldaten riefen: Es lebe die Republik! aber das Volk rief nicht mit. Todesstille herrschte an diesem Tage in Paris, alle Thüren waren geschlossen, nur die Jakobiner jubelten, und ließen Victoria schießen. Auch ganz Europa vernahm den Königsmord mit Entsetzen. In London langte die Nachricht an, da das Volk im Theater war: die Engländer ließen aber das Stück nicht ausspielen, sondern gingen schweigend nach Hause. Pabst Pius VI. ließ dem gemordeten Könige ein feierliches Leichenbegängniß in der Peterskirche halten. Bettage für das unglückliche Frankreich hatte er schon früher angeordnet, und jetzt wurden dieselben erneuert. Die Jakobiner in Paris warfen dagegen Ludwigs Leiche auf dem Magdalenenkirchhof zwischen ungelöschten Kalk, sie zu vernichten, damit keiner von ihr Reliquien nehmen möchte, und wenn die Jakobiner Gastmähler gaben, so stand auf der Tafel das Modell einer Guillotine, unter welcher eine gekrönte Menschengestalt lag: beim Nachtische ließ man das Beil fallen, und aus dem Halse floß eine wohlriechende rothe Essenz, in welche die Gäste ihre Sacktücher tauchten.

§. 87.

Die Schreckenszeit.

(1793—1795.)

Die fürchterlichste Periode der Revolution sollte noch kommen. Oestreich, Preußen, Rußland, Spanien, Portugal, Neapel, der Pabst, Toscana und das deutsche Reich schlossen ein Bündniß, den Königsmord zu rächen. Die Republik hatte ja auch alle Völker schon im December 1792 aufgefordert, sich frei zu machen, und ihnen thätigen Beistand dazu verheissen. An der Spitze des furchtbaren Bun-

des stand England, und 20 Jahre lang hielt es den Krieg gegen Frankreich aus, als auch alle Bundesgenossen schon darnieder lagen. In Frankreich selbst stand ein Heer Patrioten auf, besonders in der Vendée, die den gefangenen kleinen Dauphin als Ludwig XVII. zum Könige ausriefen, und viele Jahre einen verzweifelten Krieg gegen die Republikaner führten.

Unter diesen Umständen wurden die Parteien in Paris immer wilder. Es galt nun, ihre eigene Dauer und ihr Leben zu sichern. Nach einem zweitägigen Gemetzel behielt den 2. Juni 1793 die wildeste Partei unter Robespierre die Oberhand, 21 Mitglieder des Convents wurden als Verräther verhaftet, und dem Sicherheitsausschusse zur Bestrafung übergeben. Dieses Tribunal hatte den Zweck, die Aristokraten (Vornehme, Priester, überhaupt die Gemäßigten) zu richten, und stand unter dem Wohlfahrtsausschusse, einer Bande von 9 Tyrannen, Robespierre an der Spitze, welche die ganze Regierung an sich riß. Nun herrschte Robespierre unumschränkt, was man dem Könige nicht gestattet hatte, und die Schreckenszeit begann: durch Schrecken wollte man die Gesinnungen bändigen.

Am Ende des Monats Juni saßen 10000 Menschen in den Gefängnissen, und täglich wurden regelmäßig 40 und mehr guillotinirt, dennoch wollten die Kerker nicht leer werden. In den Kerkern herrschte die Pest wegen der faulen Dünste, dadurch starben in einem Loche von 36 Personen allein 29 hin. Die Verwandten wurden oft gezwungen, der Hinrichtung der Ihrigen zuzusehen, und wer seufzte, wurde als ein Mißvergnügter auch hingerichtet. Frauen, die es wagten ihre Männer loszubitten, band man an die Pfosten der Guillotine, daß sie von dem Blute ihrer Männer bespritzt wurden. Zarte Töchter wurden guillotinirt, weil sie den Aufenthalt ihrer Väter nicht verrathen wollten. Alle Familienbande sollten gelöset werden, und wirklich verriethen junge Brauseköpfe, enthusiastisch für die eingebildete Freiheit und Gleichheit eingenommen, wohl

ihre Eltern und Geschwister, wenn diese die Revolution nicht liebten. Niemand war mehr seines Lebens sicher, zu welcher Partei er auch gehörte, wenn er Robespierre im Wege stand. Der Cordelier (Mitglied des Clubbs im Franziscanerkloster) wurde guillotinirt, der Jakobiner auch; der Gemäßigte wurde guillotinirt, der Reiche guillotinirt; wer schwieg und wer redete, wurde guillotinirt; alle ehemaligen Parlamentsräthe, alle Banquiers wurden guillotinirt, nur vom Pöbel ward keiner guillotinirt, darum betete der Pöbel den Tyrannen Robespierre an, und war die feste Stütze seiner eisernen Herrschaft gegen den Convent. Keine Feder kann es beschreiben, wie viel Blut dieses Scheusal vom Menschen vergossen hat. Mit Sulla und Nero kann man ihn nicht vergleichen: Robespierre übertraf alle Tyrannen der alten und neuen Geschichte. Einst war er bei einem Gastmahle, trank zu viel Wein, und sagte unverhohlen, er werde sich bald zum Könige von Frankreich ausrufen lassen. Am andern Tage erinnerte ihn einer der Gäste an diese Aeusserung, und Abends waren alle, welche bei dem Mahle gewesen waren, guillotinirt. Nun konnte ihn keiner verrathen. Die Reichen wurden am ersten verhaftet, denn jeder Reiche hieß ein Aristokrat; sie mußten selbst im Gefängnisse für Wohnung und Essen unerhörte Summen bezahlen, selbst wenn ihr eigenes Haus ihr Kerker war. Arme Gefangene bekamen Wasser und Brod und gebratenes Fleisch der Guillotinirten. Schon in unsern Tagen wird es Menschen geben, welche diese Gräuel nicht glauben, und doch sind sie wahr. Anfangs wurde über die Gefangenen noch ein kurzes Gericht gehalten, nachher fand man dies zu weitläufig: man kerkerte Verdächtige ein, und schickte sie zur Guillotine, Vertheidigung war nicht erlaubt. Manche wurden wegen einer Namensverwechslung hingerichtet; andere waren schon guillotinirt, wenn man sie in's Verhör rief, wieder andere entkamen durch Gegenwart des Geistes noch an den Stufen des Blutgerüstes. Ein wackerer Priester stand unter einer Schaar solcher,

die bluten sollten; der eine nach dem andern stieg hinauf, und wurde getödtet. Da fuhr ein Soldat, der zur Wache da stand, jenen Priester barsch an: „Citoyen, was stehst du hier unter den Verräthern? Fort mit dir!" Der Priester ging ungehindert fort, emigrirte, und behielt sein Leben. — Man vergoß in Paris so viel Blut, daß der Platz, wo die Guillotine stand, sich in einen Sumpf von Menschenblut verwandelte, und man sie nach einem andern Platze versetzen mußte.

In dieser Schreckenszeit fielen wieder mehrere Glieder der königlichen Familie. Den 2. Aug. 1793 brachte man die Königinn Maria Antonia aus dem Tempel in die Conciergerie, und wies ihr ein unterirdisches Loch an, welches 8 Fuß lang und 8 Fuß breit war. Hier schlief sie 2 Monate fast auf Stroh, denn sie hatte nicht mehr Bettwerk, als was sie in einem Bündel unter dem Arm aus dem Tempel mitgenommen hatte. Ihre Garderobe bestand aus einem weissen Kleide mit schwarzem Gürtel, drei Hemden, einigen Hauben und schwarzem Schlafrocke, welche Sachen sie im Tempel noch eben in ihr Armbündel geknüpft hatte. Den 9. August erschien sie zum ersten male vor dem Revolutionstribunale, und hielt eine kühne Rede. „Mit welchem Unglück — sagte sie unter andern — drohen nun auch mir die Mörder meines Gemahls? Was habe ich gethan, oder was habe ich thun können? Haben die mütterlichen Liebkosungen gegen meine Kinder, die Thränen, welche ich unablässig um meinen Gemahl vergieße, die Wuth unserer Feinde noch vermehrt? Ach, sollte ich dadurch strafbar geworden seyn, daß ich mein Unglück fühlte, o so entscheidet über mein Schicksal, und lasset die eiteln Formalitäten weg, die meine Marter nur verlängern, und vereinigt das Blut eurer Königinn mit dem Blute eures Königs: O könnte mein Blut doch das Unglück, das immer schrecklicher auf Frankreich losstürmt, abwenden, und Frieden und Glück wieder in den Schooß des bejammernswürdigen Landes zurückbringen!" Viele Augen wurden naß

bei dieser Rede. Am folgenden Tage bekam sie vor 11 Uhr Nachts nichts zu essen, denn der Wärter vergaß sie, da man ein Nationalfest hielt, zur Feier des 10. August im vorigen Jahre. Sie wurde krank, und ein Commissair bot ihr einen Arzt an, sie wies aber nach oben, und sagte: „Dort ist das Ende aller meiner Leiden.“ — Den 14. Sept. war sie wieder 4 Stunden lang im Verhöre, und wurde zuletzt ohnmächtig weggetragen. Der förmliche Proceß begann erst den 11. October, und als der Präsident des Blutgerichts sie förmlich fragte, wer sie sey, antwortete sie: „Maria Antonia von Oestreich, Königinn der Franzosen.“ Ganze 18 Stunden saß sie am letzten Tage (15. Octob.) im Blutrathe, wurde ganz erschöpft, und schlief nachher in ihrem Kerker gleich ein. Sie träumte von ihren Kindern, und streckte unaufhörlich die Hände nach ihnen aus. Nachts 4 Uhr sprachen die Richter ihr Todesurtheil, um 5 Uhr wirbelten schon die Trommeln in allen Straßen zur Hinrichtung, und der Pfarrer von St. Lorenz trat zur Königinn ein, weckte sie, und bereitete sie zum Tode vor. Die Religion tröstete sie, daß sie nun nicht mehr um ihre Kinder jammerte. Um 10 Uhr kündigte man ihr an, es sey Zeit, sterben zu gehen. Sie setzte sich eine runde Haube mit schwarzem Bande auf, und zog ein weisses Camisol an, welches unter den Aermeln und an den Ellbogen zerrissen war, und da man ihr dies andeutete, antwortete sie sanft: Ich habe nichts Besseres. Statt einer Kutsche mußte sie den gemeinen Karren besteigen, und auf demselben fuhr man sie rücklings durch die lange Straße St. Honoré; die schwachen Arme hatte man ihr noch auf den Rücken gebunden, neben ihr saß der Beichtvater, auch rücklings, vor ihr der Sohn des Scharfrichters. Der Trauerzug dauerte 5 Viertelstunden. Einzelne Stimmen schrien: Bravo, es lebe die Republik! aber im Ganzen entsetzte sich das Volk, denn die Königinn, die erste Schönheit Frankreichs, glich nur einem Gerippe, ihr Haar war gebleicht, ihr Anzug zerrissen. Am Palais-royal ward sie ausgezischt, ihr Auge sprach

Vergebung. Gegen die Mittagsstunde (16. Octob. 1793.) kam sie auf den Platz, wo auch ihr Gemahl geendet hatte. Hastig stieg sie die Blutbühne hinan, blickte noch einmal nach den Tuillerien, warf sich auf die Knie, und betete: „Gott, erleuchte und rühre meine Henker! Lebet wohl auf immer, meine Kinder! ich gehe zu euerm Vater!" Man band sie schnell auf das Brett, und schob sie unter das Beil. Noch einmal erhob sie sehnsuchtsvoll ihre Augen zum Himmel, und ihr Haupt fiel. Am Abend tanzten Ohnehosen bei Fackelschein an dieser Stätte; den Dauphin fuhr man in einer Kutsche hin, zeigte ihm die Guillotine, unter welcher eben seine Mutter gestorben war, und bedeutete ihm — dem 8jährigen Knaben — es werde ihm nicht besser ergehen, als seinen Eltern, wenn er sich einfallen lasse, König in Frankreich seyn zu wollen. —

Den 9. Mai 1794 Abends 7 Uhr brachte man auch die Prinzessinn Elisabeth aus dem Tempel in die Conciergerie, wo sie gleich verhört wurde. Am andern Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, da sie nach ihrem Stande gefragt wurde: „Ich heisse Elisabeth von Frankreich, und bin die Tante euers Königs." Das war genug, sie zu verurtheilen. Noch 24 andere wurden vor ihr guillotinirt, sie mußte zusehen, und empfing den Todesstreich zuletzt. Sie starb ebenfalls ohne Klage gegen ihre Mörder. Ihren Bruder, den König, hat sie ungemein geliebt.

Der junge Dauphin, den die Königlichgesinnten Ludwig XVII. nannten, war seiner Mutter, als sie noch im Tempel saß, schon den 4. Juli 1793 entrissen, und dem Schuster Simon, einem wilden Jakobiner, zur Erziehung gegeben worden. Dieser behandelte den sanften Knaben so hart, daß derselbe alle Lust am Leben verlor, und zuletzt in 15 Monaten kein Wort mehr sprach. Er bekam auch die englische Krankheit, alle Gelenke schwollen ihm auf, die Zähne faulten weg. Man setzte ihn wieder in den Tempel, hier starb er den 8. Juni 1795.

Nun nahm der Graf von Provence als Ludwig XVIII. den königlichen Titel an. Er lebte erst zu Verona, dann in Dillingen und Blankenburg. Als nachher die Franzosen in Deutschland einrückten, ging er nach Mietau in Rußland. Hier kam auch der brave Edgeworth zu ihm, wie auch die Prinzessinn Maria Theresia, Ludwigs XVI. Tochter, welche die Franzosen gegen einen gefangenen französischen General den Oestreichern ausgeliefert hatten. Diese wurde hier mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angouleme, Sohne des Grafen von Artois, vermählt. Edgeworth ward von der Familie wie ein Engel verehrt, wirklich ruhete eine himmlische Milde auf seinem Antlitze. Einmal ward er von seinem Herrn, Ludwig XVIII., an den russischen Kaiser Paul gesendet, um ihm den Orden vom h. Geiste zu überbringen. Der Kaiser wurde von der ehrwürdigen Gestalt des Mannes so ergriffen, daß er auf seine Knie fiel, und ihn um seinen Segen bat. — Im Jahre 1807 kamen viele französische Kriegsgefangene nach Mietau, unter welchen eine ansteckende Krankheit ausbrach. Edgeworth ging zwischen ihnen, und bereitete sie zum Tode. Zuletzt wurde er auch angesteckt, und endete sein schönes Leben. Die Herzoginn von Angouleme wartete ihm auf seinem Sterbebette auf. — Von Mietau mußte die königl. Familie nach Warschau ziehen, und zuletzt fand sie eine Freistätte in England, wo auch der Graf Artois lebte. —

Ich kehre zur Geschichte der Schreckenszeit zurück. Ausser den vielen Unschuldigen wurde auch mancher hingerichtet, der den Tod hundertmal verdient hatte. Der Herzog von Orleans, Egalité, hauchte den 6. Novemb. 1793 unter dem Messer seine schwarze Seele aus, der Redner des Menschengeschlechts, Baron Clootz, den 24. März 1794. Der Maire Pethion entfloh der Guillotine, und verhungerte, oder ward von wilden Thieren zerrissen, nach Jahren fand man sein Gerippe in einer Wildniß. Der grausame Marat, der die Scenen des 10. August und 2. September veranlaßt, und den

Sicherheitsausschuß gebildet hatte, wurde von Charlotte Corday, einer Republikanerinn aus Caen, welcher er den Bräutigam gemordet hatte, zu Paris aufgesucht, und durch das Vorgeben, sie habe ihm wichtige Verschwörungen in Caen zu entdecken, erhielt sie Zutritt. Sie dictirte ihm mehrere Namen, und Marat sagte: Gut, sie sollen alle sterben. „Das sollen sie nicht!" schrie das Mädchen, und in dem Augenblicke erstach sie den Bösewicht, der eben im Bade saß (14. Juli 1793). Marat wurde als ein Märtyrer im Pantheon begraben. Charlotte Corday mußte den Karren besteigen (17. Juli), und starb mit heiterm Gesichte. Als ihr Kopf fiel, rief eine Stimme: „Sehet, sie ist größer, als Brutus." Marat war ein kleiner verwachsener Mensch mit einer krächzenden Stimme, blutgierig wie ein Tieger, Robespierre's Vorgänger und Lehrmeister, Robespierre übertraf ihn jedoch. Während in Paris die Guillotine noch täglich beschäftigt war, schickte Robespierre seine grausamsten Gehülfen nach den größeren Städten der Provinzen. In vielen Gegenden fuhr man die Guillotine von Dorf zu Dorf. Zu Nantes ersäufte man die Verdächtigen in der Loire; zu Avignon guillotinirte Jourdan der Kopfabhacker, und warf Hunderte in eine Eisgrube, daß sie erfroren oder verhungerten; zu Lyon konnte die Guillotine nicht genug Menschen tödten, man stellte die Unglücklichen in Reihen, und schoß sie mit Kartätschen nieder, ja die Stadt Lyon selbst, die erste Stadt nach Paris, ward fast in einen Aschenhaufen verwandelt, weil sie keinen Jakobinerklubb in ihren Mauern aufkommen lassen, und Robespierre nicht als Gebieter anerkennen wollte.

Am empörendsten sind die Religionsgräuel dieser Zeit, die Nachwelt wird sie vielleicht nicht glauben. Den 7. November 1793 erklärte Gobel, geschworner Bischof von Paris, er wolle keinen andern Gottesdienst, als der Gleichheit, und schwur mit seinen Vicaren das Priesterthum ab. Dafür erhielten alle den Bruderkuß und die Jakobinermütze, und der Convent erließ das Decret, es gebe keinen Gott,

schrieb allen Priestern Abschwörung ihres Amtes vor, und verbot die Ausübung der christlichen Religion unter Todesstrafe. Demnach wurden die Kirchen ausgeleert, die h. Hostien von Ohnehosen mit Füßen getreten, und weil man doch eine Gottheit haben wollte, so ward die Vernunft (la raison) zu diesem Ehrenposten befördert, und die Domkirche Notre Dame zum Tempel der Vernunft geweihet. Die Göttinn war eine Statue, eine Dame mit der rothen Jakobinermütze, eine Pike in der Hand. Eine lebendige Vernunft, eigentlich eine Komödiantinn, trug der Convent unter feierlichen Chören in ihren Tempel, zu ihren Füßen lag ein Kreuz. In dem Tempel brachte man ihr ein Rauchopfer dar, und trug sie dann in den Conventsaal zurück, kniete dort vor ihr, und küßte sie. Hat Frankreich wohl jemals weniger Vernunft gehabt, als damals, wo es die Vernunft anbetete! — Am Dekadentage war nun der Dienst der Vernunft in ihrem Tempel: die Menschenrechte wurden vorgelesen, ein Beamter hielt eine Rede über Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, und zum Schlusse sang man — an der ehemals heiligen Stätte — Freiheitslieder. Die Bischöfe nahmen mitunter Frauen; z. B. Talleyrand, Bischof von Autun, und galten nur noch für einen Citoyen.

Robespierre fand es jedoch nicht gerathen, lange den Atheismus zu predigen, des Pöbels wegen, wie er sagte. Er ließ durch den Convent decretiren, daß ein höchstes Wesen sey, und die Seele des Menschen ewig lebe. Nun wurde auch das Fest des höchsten Wesens gefeiert, aber nach Jakobinerart, das Christenthum blieb verbannt.

Am Ende konnte Robespierre selbst sich nicht halten. Er würgte Freunde und Feinde, und war zuletzt allen Parteien zum Abscheu. Den 27. Juli 1794, da er eben viele Mitglieder des Convents zur Guillotine schicken wollte, wurde er im Convente verhaftet. Er stutzte, und rief: „Die Gauner siegen, die Republick ist verloren!" Aber man hörte

nicht auf sein Schreien, man brachte ihn in das Gefängniß Luxenburg. Hier war der Commandant noch bange vor ihm, und wollte ihn nicht aufnehmen. Man brachte ihn also zum Rathhause; hier versprachen die Bürgerbeamten ihm sogar Schutz, und der Pöbel in ganz Paris machte schon Anstalten ihn in Freiheit zu setzen, doch verlor der Convent die Fassung nicht, erklärte den Bluthund für vogelfrei, und schickte Soldaten ab, ihn vom Stadthause wiederzuholen. Erst lieferten die Convents- und Bürgertruppen sich aber ein Treffen in den Straßen, das Stadthaus mußte förmlich bestürmt werden, und als Robespierre mit seinen Freunden keine Rettung mehr sah, sprang einer von ihnen zum Fenster hinaus, und brach beide Beine, ein anderer erschoß sich, und Robespierre wollte sich auch eine Kugel durch den Kopf jagen, zerschoß sich aber nur die Kinnlade, und wurde auf einer Bahre zum Convente getragen. Die Gutgesinnten jubelten, ein Bürger rüttelte ihn auf der Bahre, und rief: „Tyrann, es gibt ein höchstes und gerechtes Wesen!" — Im Conventsaale wurde er auf einen Tisch gelegt, und mußte so liegen bis zum andern Tage. Er bekam ein Wundfieber, wurde von allen Umstehenden verhöhnt, und hörte sein Todesurtheil (28. Juli). Nachmittags 4 Uhr führte man ihn zur Guillotine, sein zerschossenes Gesicht hatte er in eine große Mütze gehüllt. Vor dem Karren tanzte ein Weib her, und rief: „Dein Tod macht mich vor Freude närrisch. Hinab mit dir zur Hölle, du von allen Frauen und Müttern Verfluchter!" Auf dem Blutgerüste riß man ihm die Binde von der Wunde, daß alle das scheußliche Gesicht sehen konnten, und man ließ ihn eine Weile unter dem Messer liegen, ehe es fiel, damit er die Todesangst, die er so vielen verursacht hatte, völlig empfinden könnte. Gleich nach ihm starben Henriot, Commandant der Nationalgarde, der Präsident des Revolutionstribunals und noch 19 andere; am folgenden Tage wurden noch 71 Anhänger Robespierre's hingerichtet, unter denen die

meisten Mitglieder der Munizipalität, und der Jakobinerclubb ward zerstört.

Nun kam wieder etwas Besinnung in die Franzosen zurück. Aber der Kampf der Parteien dauerte fort, und mancher mußte noch bluten.

Das Kriegsglück war veränderlich. Im Sommer 1793 brachen die Deutschen in Frankreich ein, die Spanier stiegen über die Pyrenäen, die Engländer nahmen sogar Toulon weg. Aber die Schreckensmänner boten das Volk in Masse auf, 13 Heere wurden gebildet, der Enthusiasmus riß Greise und Knaben in's Feld, die Freiheit und Gleichheit gegen die Königsknechte zu vertheidigen, und alle Feinde wurden geschlagen. Im Jahre 1794 ward der Rhein wieder die Gränze, im nächsten Winter auch Holland erobert, und zur batavischen Republik umgestaltet, die Engländer aber siegten zur See, und nahmen fast alle Colonien Frankreichs und Hollands weg, auch das Cap der guten Hoffnung.

Nichts war possirlicher zu sehen, als die ersten republikanischen Heere. Sie bestanden aus Bauern und Handwerksburschen, die nicht lesen und schreiben konnten; der eine trug einen rothen, der andere einen weissen Rock, der dritte lief in einem Camisölchen mit, und die meisten Offiziere hatten kein Hemd am Leibe. Und diese elenden Haufen schlugen alle ihre Feinde aus dem Felde, ihre Offiziere bildeten sich in den republikanischen Kriegen zu den besten Generalen aus. Nach einem Siege auf fremden Boden war für die Neufranken immer das erste, daß sie sich neu kleiden ließen. Folgendes Briefchen, welches ein republikanischer Commissair in Deutschland am Rheine erließ, gibt ein Pröbchen von der Armseligkeit und Schreibart dieser Leute:

„Moselarmee, im Namen der einen und untheilbaren Republik. Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe!"

„Der unterzeichnete Kriegscommissair fordert den Schultheißen zu Neuhausen auf, die Sum-

me von 2000 Franken französischer Münze, 30 Ochsen oder Kühe, 1400 Paar Schuhe, 600 Mannshemden, 100 Paar Betttücher, 10 Dutzend Tellertücher, 1000 Pfund Zinn, 400 Paar Strümpfe und 600 Sacktücher zu liefern. Alle diese Sachen müssen von guter Qualität seyn, und gegen morgen des Mittags nach Worms geliefert werden. Wenn dieser Forderung nicht in allen Punkten Folge geleistet wird, so wird das Dorf in Contribution gesetzt, und dessen beste Inwohner sollen nach Landau geführt, und dort vor das Revolutionsgericht gezogen werden. Geschehen zu Worms den 1. Pluviose im 2ten Jahre *) der einen und untheilbaren Republik. Unterz. Beaufumé."

§. 88.

Die Directoren.

(1795—1799.)

Nach vielen blutigen Kämpfen legte im October 1795 der Convent endlich sein Amt nieder, und die Regierung ward fünf Directoren anvertraut. Sie hatten mehr Gewalt, als Ludwig XVI. durch die Constitution besessen hatte, und statt eines Königs hatte Frankreich nun fünf Könige, nur daß sie nicht Könige hießen. Die Gesetzgebung ward dem Rathe der Alten (250 Personen) und dem Rath der Fünfhundert (Rath der Jungen, 500 Personen) übertragen. Die Alten trugen einen violettenen Talar mit scharlachenem Gürtel und einen weissen Mantel, die Fünfhundert einen weissen Talar mit blauem Gürtel und einen scharlachenen Mantel. Die Gerichtsbeamten bekamen Fasces, mit und ohne Beil. Man erwartete viel Gutes von dieser neuen Ordnung. Zwar waren die Directoren, Barras an der Spitze, noch ächt jakobinisch gesinnt, aber die Religion war doch wieder frei,

*) 20. Januar 1793.

und viele Emigranten, auch Priester, durften zurückkehren.

Doch Frankreich war geldarm. Man hatte schon im Anfange der Revolution die Kirchengüter eingezogen, die Staatsschuld zu tilgen, und Papiergeld, Assignaten genannt, in Umlauf gesetzt, welche der Staat, wenn er bald zum Verkaufe der eingezogenen Kirchengüter schritte, als Bezahlung annehmen wollte. Man fertigte aber mehr Assignaten aus, als alle eingezogenen Güter betrugen; die Kirchengüter wurden verschleudert, die Staatsschulden nicht bezahlt, die Assignaten verloren ihren Werth, viele tausend Familien wurden an den Bettelstab gebracht. Wie sollte nun die Republik sich retten?

Man wußte Rath: das schöne Italien sollte erobert und geplündert werden. Ein Mann war auch gefunden, der nur zum Kriegshandwerke gemacht schien — der General Buonaparte.

§. 89.

Napoleon Buonaparte tritt auf.

Napoleon Buonaparte wurde zu Ajaccio auf Corsica den 5. Februar 1768 geboren. Späterhin gab er den 15. August 1769 als seinen Geburtstag an, um ein geborner Franzose zu scheinen, denn im Juli 1769 war Corsica an Frankreich gekommen. Sein Vater war ein Rechtsgelehrter, von guter Familie, aber arm, starb noch vor der Revolution, und hinterließ seiner Gemahlinn Lätitia acht Kinder, Joseph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Elise, Pauline, Caroline und Hieronymus, welche alle historisch merkwürdig wurden durch den zweiten Sohn Napoleon.

Napoleon kam als zehnjähriger Knabe in die Militairschule zu Brienne, wo König Ludwig XVI. ihm eine Freistelle gab. Hier lernte er 6 Jahre, und kam dann noch 1 Jahr in die Militairschule zu Paris, und so wurde er mit 17 Jahren schon

Unterlieutenant bei der Artillerie, 4 Jahre vor dem Ausbruche der Revolution.

Als Knabe liebte er keinen Lehrer und keinen Mitschüler, war finster und verschlossen, und wollte niemals mitspielen. Darüber wurde er oft geneckt, und nicht selten kam es zu Thätlichkeiten, die er nicht ungern mit der Hand ausfocht. In freien Stunden war zu Brienne eine abgelegene Laube sein liebster Aufenthalt, er studirte rasend die Mathematik, Geschichte und andere Kriegswissenschaften, die alten Sprachen verachtete er. — Als Offizier zu Paris war er pünktlicher, als alle anderen seines Standes, und gewann dadurch die Gunst seiner Obern.

Da die Revolution ausbrach, hielt er sich zu den Jakobinern, und ging 1790 nach Corsica zurück, seine vaterländische Insel zu revolutioniren, und war einer der ärgsten Schreier in der dortigen Nationalgarde. Weil 1793 die Engländer Corsica eroberten, so mußte er mit seinen Geschwistern und seiner Mutter nach Marseille wandern. Hier bekam er als Capitain eine Stelle bei der Artillerie, und trug wesentlich bei, den Engländern Toulon wieder zu entreissen. Nach dieser ersten glänzenden Waffenthat schoß er auf Befehl des Convents 800 Unglückliche, Anhänger der Bourbons, mit Kartätschen nieder, und in dem Berichte, den er darüber an den Convent sandte, unterschrieb er sich Brutus Bonaparte, citoyen sansculotte. Auf der Stelle ward er General, und wurde nach Nizza geschickt. Hier würgte er, wie Robespierre zu Paris, und kam deswegen auch, da Robespierre gestürzt war, auf einige Zeit ins Gefängniß, und verlor seinen Posten. Aber er ging nach Paris, erhielt bei der Armee des gemäßigten Convents eine Anstellung, und half die Pariser niederhauen, welche sich der Einführung der Directoren widersetzten, heirathete auch Josephine Beauharnois, eine Wittwe, mit welcher Barras, der erste Director, lange ein ärgerliches Verständniß gehabt hatte. Dies verschaffte ihm die Würde eines Divisionsgenerals, und die Directoren sandten ihn im Frühlinge 1796 ab, Italien zu erobern.

Ich sage nichts von den Schlachten, die er hier gegen die Oestreicher und italiänischen Staaten schlug. Buonaparte wiegelte alle Völker Italiens gegen ihre Fürsten auf, verhieß ihnen Befreiung von ihren Tyrannen, Freiheit und Gleichheit, und diese Zauberworte kitzelten damals aller Ohren. Fast jede italiänische Stadt nahm die Franzosen als Engel des Himmels auf, und wer sich widersetzte, ward durch Schnelligkeit und listige Bewegungen überwunden. Bonaparte wußte seinen Soldaten einen wunderbaren Muth einzuhauchen, unter seiner Anführung hielten sie sich für unüberwindlich, und diesen Glauben behielt er bis zum Ende seiner Laufbahn.

Die Italiäner merkten aber bald, daß die ihnen verheissene goldene Freiheit nur ein Gaukelmännchen sey, denn die Franzosen ließen sich von ihnen köstbar bewirthen, Bonaparte schrieb unermeßliche Geldsummen aus, und schickte die ersten Kunstwerke Italiens, Gemälde, Bildsäulen und seltene Bücher, nach Paris. Die betrogenen Italiäner wütheten vor Zorn, und wo sie kleine Haufen Franzosen fanden, da mordeten sie dieselben. Das mußten sie hart büßen: Bonaparte ließ plündern, sengen und brennen, und endlich schmiegte sich alles unter die eiserne Faust der Freiheitsmänner. In Oberitalien wurde aus der Lombardei, einem Theile des Kirchenstaates und des venetianischen Gebietes die cisalpinische Republik, aus Genua die ligurische Republik, beide konnten aber nur als Provinzen Frankreichs gelten.

Im December 1797 kehrte Bonaparte siegreich nach Paris zurück, in zwei Jahren hatte er das nördliche Italien erobert. In Paris fürchtete man ihn aber schon lange, und weil man eben vorhatte, durch Asien zu Lande den Handel Ostindiens nach Frankreich zu leiten, und auf diese Weise den Engländern ganz empfindlich zu schaden, so wurde Bonaparte von den Directoren beordert, Aegypten vorläufig zu erobern, und dann durch Palästina und Persien den Weg nach Ostindien zu bahnen. Er erhielt 30000 Mann Truppen auf 160 Fahrzeu-

gen, unter denen 13 Kriegsschiffe waren. Die Flotte segelte in einem Halbzirkel, der wohl 3 Meilen lang war, das Admiralschiff Orient von 110 Kanonen an der Spitze. Den 18. Mai 1798 lief man von Toulon aus, die Soldaten erfuhren aber erst mitten auf dem Meere, wohin es ginge.

§. 90.

Pabst Pius VI. ermordet.

(29. Aug. 1799.)

Pabst Pius VI. hatte während der Revolution viele Decrete gegen die Eingriffe der Nationalversammlung und des Convents in die geistliche Gewalt erlassen, und dadurch die große Nation beleidigt. Dafür war er schon von Bonaparte gezüchtigt: er hatte bedeutende Landschaften an die cisalpinische Republik abtreten, 25 Millionen Franken Contribution zahlen, und wichtige Kunstwerke ausliefern müssen. Nun hatte er noch den Schmerz, daß in Rom sich ein Jakobinerclubb bildete, denn Franzosen wiegelten das Volk auf. Sogar Priester nahmen schon ungescheut Weiber. Am 28. Decemb. 1797 hielten die Rebellen einen Aufzug, und schrien durch die Straßen: Es lebe die Freiheit! Das römische Volk antwortete: Es lebe die h. Kirche! Es lebe der Pabst! Die Meuterer zogen sich zurück, kamen aber bald wieder zum Vorschein, mit dem französischen General Duphot an der Spitze. Ein päbstlicher Corporal bat ihn seinen Säbel einzustecken, der Franzose rief aber: „Mir nur alle nach! Freiheit!" und verfolgte die päbstliche Wache immer fechtend. Da ersah ihn ein Unteroffizier, und verwundete ihn tödtlich. Der Kampf hörte auf, die päbstliche Regierung sandte dem verwundeten Franzosengeneral 50 Mann mit 2 Offizieren zur Bedeckung, aber er verschied schon nach einigen Stunden.

Die Directoren zu Paris wurden durch diesen Vorfall höchlich beleidigt. General Berthier rück-

te den 16. Februar 1798 mit einem Heere in Rom ein, und es wurden Freiheitsbäume errichtet; den 18. Februar hieß Rom eine Republik, und nachdem der aufgeregte Pöbel den päbstlichen Schatz geplündert hatte, ward Pius VI. den 20. Februar Morgens ganz früh durch französische Soldaten aus seinem Schlafgemache geholt, und erst nach Siena, dann nach Florenz gebracht. Hier genoß er einer erträglichen Ruhe, welche die Directoren ihm nicht gönnten, sie ließen ihn also vollends nach Frankreich holen, und bestimmten die Festung Valence ihm zum Aufenthalte. An der französischen Gränze empfing ihn General Merque, der gleich beim ersten Zusammentreffen seinen Säbel ehrfurchtsvoll vor ihm senkte, und zu Valence auf der Citadelle die besten Zimmer im Hause des ehemaligen Commandanten für ihn mit allen Bequemlichkeiten versah, welche die Umstände gestatteten. Auch eine Kapelle ließ er einrichten, und an Festen begleitete er die Messe des Pabstes mit militairischer Musik. In kurzer Zeit faßte er so viel Vertrauen zu dem ehrwürdigen Oberhirten, daß er ihm seine geheimste Lebensgeschichte mittheilte, und den Wunsch äusserte, er möchte doch wohl wieder einmal beichten, welches er unter den Stürmen der Revolution leider immer versäumt habe. Der Pabst sagte, er betrachte sein offenherziges Geständniß als vollständige Beichte, stimmte ihn noch mehr zur Reue, gab ihm die Lossprechung, und ertheilte ihm bald darauf die h. Communion. Beide waren so vertraute Freunde, daß der Pabst dem General erlaubte, in demselben Zimmer mit ihm zu schlafen, welches dieser um so mehr wünschte, weil er dann den Pabst persönlich schützen konnte, denn allen seinen Soldaten traute er in diesem Punkte nicht.

So viel Freude gönnte man dem Pabste wieder nicht. Die Directoren entfernten den General von ihm, unter dem Vorwande, einen Aufstand in der Nachbarschaft zu unterdrücken, doch machte dieser, ehe er abging, zwei treue Offiziere für des Pabstes Sicherheit verantwortlich, und befahl ihnen, ihm

täglich Rapport zu erstatten. Seine Abwesenheit dauerte einige Wochen, da erhält er die Nachricht, der Pabst sey den 29. August (1799) verschieden. Er eilt nach Valence zurück, die Leiche ist schon balsamirt und in einem bleiernen Sarge beigesetzt, der eine jener beiden Offiziere auch todt, der andere krank. Der General geht zum Munizipalrathe der Stadt, der Sarg muß geöffnet werden, und sieh, die Leiche ist trotz der Salben schon kohlenschwarz und in völliger Verwesung. Die päbstlichen Leibärzte und französischen Aerzte erklären einstimmig, der Verstorbene sey — vergiftet. Die Welt hätte dies wohl nie erfahren, aber jener General ging in der Folge, da Bonaparte Kaiser wurde, zu den Spaniern über, fiel im Kampfe gegen die Franzosen, und seine Wittwe, die in England eine Freistätte fand, ließ dort die Todesgeschichte des Pabstes, welche ihr Gemahl hinterlassen hatte, 1811 im Druck erscheinen. Pius VI. hat über 13 Monate in Valence gefangen gesessen.

Ueber ein halbes Jahr verhinderten die Franzosen die Wahl eines neuen Pabstes. Da drangen aber die Oestreicher und Russen unter ihrem tapfern Suwarow in Italien ein, schlugen die Franzosen hinaus, und belagerten den Rest derselben in Genua. Schnell versammelten in Venedig sich die Cardinäle, wählten den 14. März 1800 einen neuen Pabst, der sich Pius VII. nannte, und führten ihn unter unbeschreiblichem Jubel in Rom ein, wo er den 21. März gekrönt wurde. Einen Pabst, der im Alter so schön, in seinen geistlichen Verrichtungen so majestätisch war, hatte Rom lange nicht gesehen.

§. 91.

Bonaparte im Morgenlande.

(1798 — 1799.)

Unterdessen hatte Bonaparte seinen Zug nach Aegypten gemacht. Auf seiner Hinfahrt besetzte er die Insel Malta durch Verrätherei einiger Joanni-

territter, und landete den 1. Juli 1798 vor Alexandria. Als er die Stadt mit Sturm genommen hatte, erließ er einen Aufruf an das Volk, er sey gekommen, Aegypten in Freiheit zu setzen, und führte eine Sprache wie ein ächter Muselmann: Gott sey groß und Muhammed sein Prophet, sich selbst nannte er auch den Gesandten Gottes. Bald darauf schlug er die Truppen des Landes bei den Pyramiden, rückte in Cairo den 22. Juli ein, und begann das Land nach französischer Weise zu gestalten.

Aber die englische Flotte unter Admiral Nelson war den Franzosen nachgeeilt. Dieser berühmte Seeheld hatte nur noch ein Auge und einen Arm: das eine Auge hatte er 1793 bei Corsica im Kampfe gegen die Franzosen verloren, den einen Arm 1797 gegen die Spanier. Er pflegte zu sagen, drei Dinge müsse ein englischer Seesoldat wohl fassen: er müsse blind gehorchen — er müsse jeden für seinen Feind ansehen, der von seinem Könige übel spreche, und endlich — müsse er jeden Franzosen hassen wie den T...l. Im ganzen Mittelmeere hatte er Bonaparte's Flotte aufgesucht, endlich fand er sie den 1. August beim Dorfe Abukir, 4 Stunden von Alexandria, in einem Halbzirkel auf der Rhede liegen, der Strand war auch mit furchtbaren Batterien besetzt. Nelsons Falkenblick entdeckte gleich, daß am östlichen Ende der feindlichen Flotte zwischen ihr und den Landbatterien zu viel Raum gelassen sey; hier segelte er Abends 6 Uhr hindurch, und 7 Uhr (2. August) begann die fürchterliche Schlacht. Nelson feuerte einerseits auf die Landbatterien, andererseits auf die Schiffe, die hier an der hinteren Seite ihre Kanonen nicht einmal geladen hatten. Um 8 Uhr waren schon 5 kleinere französische Schiffe erobert, und ihr Admiral Brueyes erschossen (Bonaparte war nicht auf der Flotte); um 9 Uhr brannte der Orient, von Nelsons Kanonenpfropfen angesteckt, und loderte eine Stunde, alles Löschen der Franzosen war umsonst, um 10 Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer, und der Orient mit 110 Kanonen und 1000 Menschen flog in die Luft, und

alles stürzte aus den Wolken ins Meer zurück. Eine grausenvolle Pause von 10 Minuten! alle Kanonen von beiden Seiten schwiegen. Dann begann das Schießen mit neuer Wuth, zwei Linienschiffe der Franzosen entwischten nach Malta, und gingen dort im Hafen unter; dennoch hatten die Engländer noch 10 Linienschiffe gegen sich, und keins wollte sich ergeben. Doch um 9 Uhr den 3 August flog wieder ein französisches Schiff auf, der Timoleon, mit 74 Kanonen und 700 Menschen, und um Mittag abermals eins, die Fregatte Artemesia. Ein Schiff bohrten die Engländer in den Grund, eins zündeten die Franzosen selbst an, warfen noch erst viele Kanonen und Geldvorräthe ins Meer, und dann strichen die noch übrigen 9 Schiffe und kleineren Fahrzeuge die Segel, und dienten in der Folge zur Verstärkung der englischen Seemacht. Um 3 Uhr Nachmittags den 3. August war die französische Flotte vernichtet, und Bonaparte von Europa abgeschnitten. Nelson, in der Schlacht schwer verwundet, wurde herrlich belohnt: England gab ihm den Titel Baron Nelson vom Nil und 2000 Pf. St. Pension, der Sultan einen Diamantschmuck und kostbaren Pelz, der russische Kaiser sein in Diamanten gefaßtes Bild und eine goldene Dose, u. s. w. Aus dem Maste des Orient ließ er einen Sarg machen, den er auf seinem Schiffe forthin beständig bei sich führte.

Bonaparte sah nicht, wie er wieder nach Hause kommen sollte, dennoch verzagte er nicht. Als die Türken den Krieg erklärten, brach er im December 1798 sogar nach dem gelobten Lande auf, und zog durch die Wüste den ehemaligen Weg der Kinder Israel. Im Februar 1799 kam er in Palästina an, aber auch hier fand er die Engländer wieder, die Acre wüthend vertheidigten, und nur einige Festungen konnte er erobern, Gaza und Jaffa. In Jaffa bekam er 4000 Kriegsgefangene, weil er sie aber nicht ernähren konnte, so ließ er sie sammt und sonders niedermachen. Als er bis zum Berge Tabor gekommen war, nöthigten ihn die Ausfälle

der Engländer, die Neckereien der umherschwärmenden Türken und die Seuchen in seinem eigenen Heere zu einem schnellen Rückzuge. Im Mai hatte er Palästina verlassen, den 14. Juni war er schon wieder in Cairo. Bald darauf erhielt er von seinem Bruder Lucian Briefe, wie schlecht es mit den Franzosen in Italien stehe. Auf einmal — den 14. October — ist er wieder in Paris. Er hatte seine Soldaten in Aegypten heimlich verlassen, und eben ein Schiff zur Ueberfahrt gefunden; seine Truppen unter General Kleber *) mußten sehen, wie sie fertig wurden.

§. 92.

Der erste Consul.

(1799—1804.)

Nun begann Bonaparte sein Herrscherleben. Den 9. Nov. 1799 versetzte sich der Rath der Alten von Paris nach St. Cloud, mit ihm einverstanden, und zwei der Directoren gingen zu diesem Rathe über. Die drei anderen Directoren erhielten die Weisung, ihre Stellen niederzulegen, und sie hatten keine Truppen, Bonaparte gebot über 50000 Soldaten in und um Paris. Kühn trat er daher in den Rath der Fünfhundert, aber hier faßte man ihn bei der Gurgel, zuckte Dolche auf ihn, und schrie: Nieder mit dem Dictator! Ein Grenadier und General deckten ihn noch, und zogen ihn aus dem Saale. Gleich darauf sandte er aber den General Murat hin, der, wie einst Cromwell, mit dem Säbel die Räthe aus dem Hause trieb. Von den wenigen verschwornen Räthen ward nun Bonaparte auf 10 Jahre zum ersten Consul ernannt. Man gab ihm freilich zwei andere Consuln zur Seite, aber diese hatten nur eine berathende Stimme, und Bonaparte besaß eine Macht, wie Ludwig XVI. sie nie besessen

*) General Kleber hat in der Militairschule zu Münster unter der bischöflichen Regierung seine erste Bildung erhalten.

hatte. Sein Bruder Lucian war damals Präsident im Rathe. Murat, eines Gastwirths Sohn aus einer Landstadt, heirathete des Consuls Schwester Caroline, und wurde einer der ersten Günstlinge; aber den ehemaligen Director Barras, dem Bonaparte seine erste Beförderung und seine reiche Frau, Josephine Wittwe Beauharnois, verdankte, ließ er nun, da er Consul war, sich nicht wieder vor die Augen kommen. — Ueberhaupt wußte Bonaparte fähige Köpfe zu beurtheilen, und diese zog er hervor, wären sie auch von der niedrigsten Herkunft gewesen. Sein vorzüglichster Minister war Talleyrand, sein bester General Moreau.

Im Frühlinge 1800 zog Bonaparte wieder über die Alpen, und schlug den 14. Juni in der denkwürdigen Schlacht bei Marengo die Oestreicher, doch war es eigentlich sein Unterfeldherr Desaix, der ihm hier den Sieg errang. Moreau schlug unterdessen die Oestreicher in Schwaben und Baiern, die Engländer nahmen aber Malta ein. In Italien wurden die Republiken wieder hergestellt, auch die parthenopeische Republik, welche unlängst aus dem Königreich Neapel gebildet war, und den 1. Juli war Bonaparte schon wieder in Paris. Gewohnt, Königen und Völkern Gesetze vorzuschreiben, betrug er sich immer übermüthiger gegen achtbare Bürger und Beamte, und es wurde immer deutlicher, daß er eine öffentliche Alleinherrschaft suche, die er heimlich in der That schon besaß. Es gab viele redliche Generale, welche ehrlich die Republik liebten, und sich nicht überwinden konnten, Diener des Corsen zu werden. Pichegru, der früher viele Siege erfochten hatte, und Georges, ehemals General der Royalisten in der Vendee, waren bereits in England; auch Moreau wollte nicht mehr dienen, sondern zog sich auf ein Landgut zurück.

§. 93.

Die Höllenmaschine.

(24. December 1800.)

Schon im Herbste 1800 hatten sich mehrere Republikaner verbunden, Bonaparte umzubringen, es kam aber aus. Am Tage vor Weihnachten sollte er wieder sterben, und zwar mitten in Paris, durch die berüchtigte Höllenmaschine. Dies war ein kleiner Karren mit Pulverfässern beladen, der in der Straße St. Nicaise halten und angezündet werden sollte, wenn der erste Consul vorüber nach dem Schauspielhause führe. Bonaparte kam zur gewöhnlichen Stunde herangefahren; der auf der Lauer stand, zündete wirklich die Lunte an, lief davon, und schnaubend flogen Bonaparte's Rosse vorüber, denn sein Kutscher war betrunken, und nur um wenige Secunden später flog die Höllenmaschine in die Luft. Viele Menschen wurden getödtet oder verwundet, alle Häuser der Nachbarschaft beschädigt; nur er allein, auf den es zielte, ward nicht im mindesten verletzt. Die Polizei stellte eine furchtbare Untersuchung an; 130 Männer wurden als Jakobiner verhaftet, 70 von ihnen deportirt, mehrere guillotinirt, aber nie erfuhr man den eigentlichen Urheber der Höllenmaschine.

§. 94.

Der Lüneviller Friede.

(9. Febr. 1801.)

Das Jahr 1801 schien endlich Europa den Frieden, welchen die französische Revolution so lange gestört hatte, wieder geben zu wollen. Das deutsche Reich hatte schon 9 Jahre lang vergeblich gegen die Franzosen gekämpft, und immer mit Nachtheil: tyrannisch hatten die Soldaten der einen und untheilbaren Republik am Rhein, in Schwaben, Franken und Baiern die Bürger, bei denen sie Quar-

tier hatten, ausgesaugt, ärger, als ehemals Sulla die Städte Kleinasiens. Mancher Bauer mußte das Strohdach von seinem Hause nehmen, um das ihm noch gebliebene wenige Vieh füttern zu können. Kein Wunder, daß die Deutschen in ihrer Wuth gegen die Franzmänner sich so weit vergaßen, 1799 zu Rastadt die französischen Friedensgesandten zu ermorden, gegen alles Völkerrecht. Durch einen neuen schweren Krieg mußten sie dies Vergehen büßen, und erst 1801 kam zu Lüneville mit Frankreich ein Friede zu Stande. Der Rhein ward die Gränze zwischen Deutschland und Frankreich, die geistlichen Fürstenthümer in Deutschland wurden weltlichen Fürsten zugesprochen, welche jenseits des Rheines Besitzungen gehabt hatten.

Aber nicht nur mit Deutschland — auch mit Portugal, Rußland, mit der Türkei, selbst mit England schloß Frankreich im Jahre 1801 Frieden. Mit dem Pabste kam den 15. Juli ein Concordat zu Stande, durch welches in Frankreich die christkatholische Religion hergestellt wurde; Pabst Pius VII. entband sogar den ehemaligen Bischof Talleyrand von seinen geistlichen Pflichten, und genehmigte dessen Ehe, dem ersten Consul zu Liebe, der den Unglauben aus dem Reiche des ehemaligen christlichen Königs verbannte. Auch die Chouans im Lande, welche noch immer für die Bourbons gekämpft hatten, legten die Waffen nieder, da sie wenigstens einen guten Christen an der Spitze des Staates sahen. Den 9. November 1801 wurde zu Paris das Friedensfest gefeiert. Es schienen bessere Zeiten für Frankreich zu kommen: der Gottesdienst begann wieder, die Schulen wurden hergestellt, Landstraßen und Canäle angelegt, neue Schiffe gebauet, Emigranten zurückgerufen. Bonaparte erschien als der Retter Frankreichs, den 2. August 1802 ward er zum lebenslänglichen Consul ausgerufen.

§. 95.

Bonaparte's Blutweg zum Throne.

Der Gedanke war nun nicht mehr zu kühn, daß Bonaparte der Monarch Frankreichs zu werden wünschte. Frankreich und das Ausland feierten seinen Namen, nur die englischen Zeitungen lästerten ihn, England erklärte ihm im Mai 1803 sogar wieder den Krieg, weil er die Schweiz unterjocht hatte. Dafür nahm Bonaparte das Kurfürstenthum Hannover weg, und sperrte alle Häfen dem englischen Handel. Gern hätte er auch eine Landung in England veranstaltet, und wirklich ließ er in allen Häfen am brittischen Canale eine furchtbare Anzahl Schiffe bauen; aber die Engländer erweckten ihm durch ihr Geld so viele Feinde auf dem festen Lande, daß er an eine Landung in England nicht denken durfte, und seine gebaueten Boote verfaulen lassen mußte.

Dafür versuchte er auf einem andern Wege die Bahn zum Throne. Er schickte an Ludwig XVIII. im Februar 1803 einen Geschäftsträger, mit der Forderung, seinen Rechten auf Frankreich zu entsagen, wofür er ihm und seinen Nachkommen eine reiche Pension zusicherte. Ludwig antwortete: „Als Enkel des h. Ludwig werde ich selbst in Ketten mich achten, und als Nachfolger Franz des Ersten werde ich immer sagen: Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht. Armuth fürchte ich nicht — Schwarzbrod werde ich essen mit meinen Treuen, wenn es seyn muß." u. s. w. Nun versuchte Bonaparte ihn durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen, aber Ludwig gelangte glücklich nach England.

Bonaparte schlug gleich einen andern Weg ein. Er ließ den Royalisten in England, unter andern Pichegrü und Georges, heimlich sagen, er wolle die Bourbons wieder herstellen, und lockte sie dadurch nach Paris. Der Polizeiminister Fouché entdeckte gleich, daß sie mit Moreau einige geheime Zusammenkünfte hielten, und plötzlich wurden alle verhaftet, auch Moreau; man schlug einen unge-

heuern Lärm, als hätten die Bourbons in allen Ländern Mörder gegen den ersten Consul gedungen. In der Nacht vom 14. auf den 15. März 1804 ließ Bonaparte durch seinen Adjutanten Caulincourt den Prinzen Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Enghien, zu Ettenheim im Badenschen aus dem Bette holen, und nach Straßburg bringen. Hier saß der Unglückliche bis zum 18ten, als der Befehl kam, ihn nach Paris zu schaffen. Tag und Nacht dauerte die Reise, den 20sten Abends halb 5 Uhr war man am Schlagbaum der Stadt, und dort lag der Befehl, den Gefangenen nach Vincennes zu bringen, 1 Stunde östlich von Paris. Um 5 Uhr war der Prinz dort, und schlummerte vor Mattigkeit ein. Nachts 11 Uhr weckte man ihn, 8 Generale waren zum Kriegsgerichte versammelt. Beim Verhöre fielen dem Prinzen mehrmals die Augen zu, doch fanden die Richter keine Gründe, ihn zu verurtheilen, und fragten bei Bonaparte an; auch verlangte der Prinz vor Bonaparte gestellt zu werden, den er wegen seiner Talente immer geschätzt hatte. Der Brief kam zurück mit der Unterschrift: „Zum Tode verdammt!" Noch in derselben Nacht mußte der Prinz sterben. Er verlangte vorher einen Priester. „Willst du wie ein Kapuziner sterben?" — rief einer der Mörder. „Einen Priester? Die schlafen alle." Nun wurde er hinausgeführt in den Schloßgraben. Er bat einen Ring und Brief an seine Gemahlinn zu besorgen, und ein Gensd'armes übernahm den Auftrag, aber ein Befehlshaber schlug ihm die Sachen aus der Hand, und sagte: „Niemand darf hier Aufträge von Verräthern annehmen." Da stellte sich der Unglückliche denn hin; man band ihm eine Laterne aufs Herz, damit in der nächtlichen Dunkelheit die Schützen nicht fehlen dürften, und er rief gefaßt: „Wohlan, meine Freunde!" — „Du hast hier keine Freunde!" schrie Murat mit wilder Stimme, und befahl zu schießen. Es war halb 3 Uhr Morgens. Zu London und Petersburg hielt man dem Prinzen Exsequien; zu Petersburg standen an dem Trauergerüste

lateinisch die Worte: „Ihn verschlang das corsische Raubthier, der Schrecken Europa's, die Pest des ganzen Menschengeschlechts."

Nun folgte bald das Gericht über die Gefangenen. Pichegrü wollte durchaus nichts bekennen. Als man ihn fragte, ob er nicht gekommen sey, die Bourbons herzustellen, antwortete er: „Ist es denn nicht rühmlicher, die Krone auf das Haupt des rechtmäßigen Fürsten zu setzen, als auf das Haupt eines Nichtswürdigen, den ich unter meiner Armee nicht als Trommelschläger geduldet hätte?" Er drohete auch, Dinge gegen Bonaparte zu entdecken, daß die Franzosen denselben sicher steinigen würden. Einen solchen Mann vor das öffentliche Gericht zu stellen, wagte Bonaparte nicht, sondern ließ ihn den 6ten April im Tempel durch vier Mamelucken, die er aus Aegypten mitgebracht hatte, erdrosseln, und darauf die Mamelucken erschießen. Nun hieß es Pichegrü habe sich selbst erhenkt.

Jetzt wurden Bonaparte's Creaturen lauter. Sie schlugen im Rathe vor, Bonaparte zum erblichen Regenten Frankreichs einzusetzen, und zwar zum Kaiser mit größerer Gewalt, als der König 1791 gehabt habe, denn nur dadurch könne die Verschwörung ertödtet, die Freiheit der Franzosen gesichert und das große Reich geehrt werden. Bonaparte stellte sich erst, als wenn er die Sache dem Volke überlassen wolle, doch ließ er sich schon den 20sten Mai 1804 zum Kaiser ausrufen, und die Unterschriften aus den Departements langten viel später an. Das Volk duldete: der Revolutionsgräuel müde, dachten die Franzosen, es könne wenigstens nicht schlimmer werden.

Nur Moreau erhob jetzt desto kühner seine Stimme im Kerker, einige wenige Beamten hatten dieselbe Dreistigkeit. Als Moreau vor Gericht stand, war das halbe Paris auf den Beinen, alle wollten den verehrten Gefangenen frei haben, und es hätte demselben nur einen Wink gekostet, so wäre ein Blutbad angerichtet, Bonaparte hätte wohl seine Krone verloren, und Moreau wäre Kaiser der Fran-

zosen geworden. Am 10. Juni sollte das Urtheil gesprochen werden, die Sitzung dauerte 18 Stunden, auch die Nacht hindurch, und das Volk wogte so gewaltig auf den Straßen, daß die Richter das Todesurtheil nicht auszusprechen wagten, obgleich Bonaparte darauf bestand. Georges mit 19 andern ward zum Tode verurtheilt, Moreau nebst 4 andern zu zweijährigem Gefängniß, doch bat Josephine, die Kaiserinn, die meisten los, und nur Georges wurde mit 9 andern guillotinirt. Moreau erhielt unter der Hand die Ermahnung, er solle doch den Kaiser um Gnade bitten. „Ich kenne in Frankreich keinen Kaiser," antwortete er. Da ließ Bonaparte ihn über die Gränze nach Spanien bringen, und befahl ihm, nach Amerika zu gehen. Moreau begab sich 1805 nach den vereinigten Staaten.

Auch zwei Brüder Herzoge von Polignac, Franz und Julius, waren als Anhänger der Bourbons aus England herüber gekommen, und mit Pichegrü verhaftet. Franz wurde zum Tode verurtheilt, weil er aber Frau und Kinder hatte, so erbot sich sein jüngerer Bruder für ihn zu sterben. Indessen that seine Gemahlinn vor der Kaiserinn Josephine einen Fußfall, und auf deren Fürwort verwandelte Napoleon die Todesstrafe in Gefängnißstrafe. Franz v. Polignac entging seiner Haft nach einigen Jahren durch Flucht, aber Julius v. Polignac saß im Tempel 10 Jahre, so lange Napoleon regierte. Ihre Mutter war die vertrauteste Freundinn der Königinn Marie Antoinette und Erzieherinn ihrer Kinder gewesen, und schon 1793 vor Gram zu Wien gestorben. Ihr Vater starb 1817 zu Petersburg.

Auch den englischen Schiffkapitain Wright, der jene Freunde der Bourbons aus England übergesetzt hatte, brachte man gefangen nach Paris, und befragte ihn, ob er nicht von Verschwornen in Frankreich wisse. Er betheuerte, nichts zu wissen, jene Männer habe er überzusetzen Befehl gehabt; aber man glaubte ihm nicht, man zerquetschte ihm die Daumen, brennte ihm die Fußsohlen mit glühenden Kupferplatten, schnitt ihm einen Arm, dann einen

Fuß ab, der Gequälte blieb aber bei seinen ersten Worten. Als nachher England seine Auslieferung verlangte, ward er im Gefängnisse erwürgt.

§. 96.

Napoleons Kaiserkrönung.

(2. Decemb. 1804.)

Durch Blut hatte sich Bonaparte — jetzt Kaiser Napoleon — den Weg zum Throne gebahnt. Viele seiner Verwandten waren gar nicht damit zufrieden, daß er so hoch steigen sollte, besonders seine Mutter, sein Bruder Lucian, und sein Oheim, der Cardinal Fesch. Lucian war unlängst aus Frankreich verwiesen, weil er die Wittwe eines Banquiers geheirathet hatte, und wohnte zu Rom. Der Bruder Hieronymus war in Amerika, und hatte die Tochter eines Kaufmanns geheirathet; Napoleon erlaubte ihm die Rückkehr nur unter der Bedingung, daß er seine Frau verließe. Schändlich genug verstand sich der Bruder dazu; seine Frau folgte ihm bis Lissabon, wo er sie sitzen ließ.

Als Napoleon zum Kaiser erklärt und seine Gegner getödtet waren, machte er mit seiner Frau Josephine eine Reise an den Rhein, die 4 Millionen Thaler kostete, während man für 80 Millionen Thaler die Krönungsfeier zurüstete. Hatten wohl Ludwig XIV. und XV. so viel für ihre Krönung vergeudet? — Auch der Pabst ward nach Paris geladen, den Kaiser zu salben und zu krönen, denn der Thronräuber wollte seine Person in den Augen des Volkes heiligen. Pius VII. zögerte lange, zu diesem Werke seine Hände herzugeben, doch überwand er seinen Widerwillen, weil er Napoleon als den Hersteller der Religion in Frankreich betrachtete, und von ihm noch mehr zum Besten der Kirche erwartete.

Den 2. December 1804 gegen Mittag war die Krönung zu Paris in Notre Dame. Napoleon ließ den Pabst eine ganze Stunde auf sich warten, setzte

sich und seiner Frau die Krone selbst auf, und nahm vom Pabste nur die Salbung. Nun hatten also die Franzosen einen Kaiser, und standen auf demselben Punkte, wie vor 15 Jahren. Die Republikaner knirschten, daß die weltberühmte Revolution einen solchen Ausgang nahm. Selbst der republikanische Kalender ward abgeschafft. Aber so fremd war dem Gebieter seine neue Würde, daß er bei dem Schauspieler Talma Lectionen in kaiserlichen Stellungen nahm. — Der Pabst verweilte 4 Monate zu Paris, ganz unnütz — nichts wesentliches für die Religion konnte er Napoleon abgewinnen.

§. 97.

Napoleon beginnt seinen Länderraub.

In seiner ersten öffentlichen Rede erklärte Napoleon, er liebe den Frieden, und werde Frankreich nie vergrößern. Und sieh! schon den 18. März 1805 wurde die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien umgeändert, und Kaiser Napoleon ließ sich als König von Italien ausrufen. Doch ich irre — die Italiener hatten ihn gebeten, ihr König zu werden. Darum zog er hin, und ließ sich den 26. Mai zu Mailand die eiserne Krone aufsetzen. So groß war aber die Liebe der Italiäner gegen ihn, daß einige ihn während der Krönung im Dome morden wollten.

Bei dieser Gelegenheit besorgte er noch andere wichtige Geschäfte in Italien. Seiner Schwester Elise, Vermählte Bacciochi, gab er das Fürstenthum Piombino, doch nur als ein Lehngut Frankreichs, und die ligurische Republik vereinigte er mit dem großen Kaiserreiche. Die Ligurier müssen es wohl sehnlich gewünscht haben, denn in großen Kisten legte man die Unterschriften derselben dem Kaiser zu Füßen. Der große Kaiser zog auch selbst nach Genua, verweilte aber nur 5 Tage daselbst, weil das dortige Volk gefährlich tobte, eilte fort, reisete 80 Stunden ununterbrochen, und war auf einmal wieder in Paris. Hier schenkte er

das Fürstenthum Lucca seinem Schwager Bacciochi, schrieb den Holländern eine neue Regierungsform vor, und sperrte ihre Häfen den Engländern. Seit 6 Jahren hatte er auch an einer neuen Kriegsflotte bauen lassen, die jetzt im atlantischen Meere kreuzte, und an der Küste des brittischen Kanales lagen 200000 Mann Landtruppen und viele flache Schiffe. Man glaubte allgemein, es werde eine Landung in England geben; Napoleon ging auch selbst zu dieser Armee ab. Plötzlich aber — den 30. August 1805 — bricht er mit dieser Armee nach dem Oberrhein auf, und fällt in Deutschland ein. Die Russen nämlich, welche sich zu Paris über den Mord des Herzogs von Enghien und die Beschimpfung Deutschlands laut beschwert hatten, und die Ländersucht Napoleons nicht länger dulden wollten, hatten sich mit Oestreich und Schweden verbündet, um Italien und Holland zu befreien. Baiern, Würtemberg und Baden mußten Napoleon Truppen liefern, Preußen blieb anfangs neutral. Doch nahm Napoleon die preußischen Fürstenthümer in Franken, Ansbach und Baireuth, weg. Die Oestreicher hatten einen General Mack, der die Festung Ulm ohne Noth den Franzosen übergab. Die Russen und Schweden zauderten, den 13. Novemb. 1805 zogen die Franzosen in Wien ein. Nun sammelte sich das Bundesheer in Mähren, und Napoleon eilte, durch eine Hauptschlacht den Krieg zu endigen, ehe Erzherzog Carl mit seinen Truppen aus Italien und Erzherzog Ferdinand aus Böhmen ankäme. Er sah, daß seine Stellung bei Austerlitz nicht besser seyn konnte, concentrirte sein Heer, daß es klein aussah, und reizte dadurch seine Gegner, ihn zu umzingeln. Aber sieh, den russischen General, der dies zuerst versuchte, schnitt er schnell ab. Bald entstand die größte Verwirrung unter den Oestreichern und Russen, 30000 Mann lagen todt. Eine große Schaar wollte sich noch über einen zugefrornen Sumpf retten, aber ach, die Eisdecke brach, alle kamen um. Dies ist die unglückliche Schlacht bei Austerlitz, am Krönungstage Napoleons, 2. De-

cember 1805, von Napoleon die Dreikaiserschlacht genannt, weil drei Kaiser bei derselben gegenwärtig waren. Zwei Tage nachher hatte Napoleon eine Unterredung mit Kaiser Franz in einer Mühle, und den 26. December 1805 wurde der Friede zu Presburg geschlossen. Oestreich mußte Napoleon als König von Italien anerkennen, Venedig an das neue Königreich, Tyrol an Baiern, auch andere bedeutende Landschaften an Würtemberg und Baden abtreten; Würtemberg und Baiern wurden souveraine Königreiche. So lohnte Napoleon seine Freunde, und riß sie von Deutschland ab, um Deutschland desto besser unterjochen zu können. Von einem Frieden mit Rußland vernahm man nichts: Alexander zog seine Truppen zurück, und bot sie dem Könige von Preußen an, doch dieser wollte noch nicht gleich auf den Kampfplatz treten.

§. 98.

Schlacht bei Trafalgar.

(21. Octob. 1805.)

Während Napoleon in Deutschland siegte, war die französische Flotte, 24 Linienschiffe stark, mit den 10 Linienschiffen der Spanier vereinigt, nach Westindien gewesen, die Engländer zu beunruhigen, lag aber jetzt im Hafen vor Cadix. Da erschien im September Admiral Nelson vor Cadix, und lockte die verbündete Flotte heraus. Beim Cap Trafalgar, in der Mitte zwischen Cadix und Gibraltar, erreichte er sie. Die Franzosen und Spanier stellten ihre Flotte in einen halben Mond, der 3 Stunden lang war. Nur drei Stunden dauerte das mörderische Feuer: 19 französische Schiffe waren zerstört oder erobert, die 10 spanischen stark beschädigt nach Cadix entkommen, 4 französische wurden noch auf der Flucht eingeholt. Leider wurde hier auch Nelson getödtet: er erhielt von einem Scharfschützen einen Büchsenschuß ins Herz, und starb noch während der Schlacht, lächelnd, da er

hörte, daß schon 12 feindliche Schiffe gestrichen hätten. Seine Leiche ward in Spiritus gelegt, auf seinem Admiralschiffe Victoria nach England gebracht, und erst den folgenden Sommer in dem Sarge, den er sich bei Abukir hatte machen lassen, zur Erde bestattet. In der Paulskirche zu London ruhet die Asche des Helden. —

Nun gab es keine Flotte auf Erden mehr, die den Engländern die Herrschaft des Meeres streitig machen konnte.

§. 99.

Napoleon versorgt seine Verwandten.

(1806.)

Kaum war Napoleon im Januar 1806 nach Paris zurückgekommen, und als Napoleon der Große begrüßt, da landeten die Engländer und Russen in Neapel, um die Franzosen aus Italien zu jagen. Da zogen die Franzosen unter Joseph Bonaparte gegen Neapel — der Pabst mußte den Durchzug gestatten — der König von Neapel floh nach der Insel Sicilien, welche er durch Hülfe der Engländer noch rettete, und Joseph Napoleon wurde König von Neapel.

Drei Monate später kam die Reihe an Holland. Die Bürger der batavischen Republik baten sich Ludwig Napoleon zu ihrem Könige aus, und den 23. Juni hielt derselbe seinen Einzug in Amsterdam. Murat, der Schwager, wurde Herzog von Berg. Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnois, war schon Vicekönig von Italien, und heirathete eine Prinzessinn von Baiern; Stephanie aber, Josephinens Nichte, vermählte sich dem Kurprinzen von Baden. Der König von Holland war mit Hortense, Napoleons Stieftochter, vermählt.

Auch das deutsche Reich, welches fast 1000 Jahre gestanden hatte, wurde nun aufgelöset. Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und einige kleine süddeutsche Fürsten schlossen am 12. Juli 1806

den sogenannten Rheinbund, wählten Napoleon zum Beschützer des Rheinbundes, und sagten sich den 1. August förmlich vom Kaiser und Reiche los. Sie erklärten sich für frei, und wurden Sclaven Napoleons, sie waren nicht einmal mehr in ihrem eigenen Lande Herr. Im Königreich Baiern ließ z. B. Napoleon, ohne sich an die Landesbehörden zu wenden, eigenmächtig den Buchhändler Palm erschießen, weil er eine Schrift gegen die Franzosen, Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung betitelt, verbreitet haben sollte. — Der deutsche Kaiser wartete nicht, bis Napoleon ihn absetzte, sondern legte den 6. August seine Würde des römischen Kaisers nieder; schon vor 2 Jahren hatte er den Titel Kaiser von Oestreich angenommen.

§. 100.

Preußisch-russischer Krieg.

(1806—1807.)

Nun wollte der König von Preußen einen nordischen Bund stiften, der jene deutschen Länder umfassen sollte, welche nicht zum Rheinbunde gehörten, z. B. Sachsen, Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel. Napoleon verbot es, und nahm den Preußen sogar Wesel weg. Nun litt die Ehre nicht, daß Friedrich Wilhelm III., der sonst den Frieden so sehr liebte, länger schwieg. England und Rußland sagten ihm Hülfe zu, und so erklärte er, vertrauend auf die Gerechtigkeit seiner Sache, Napoleon den Krieg. Der 74jährige Herzog von Braunschweig führte die Preußen an, aber ach, seit 40 Jahren waren diese des Krieges entwöhnt, auch unvergleichlich schwächer an Zahl. Den 1. October 1806 kam Napoleon über den Rhein, und den 14. October war schon die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Gleich anfangs wurde der Herzog von Braunschweig vom Pferde geschossen, und starb nach 4 Wochen an seinen Wun-

den. Die Flucht war bald allgemein, 50000 Preußen lagen todt auf den Feldern, fast alle Anführer waren niedergemacht, und es fehlte wenig, so wäre auch der König in Gefangenschaft gerathen. Das Unglück Preußens wurde noch durch Treulosigkeit jeder Art vermehrt. Der Kurfürst von Sachsen schloß mit Napoleon Frieden, und ließ Preußen im Stich. Die Commandanten der preußischen Festungen waren zum Theil feige Verräther, und ergaben sich den Franzosen. General Blücher hielt sich noch am längsten, mußte sich aber auch endlich bei Lübeck ergeben. Den 27. October hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin; der König von Holland besetzte die preußischen Lande in Westfalen.

Zu Berlin erließ Napoleon das berüchtigte Decret über die Blokade Englands zu Wasser und zu Lande. Alle Engländer, die sich in französischen Landen erblicken ließen, wurden für Kriegsgefangene, alle ihre Güter für gute Prise erklärt, auch alle englischen Waaren, sie mochten bereits gekauft seyn, oder nicht, den Besitzern wegzunehmen geboten. England sollte vom festen Lande ausgeschlossen seyn, durch das Continentalsystem wollte Napoleon Englands Handel vernichten, und durch Armuth den mächtigen Inselstaat zur Unterwürfigkeit zwingen.

Durch ein anderes berliner Decret Napoleons hörten der Herzog von Braunschweig, der Kurfürst von Hessen *) und der Fürst von Nassau zu regieren auf, weil sie nicht napoleonisch gesinnt waren, der Kurfürst von Sachsen aber wurde zum König von Sachsen erklärt, und derselbe trat auch dem Rheinbunde bei.

Der König von Preußen war nun zwar geschla-

*) Weil durch den Lüneviller Frieden die drei geistlichen Kurländer an Frankreich gekommen waren, so hatte man Würtemberg, Baden und Hessenkassel zu neuen Kurfürstenthümern ernannt. Der Kurfürst von Mainz war jedoch als Fürst Primas und Kurerzkanzler geblieben, und bekam Frankfurt a. M. als Großherzogthum nebst Fulda, Hanau u. s. w.

gen, aber er besaß noch das eigentliche Königreich Preußen und die polnischen Provinzen. Da erließ Napoleon — ein ähnliches Mittel hatte er schon mehrmals mit Erfolg gebraucht — aus Berlin einen Aufruf an die Polen, sie sollten das preußische und russische Joch abschütteln, er komme zu ihrer Befreiung, und werde das polnische Reich herstellen. Die bethörten Polen standen auf, Napoleon verließ Berlin den 24. November, drang in Polen ein, und die Polen meinten, ein Engel vom Himmel sey gekommen.

Nun regte sich auch Rußland wieder, den ganzen Winter hindurch wüthete der Krieg, das Schwert der tapfern Russen mähete manchen Franzosen nieder, und auch den Preußen kehrte die alte Tapferkeit wieder zurück. Der preußische Lieutenant Schill, der aus dem Gemetzel bei Auerstädt entronnen war, sammelte eine Schaar von Braven, die der Schrecken der Franzosen wurden. Er nahm sogar den französischen Marschall Victor gefangen, und die Franzosen mußten für denselben den General Blücher losgeben.

Den 7. Februar 1807 begann die große Schlacht bei Eylau. Die Russen befehligte General Benigsen, die Kosaken der Hettmann Platow, das Häuflein Preußen L'Estocq; unter Napoleon commandirten Soult, Augereau und Murat. Den ganzen Tag war Schneegestöber, und scheußlich wurde die Lage Schnee mit Menschenblut geröthet. Am Abend hatte keiner verloren, keiner gewonnen, doch hielt Napoleon seinen Einzug in Eylau, und zwar in einem verschlossenen Wagen, denn der Wagen fuhr über Todte und winselnde Sterbende, die in den Straßen lagen. Am folgenden Tage erneuerte sich die Schlacht, aber weder Russen, noch Franzosen wichen: man schlug sich einander mit Kolben nieder — Verwundete, welche auf dem Schlachtfelde lagen, zerfleichten den Feind noch mit den Zähnen, und Gesunde, welche keine Waffen mehr hatten, traten den Gegner mit ihren Füßen todt. Am Abend dieses Tages rühmten die Fran-

zosen sich des Sieges, und sagten in den Zeitungen, die Russen hätten 7000 Todte, 15000 Gefangene verloren, und ihrer 16000 wären verwundet; die Russen meldeten, 12000 Franzosen getödtet zu haben. So viel ist gewiß, daß am dritten Tage noch einmal die Schlacht erneuert werden sollte, aber am Ende zogen sowohl die Franzosen, als auch die Russen, sich zurück, und es trat auf mehrere Monate ein Waffenstillstand ein.

Nun ließ Napoleon frische Soldaten aus Frankreich kommen, 80000 Mann — von Gensd'armes sah man die Jünglinge durch Deutschland zur Schlachtbank getrieben werden.

Den 14. Juni 1807 war die entscheidende Schlacht bei Friedland. Die Franzosen waren in einem Walde versteckt, und brachen erst Abends 6 Uhr, da die Russen ermattet waren, mit ihrer Stärke hervor, trieben die Russen durch das brennende Friedland, und machten ihrer 17000 nieder, wenn man ihren Berichten glauben soll; sie selbst rühmten sich nur 500 Mann an Todten verloren zu haben.

Die Franzosen rückten in Königsberg ein, aber Pillau ergab sich nicht, der 75jährige Hermann vertheidigte es, und ließ seine Soldaten bei einem Sarge schwören: Preußen oder Tod!

Die Russen zogen sich über den Gränzfluß Niemen zurück, in der Gegend von Tilsit. Den 19. Juni war auch Napoleon da. Sechs Tage später war die berühmte Zusammenkunft der beiden Kaiser, Napoleons und Alexanders, auf dem Niemen, im Angesichte beider Heere, und die zwei Monarchen wurden so große Freunde, daß nun auch die beiden Heere vergessen zu haben schienen, sich noch vor wenigen Tagen bis auf den Tod bekämpft zu haben. Franzosen und Kosaken sah man Arm in Arm gehen, Italiäner und Mamelucken, Preußen und Tartaren. Sie gaben einander sogar Gastmähler, und tauschten oft ihre Kleider zum Zeichen der Brüderschaft.

Den 7. Juli erschien der Tilsiter Friede mit Rußland, den 9. Juli mit Preußen. Preußen ver-

lor alle Provinzen am linken Ufer der Elbe, wie auch die polnischen Provinzen; Rußland aber verlor nichts, sondern erwarb noch ein Stück vom preußischen Polen. Aus den preußischen Landen am linken Elbufer, Hessenkassel und Braunschweig (auch Hannover) ward ein Königreich Westfalen für Napoleons Bruder Jerome gebildet, dessen Hauptstadt Kassel wurde. Die andern polnischen Lande Preußens wurden als Großherzogthum Warschau dem Könige von Sachsen gegeben.

§. 101.

Händel in Portugal und Spanien.

Als Napoleon im Osten Europa's fertig war, warf er seine Augen nach Westen, und forderte Portugal auf, seine Häfen den Engländern zu schließen. Weil die Portugiesen sich dazu nicht schnell entschlossen, so zog schon ein Heer Franzosen durch Spanien heran, zugleich aber erschien eine englische Flotte im Tago, und Joann, der Prinz-Regent, nebst seiner Mutter, der blödsinnigen Königinn, bestieg, von 17000 Portugiesen begleitet, die sämmtlichen portugiesischen Schiffe — 36 Segel — und segelte nach Rio Janeiro in Brasilien. Schon am folgenden Tage (30. November 1807) rückten die Franzosen unter Junot in Lissabon ein. Aber bereits nach 2 Wochen griffen die Portugiesen zu den Waffen, und als im Juli 1808 noch 30000 Engländer unter Wellesley (nachher Herzog von Wellington) landeten, da mußten die Franzosen Portugal räumen.

Daß Napoleon so ungehindert seine Truppen durch Spanien ziehen lassen konnte, verdankte er dem Zwiste, der dort zwischen dem Volke und Könige und besonders in der königlichen Familie obwaltete. Seit 1788 regierte nämlich Carl IV. aus dem Hause Bourbon, ein schwacher Mann, der sich von einem unwürdigen Günstlinge leiten ließ. Dieser hieß Don Manuel de Godoy, ein armer Edelmann aus Badajoz, der 1787, eben 23 Jahr

alt, unter die Leibgarde kam, schön sang und fertig die Guitarre spielte. Durch diese Kunst verdiente er sich in Madrid bei seinem Wirth auf ein ganzes Jahr das Essen, und durch sie machte er sich auch beim Könige beliebt. Er wurde Herzog von Alcudia, und weil er 1795 zwischen Spanien und der französischen Republik einen festen Frieden zu Stande brachte, so hieß er seitdem der Friedensfürst, vermählte sich mit einer Nichte des Königs, hieß Se Hoheit, hatte eine Leibwache, und sammelte ungeheure Reichthümer. Als Napoleon ans Ruder trat, wußte er den Friedensfürsten schnell für sich zu gewinnen: er versprach ihm den südlichen Theil Portugals als ein souveraines Fürstenthum Algarve, den nördlichen Theil solle die Königinn von Etrurien, des spanischen Königs Tochter, haben, den mittlern Theil wolle man beim Friedensschlusse verschenken, wie man es billig fände, aber über alle drei Theile solle Spanien die Oberherrlichkeit haben, dafür solle der Friedensfürst den Franzosen freien Durchzug durch Spanien nach Portugal gestatten, und spanische Hülfstruppen zu den Franzosen stoßen lassen. Wer war froher, als der Friedensfürst! Er sah sich schon als regierenden Fürsten. Als aber Portugal erobert war, bekam er nichts, die Franzosen behielten alles. Er hoffte, es würde noch wohl kommen, aber die Königinn ging auch leer aus, obgleich Napoleon sie kurz vorher aus ihrem Lande gejagt, und dasselbe mit Frankreich vereinigt hatte.

Das spanische Volk haßte die Franzosen und den Friedensfürsten ungemein, und hing an dem Kronprinzen Ferdinand, der seine Eltern nie recht geachtet hatte, und bei denselben nichts galt. Auch vom Friedensfürsten wurde der Kronprinz gehasset, und sollte ohne Gnade dessen jüngere Schwester heirathen. Da klagte er — Napoleon sein Herzenleid, und hielt um die Hand einer französischen Prinzessinn, d. h. einer Nichte Napoleons, an. Der Friedensfürst erhielt Kenntniß davon und redete dem Könige ein, der Kronprinz trachte ihm nach Thron und

Leben, und der Prinz kam in's Gefängniß. Das Volk murrte, König Carl berichtete die Begebenheit Napoleon, als wäre er diesem Rechenschaft schuldig gewesen, und gab nach 5 Tagen seinem Sohne die Freiheit wieder, weil derselbe ihm schriftlich Abbitte gethan hatte. Aber nun rückten französische Truppen in Spanien ein, ein Haufen nach dem andern, und vertheilten sich in die verschiedenen Provinzen. Das spanische Volk wurde immer gespannter, feindseliger gegen den Friedensfürsten, und diesem gingen endlich auch die Augen auf: bange vor der Treulosigkeit der Franzosen und der Wuth der Spanier, rieth er dem Könige, nach Peru oder Merico zu fliehen, und alle Anstalten wurden dazu getroffen. Nun hielt sich das Volk nicht länger, zu Aranjuez und Madrid brach der Aufruhr aus, der Friedensfürst behielt nur auf die Fürbitte des Kronprinzen sein Leben, und der furchtsame König Carl entsagte am folgenden Tage (19. März 1808) der spanischen Krone zu Gunsten des Kronprinzen, welches er auch gleich dem Kaiser Napoleon meldete.

Nun drängen sich die Begebenheiten. Den 23. März hielt Murat mit den Franzosen seinen Einzug in Madrid, am folgenden Tage der junge König Ferdinand VII. Murat erkannte ihn nicht als König an, Carl widerrief auch seine Abdankung als erzwungen, und Murat rieth beiden einzeln, Napoleon als Vermittler ihres Streites anzunehmen, der schon auf der Reise nach Spanien sey, und ihm entgegenzureisen; er sey gewiß schon in Burgos. Ferdinand reisete zuerst ab, nicht wissend, daß sein Vater dieselbe Absicht habe. Als er zu Burgos ankam, war Napoleon nicht da, und die französischen Soldaten, welche ihn begleiteten, riethen ihm, weiter zu gehen, zu Vittoria werde Napoleon ganz gewiß seyn. Aber zu Vittoria war wieder nichts. Hier erhielt Ferdinand viele treue Warnungen, das Volk zerschnitt seinen Pferden sogar die Stränge, und wurde durch die französischen Soldaten zurückgetrieben. Der Bethörte eilte in sein Verderben. Den 20. April kam er zu Bayonne an, auf fran-

zösischem Boden; hier war Napoleon freilich, empfing ihn auch ehrenvoll, und wies ihm eine Wohnung an. Aber schon nach einigen Stunden schickte er ihm den General Savary in's Haus, mit dem Befehle, Spanien an ihn abzutreten. Ferdinand war wie aus den Wolken gefallen, und schlug die Abtretung rund ab. Bald darauf langte auch der Friedensfürst, den Murat befreiet hatte, und Carl IV. nebst seiner Gemahlinn und den meisten Personen des königlichen Hauses zu Bayonne an. Carl und seine Gemahlinn verfluchten in Napoleons Gegenwart ihren Sohn als einen Rebellen und Mordstifter gegen ihr Leben, die Mutter forderte sogar Napoleon auf, ihn hinrichten zu lassen. Napoleon, der zu Eylau über Leichen und Sterbende fahren konnte, schauderte bei diesem Auftritte, doch bedrohete er Ferdinand mit dem Tode, wenn er die spanische Krone seinem Vater nicht zurückgeben wollte. Der unglückliche Ferdinand bequemte sich dazu, und Carl IV. — jetzt wieder König — trat den 6. Mai 1808 Spanien für seine ganze Familie an Napoleon ab, welcher einzig das beunruhigte Spanien wieder zur Ordnung und zum Glücke zurückführen könne. Dafür erhielt er von Napoleon ein Jahrgehalt, und zog mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern erst nach Compiegne, darauf nach Marseille, endlich nach Rom. Aber der junge König Ferdinand wurde mit zwei seiner Brüder auf dem Schlosse Valencay eingesperrt, nachdem er einen Aufruf an die Spanier hatte unterzeichnen müssen, sie möchten ferner dem weisen Napoleon gehorchen.

Noch bis auf den heutigen Tag begreift man den innern Zwiespalt des spanischen Königshauses nicht. Die Königinn von Etrurien mit ihrem Sohne mußte bei ihren Eltern bleiben, und wurde von denselben täglich gemißhandelt. Als ihre Eltern Compiegne verließen, blieb sie dort, wurde aber bald von französischen Gensd'armes weggeführt, litt unterweges sogar Hunger, und kam krank zu Nizza an, wo man ihr zu bleiben befahl. Ihren Sohn brachte man nach Rom zu ihren Eltern, sie selbst aber versuchte

nach England zu entwischen. Das war in Napoleons Augen ein ungeheures Verbrechen: sie erhielt nun keine Pension mehr, und wurde mit ihrer Tochter bald darauf in ein Kloster zu Rom verwiesen, aus besonderer Gnade des Kaisers, wie es hieß, weil sie den Tod verdient habe. Zu Rom saß sie drittehalb Jahre gefangen; dann kam sie los, und fiel ihren grausamen Eltern wieder in die Hände. — Carl IV. und seine Gemahlinn sind im J. 1819 gestorben; von Ferdinand werden wir noch hören.

§. 102.

Joseph Napoleon in Spanien.

(1808—1814.)

Napoleon trug nun die spanische Krone seinem Bruder Lucian an; dieser aber antwortete, er möge kein Präfect seines Bruders seyn. So hießen die Statthalter in den einzelnen Departements Frankreichs. Wenn er König seyn solle — sagte Lucian — so müsse er allein Herr im Hause seyn. Da ließ Napoleon seinen Bruder Joseph aus Neapel kommen, und übergab ihm das Königreich Spanien. König von Neapel wurde Murat, der bisherige Großherzog von Berg, und das Großherzogthum Berg kam an ein Kind des Königs von Holland, dessen Pathe Napoleon war, und in dessen Namen versprach Napoleon das Großherzogthum Berg einstweilen zu übernehmen.

Joseph kam den 7. Juni 1808 zu Bayonne an, wo viele spanische Große auf Napoleons Befehl erschienen, ihren neuen König zu begrüßen. In einem Saale mußten die Herren ihre Anrede componiren, und wer seine Rede fertig hatte, mußte erst in ein Nebenzimmer zu Napoleon kommen, der die Rede durchlas; und wenn dieser sie billigte, so wurde der Redner zu dem neuen Könige geführt, seine Lection herzusagen. Ein Herzog von ächt spanischem Blute hatte den Muth, Joseph bloß Glück zu wün-

schen, ohne ihn eigentlich König zu nennen. Napoleon wurde wüthend, als er die Rede las. „Wollen Sie sich an die Spitze der Aufrührer stellen? — schnaubte er — Wollen Sie nach Spanien zurück? Ich werde Sie ungehindert ziehen lassen, aber ich gebe Ihnen mein Wort, binnen 8 Tagen — doch nein, binnen 24 Stunden sollen Sie erschossen werden."

Den 20. Juli 1808 hielt Joseph Napoleon seinen Einzug in Madrid, aber auf allen Punkten des Reiches standen die Spanier auf, und zu Sevilla bildete sich eine Regierung, weil Ferdinand schon von Bayonne aus die spanischen Stände beauftragt hatte, das Land zu regieren, so gut sie könnten. England machte mit der spanischen Nation schnell Frieden, und sandte ihr Hülfstruppen. Ein spanisches Heer, welches Napoleon schon vor langer Zeit nach Dänemark versetzt hatte, um Spanien zu schwächen, hörte dort von der Noth des Vaterlandes, lief fort, und wurde durch englische Schiffe an der Westküste Spaniens ausgesetzt. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen, den 1. August mußte König Joseph Madrid wieder verlassen. Sarragossa, vom 28jährigen Palafox vertheidigt, schlug in 6 Wochen 14 Stürme der Franzosen ab, ohne Festungswerke zu besitzen; als Joseph aus Madrid floh, gaben die Franzosen auch die Belagerung Sarragossa's auf, warfen ihr Geschütz in den Ebro, und liefen davon.

Etwas besser ging es den Franzosen, als Napoleon im November und December 1808 selbst einen Zug nach Spanien machte. Er führte Joseph wieder in Madrid ein, hob viele Klöster auf, und schaffte die Inquisition ab. Nun stellten sich die Schaaren von Mönchen unter die Truppen gegen die Franzosen, und Napoleon sah ein, daß er ein Land gefunden habe, welches nicht so leicht zu erobern sey, was er seinem Minister Talleyrand nicht hatte glauben wollen. Da Oestreich eine sehr kriegerische Miene machte, so eilte er im Januar 1809 schnell nach Paris zurück.

§. 103.

Die Helden von Sarragossa

(1809.)

In der Zwischenzeit hatte Palafox Sarragossa befestigt und mit Lebensmitteln versehen, als den 20. December 1808 die Franzosen abermals vor die Stadt rückten. Auf der Stelle wurde Sarragossa beschossen, aber die Belagerten machten oft Ausfälle, und vernagelten den Franzosen ihre Kanonen. Die Bauern der Gegend beunruhigten den Feind im Rücken. Den 9. Januar 1809 begann die regelmäßige Beschießung der Stadt, und dauerte ohne Unterbrechung 41 Tage. Erst der Marschall Lannes, der am 20. Januar vor Sarragossa anlangte, gewann etwas Vortheil. Am 27. Januar waren 3 Breschen in der Mauer, und Lannes ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern. Palafox führte den französischen Boten in den Dom, und zeigte ihm die Bürger und Soldaten, welche auf den Knien lagen, und Gott laut gelobten, sich unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, ehe sie dieselbe übergäben. „Bis zur letzten Lehmwand!" sagte Palafox immer, wenn er aus dem Kriegsrathe kam, und wer anders sprach, den ließ er im Augenblick hängen. Die Franzosen eroberten einige Häuser, aber die Spanier vertheidigten jede Lehmwand. Tag und Nacht focht man um Thüren, um Zimmer, um Treppen, und wenn die Franzosen Herren in einem Hause zu seyn glaubten, so waren noch Spanier im Keller, zündeten dort Pulver an, und die Franzosen flogen in die Luft. Die Franzosen machten Minen unter die Straßen her, und stiegen nun hier und dort aus dem Boden hervor, wo die Spanier es gar nicht erwarteten. Nun legten die Spanier auch Minen an, und kamen auf jenen Plätzen, die von den Franzosen schon besetzt waren, wieder zum Vorschein. Einmal begegneten sich Franzosen und Spanier unter der Erde, ihre

Gänge hatten sich zufällig getroffen, und nun wurde unter der Erde gefochten.

Aber in diesem unterirdischen Kriege zogen die Spanier endlich den Kürzern: sie wurden auf den Mittelpunkt der Stadt zurückgedrängt, und die meisten Bürger wohnten nur noch in Kellern. Nun entstanden Faulfieber unter den Spaniern, täglich starben 350, man hatte keine Arznei für die Kranken, keine Begräbnißplätze für die Leichen; 54000 Spanier waren getödtet, 16000 Bomben in die Stadt geworfen, Palafox lag krank in einem kleinen Keller. Sechs neue Minen waren mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, und sollten am nächsten Tage die Stadt in die Luft sprengen. Da kapitulirte der vernünftigere Theil der Bürgerschaft heimlich: den 21. Februar zogen 12000 spanische Soldaten, der Rest von 50000 Mann, bleich und todtkrank, mit Gepäck aus der Stadt, Palafox auch, und wurden als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt; Palafox kam ins Gefängniß. Wer unterweges nicht weiter konnte, wurde von den Franzosen erschossen.

Als die Franzosen in Sarragossa einrückten, lagen 6000 Leichen auf den Straßen.

§. 104.

Oestreichischer Krieg 1809.

Auch das Ausland fühlte die Schmach, mit welcher Napoleon Spanien und Portugal bedeckte, und Oestreichs hochherziger Kaiser bewaffnete seine Völker, und forderte im April 1809 die ganze dentsche Nation auf, das Joch abzuschütteln. In Baiern brach Erzherzog Carl ein, in Italien Erzherzog Joann, in Warschau Erzherzog Ferdinand. Die tapfern Tyroler, jetzt bairische Unterthanen, standen für das geliebte Haus Oestreich auf, Schill hielt einen kräftigen Streifzug ins Königreich Sachsen, und die Hessen waffneten sich gegen ihren Tyrannen Hieronymus Napoleon, ganz Deutschland gerieth in Bewegung.

Aber ach, die Stunde der Erlösung hatte noch nicht geschlagen. Die Fürsten des Rheinbundes schickten ihre Heere aus, und die Hessen mußten bluten für ihr kühnes Beginnen. Schill ward in Stralsund von den Franzosen und Dänen belagert, und fiel mit den meisten seiner Tapfern schon den 31. Mai in den Straßen Stralsunds. In Warschau traten die Russen — damals mit Napoleon befreundet — gegen den Erzherzog Ferdinand auf, doch nicht recht mit Ernst. Erzherzog Carl richtete noch das Meiste aus: er vertrieb den König von Baiern aus seiner eigenen Residenz München, und eroberte das feste Regensburg, wurde jedoch den 22. April bei Eckmühl von Napoleon geschlagen, von welcher Schlacht der französische Marschall Davoust den Titel Prinz Eckmühl erhielt.

Den 12. Mai rückten die Franzosen in Wien ein. Napoleon forderte die Ungarn auf, sich von der Herrschaft des Hauses Oestreich loszumachen, fand aber kein Gehör, nur der Erzherzog Carl lockte beim Dorfe Aspern die Franzosen über die Donau, entriß ihnen dann Aspern wieder, und in der folgenden Nacht steckte er durch Brandschiffe ihre über die Donauarme geschlagenen Brücken in Brand. Als er dennoch am folgenden Tage die ganze französische Armee über die Donau zurückwarf, so erlitt diese eine gräuliche Niederlage: 30000 Franzosen lagen todt, auch Marschall Lannes, der Verderber Sarragossa's, und zwei Adjutanten Napoleons; die meisten französischen Anführer waren schwer verwundet. Die Schlacht bei Aspern (21—22 Mai) war die erste, welche Napoleon verlor. Die deutschen Herzen schlugen wieder einmal hoffend empor.

Leider wurde die Hoffnung schnell vereitelt. Napoleon zog die Truppen des Königreichs Italien an sich, in den ersten Tagen des Juli ging er wieder über die Donau, und ließ Pfähle in den Fluß schlagen, damit Brandschiffe nicht wieder an seine Brücken kommen könnten. Er hatte 150000 Mann Truppen, Erzherzog Carl weit weniger, und der Erzherzog Joann kam aus Ungarn ihm nicht schnell ge-

nung zu Hülfe. Den 5. und 6. Juli war die unglückliche Schlacht bei Wagram, in welcher die Oestreicher wie Löwen fochten, endlich aber überflügelt wurden.

Der Krieg war wieder beendigt, den 14. October schrieb Napoleon auf dem Schlosse Schönbrunn bei Wien, wo er wohnte, den Frieden vor. Oestreich mußte viel Land am adriatischen Meere abtreten, den König Joseph Napoleon von Spanien anerkennen, und allen Handelsverbindungen mit England entsagen.

Es war also wieder viel deutsches Blut umsonst geflossen, und der tapfere Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels mochte die Schande Deutschlands nicht länger ansehen. Während des Krieges hatte er mit einer Freischaar in Sachsen gekämpft, jetzt beschloß er sich durchzuschlagen nach dem gastlichen England. Mit 1500 Mann ging er über Leipzig und Halberstadt nach Bremen, überall verfolgt von Sachsen, Westfälingern und Holländern. Die einen schlug er, die andern täuschte er durch Schnelligkeit. Zu Elsfleth schiffte er sich mit seinen Treuen ein, und ward in England mit Jubel begrüßt.

§. 105.

Andreas Hofer, der Sandwirth.

(1809.)

Das Betragen der biedern Tyroler in dem östreichischen Kriege verdient noch besonders erzählt zu werden. Durch den presburger Frieden war ihr Land an Baiern gekommen, aber sie konnten die Trennung von Oestreich nicht verschmerzen. Als daher Oestreich 1808 sich gegen Frankreich rüstete, schickten sie einige Patrioten, besonders den Andreas Hofer, genannt der Sandwirth (weil sein Wirthshaus in einer Gegend lag, welche der Sand hieß), heimlich nach Wien, die Stimmung des kaiserlichen Hofes in Betreff Tyrols zu erfor-

schen. Als diese günstig war, entwarfen sie den Plan des Aufstandes zwei Monate vorher, ehe er zur Reife kam, und doch merkte die bairische Regierung nichts. Es rückte im Anfange Aprils ein östreichischer Heerhaufen ein, und gleich schlossen sich 5000 Tyroler Bauern ihm an. Der Sandwirth Hofer erschien mit seinem Landsturm den 10. April im Sterzinger Moose gegen die Baiern, und schob ihnen drei große Heuwagen vor, die feindlichen Kanonenkugeln aufzufangen; hinter den Wagen lauerten die trefflichsten Scharfschützen, und schossen die Baiern bei ihren Kanonen nieder. Den mittelsten Heuwagen lenkte eine rüstige Bauerndirne; nach jedem Schusse der Baiern rief sie: Juchhei! zum Zeichen, daß sie noch lebe, und schrie den Männern zu: „Nur frisch darauf los, nur immer frisch! Fürchtet euch vor den bairischen Dampfnudeln nicht!" Als die Hälfte der Baiern niedergemacht war, mußte der Rest das Gewehr strecken.

Den 11. April wurde Innspruck von 20000 Tyrolern erobert; die Baiern schlugen sie mit Flintenkolben und Dreschflegeln an ihren Kanonen nieder. Den 12. April erschienen 8000 Franzosen, aus Italien kommend, und baten nur um freien Durchzug nach Augsburg. Aber die Tyroler und Oestreicher forderten unbedingte Ergebung, und siegten nach einem mörderischen Gefechte. Am 13. April war kein bewaffneter Franzose und Baier in Tyrol mehr, und die Tyroler machten sich ein Fest daraus, zu Innspruck den bairischen Löwen vom Burgthor herunterzuschießen: so oft ein tüchtiger Klumpen fiel, erhob sich das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken und Trommeln. Augenblicklich wurden auch die weißblauen bairischen Wappen in östreichische mit Gold und Schwarz verwandelt.

Nach der Schlacht bei Eckmühl rückten aber wieder Baiern und Franzosen in Tyrol ein, siegten in den Thälern, und die Tyroler mußten auf ihre Eisberge fliehen. Grausam rächten sich nun die Baiern in dem armen Lande: beim Dorfe Schwatz henkten sie über 100 unbewaffnete Landleute an Bäumen

auf, und zündeten dann das ganze Dorf mit Fackeln und Pechkränzen an — 14 Ortschaften wurden auf solche Weise in Asche gelegt, zum Theil unter militairischer Musik. Solche Gräuel hatten die siegreichen Tyroler sich vorher gegen die entwaffneten Franzosen und Baiern nicht erlaubt, um so mehr wurden sie jetzt empört. Hofer erließ folgenden eigenhändigen Aufruf an seine Kampfgenossen im obern Innthale:

Liebe Brüder Oberinnthaler! Für Gott, den Khaysser und das theyre Vatterland! Morgen in der frueh ist der löste Angriff. Wir wellen die Boarn mit hilff der göttlichen Muetter fangen oder erschlagen, nnd haben Uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kombt Uns zu hilff, wollt ihr aber gescheiter seyn, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Enk (euch) auch richten!

Andere Hofer Oberkommandant von Passeyr.

Die Oberinnthaler kamen, am andern Tage (29. Mai) war das Treffen; Hofer leitete bei einer hohen Batterie, wo er alles übersah, die Angriffe, und der Kapuziner Haspinger sprach den Streitern Muth ein. Verwundete Tyroler ließen sich nur unter die nächsten Bäume tragen, riefen, sie sähen den Himmel offen, die Landsleute möchten doch unverzagt stehen für Gott, Kaiser und Vaterland. Die Nacht machte dem Gemetzel ein Ende, und während der Finsterniß zogen die Feinde aus dem Lande, indem sie die Kanonenräder und die Hufe der Pferde mit Stroh umwickelten. Tyrol war zum zweiten mal frei.

Bald darauf ereignete sich die unglückliche Schlacht bei Wagram, und in dem Waffenstillstande versprach Kaiser Franz auch, Tyrol zu räumen. Er schickte die dazu erforderlichen Befehle nach Tyrol. Die Tyroler konnten es aber nicht glauben, daß ihr guter Kaiser sie weggeben wolle, und geriethen in wilde Bewegung. Die regulären Truppen der Tyroler, welche in des Kaisers Dienst standen, zogen

indessen ruhig ab, und machten dem Tyroler Namen Ehre. Hofer versteckte sich, blieb aber in Verbindung mit dem Landvolke, welches sich nun selbst helfen mußte, und unterschrieb seine Befehle Andere Hofer, dermal unwissend, wo. Der Kapuziner Haspinger befehligte nun die Bauern, und die einrückenden Franzosen wurden an der Eisack erwartet. Ueber diesen tobenden Fluß hatten die Tyroler eine Brücke von Baumzweigen gebauet, und dieselbe mit einer hohen Lage Steine bedeckt. Die Franzmänner betraten sie mit Zuversicht, aber sieh, die Brücke brach unter ihnen, und sie wurden in den tosenden Fluthen begraben. Ueber 50 Offiziere wurden von den Scharfschützen der Tyroler erlegt, die Franzosen verloren 1200 Mann nach ihrem eigenen Geständnisse. Ihr Marschall Lefebvre rückte zwar weiter vor, aber er kleidete sich als gemeiner Dragoner, nahm eine Flinte in den Arm, eine Holzmütze auf den Kopf, und ritt immer zwischen zwei kernfesten Reitern, denn nicht zu trauen war den Tyroler Scharfschützen. Das Landvolk rollte Felsenstücke von den Gebirgen auf die Feinde, besonders thätig waren dabei die Weiber und Mädchen. Die Franzosen von der einen Seite und die Baiern von der andern wurden alle nach Innspruck getrieben, wie scheues Wild. Der Kapuziner, gelähmt durch die unaufhörlichen Anstrengungen, schlief des Nachts immer auf einem Wagen, und war an jedem Morgen wieder rüstig. Vor Innspruck war auch der Oberkommandant, Sandwirth Hofer, wieder bei dem Heere. Die Franzosen hatten 25000 Mann, über 2000 Pferde und 40 Kanonen, die Tyroler eben 18000 Mann schlecht bewaffnet. Der 13. August war der entscheidende Tag. Eben nach Mitternacht weckte der Kapuziner den Sandwirth, hielt die h. Messe, und eilte dann auf seinem kleinen Pferde, einen weissen Stock in der Hand, an den äussersten Vorposten. Um 6 Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse. Aber warum soll ich die Schlacht wieder beschreiben? Die Tyroler gewannen, am Feste der Himmelfahrt Mariä hielt Hofer seinen

Einzug in Innspruck, und Tyrol war zum dritten male befreiet.

Bald darauf wurde der Wiener Friede verkündigt. Die Tyroler gehorchten dem Aufrufe des Kaisers, sich dem Könige von Baiern zu unterwerfen. Allen Tyrolern ward von der bairischen Regierung Verzeihung versprochen, und auch gehalten. Selbst Sandwirth Hofer rieth seinen Landsleuten Folgsamkeit, und unterzeichnete sich Andere Hofer, Oberkommandant in Diroll gewässer (gewesener Oberkommandant in Tyrol).

Weil aber Hofer im November noch einmal losbrach, so wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Zwei Monate lang lebte er nun in einer Alpenhütte, 4 Stunden von seiner Wohnung, unter dem Schnee, im December 1809 und Januar 1810. Ein Vertrauter, Staffel mit Namen, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wurde sein Verräther: er führte Mitternacht den 20. Januar (1810) Franzosen zu der Sennhütte, und Hofer wurde mit seiner ganzen Familie gefangen. Seine Frau und Kinder entließ man bald, Hofer selbst aber wurde nach Mantua abgeführt, und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die wenigsten Stimmen waren für den Tod, aber ein Befehl aus Mailand verordnete, ihn binnen 24 Stunden zu erschießen. Das Urtheil ward den 20. Februar 1810 vollzogen. Auf dem Richtplatze gab er dem Unteroffizier der 12 Grenadiere, die ihn erschießen sollten, noch ein Zwanzigkreuzerstück. Stehend, mit unverbundenen Augen wollte er sterben, und erst die 13te Kugel tödtete ihn. Kaiser Franz erhob 1818 seine Familie in den Adelstand, und entschädigte sie für den Verlust ihres Vermögens.

Andreas Hofer war von hoher Statur und starkem Knochenbau; er hatte einen langen schwarzen Bart, eine stumpfe Nase, eine rothe Gesichtsfarbe, einen kühnen, aber doch gutmüthigen Blick. An seiner Seite hing ein großer Säbel; am Halse trug er ein glänzendes Schild und ein Kreuz, auf dem Haupte einen großen schwarzen Hut, seitwärts auf-

geschlagen, mit dem Bilde der Mutter Gottes auf der Krempe, und mit einer Feder geziert. Die Franzosen nannten ihn Géneral Sandwird. Feldherrntalente besaß er nicht, aber Patriotismus; mit seinen Soldaten sprach er nur als Bruder, und niemals ließ er einen Kriegsgefangenen tödten oder peinigen.

§. 106.

Napoleon im Kirchenbann.

(11. Juni 1809.)

Schon im Jahre 1808 fing Napoleon Feindseligkeiten gegen Pabst Pius VII. an, weil er die Gewalt der Kirche über die Gemüther seiner Unterthanen haßte. Die geistliche Gewalt sollte völlig von dem Kaiserthrone Frankreichs abhangen, nicht vom päbstlichen Stuhle; darum forderte Napoleon von Pius, er solle alle Bischöfe von der päbstlichen Gewalt unabhängig erklären, einen französischen Patriarchen unabhängig vom Pabste anerkennen, alle Klosterorden aufheben, Priestern, Mönchen und Nonnen die Ehe gestatten, Napoleons Gesetzbuch, in welchem auch Ehescheidungen erlaubt wurden, im Kirchenstaate einführen, und Joseph Napoleon zum Könige von Neapel und Sicilien krönen. Pius weigerte sich ohne Bedenken.

Da rückten den 2. Februar 1808, von Neapel her, 6000 Mann Franzosen in Rom ein, und pflanzten vor dem Quirinal, dem Palaste des Pabstes, Kanonen auf. Pius protestirte gegen den Angriff des Kirchenstaates, ermahnte aber sein Militair und Volk zur Ruhe. Nun wurden bald päbstliche Soldaten unter französsische Regimenter gesteckt, Offiziere eingesperrt, Cardinäle fortgejagt, überall französische Bürgergarden errichtet, päbstliche Unterthanen vor das französische Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. Das Volk blieb dem Pabste ergeben, gab seine Trauer kund durch Einstellung des Carnevals, feierte aber den Krönungstag des Pabstes gegen die sonstige Sitte. Napoleon erfuhr alles zu

Wien, und weil Pius ihn schon zweimal durch ein Breve mit dem Kirchenbanne bedrohet hatte, so erklärte er durch einen Federstrich den 17. Mai 1809, 4 Tage vor der Schlacht bei Aspern, den Kirchenstaat dem französischen Kaiserthum einverleibt, und warf dem Pabste 2 Millionen Franken Pension zu. Den 9. Juni wurde dies Edict in den Straßen Roms feierlich ausgerufen.

Nun säumte Pius nicht länger. Den 10. Juni machte er dem römischen Volke bekannt, daß er die Rechte der Kirche unverletzt bewahren müsse, und von ihrem Feinde kein Gnadengehalt annehmen dürfe, er vertraue auf Gott und auf die Frömmigkeit der Gläubigen. Am folgenden Tage hielt er in der Frühe die h. Messe, und nach derselben sprach er vor dem versammelten Volke den Kirchenbann aus über Napoleon und alle seine Rathgeber und Mitwirker. Mit blitzenden Buchstaben ward der Bann an den Thüren der Hauptkirchen angeschlagen, und ehe die Franzosen das Blatt abrissen, hatte die ganze Stadt Kenntniß davon bekommen.

Pius konnte nun sein Schicksal vermuthen, und ließ die Thüren seines Palastes zumauern, verbot seinen Schweizern aber alle Gegenwehr, und nahm schriftlich Abschied von seinem Volke. Den 6. Juli 1809 überstiegen die Franzosen unter General Radet die Mauer des päbstlichen Gartens, schlugen einige Thüren ein, und traten in das Gemach, wo der Pabst zwischen einigen Cardinälen an einem Tische schrieb. Er stand auf, und fragte mit Würde und Milde: „Warum stören Sie die Ruhe meiner Wohnung, und was wollen Sie?" Ergriffen zogen alle ihre Hüte ab, und Radet verlangte Abtretung des Kirchenstaates im Namen des Kaisers. Als Pius mit Nein antwortete, und Radet erklärte, er habe in diesem Falle Befehl ihn von Rom wegzuführen, nahm Pius sein Brevier, und reichte dem Cardinal Pacca seinen Arm. In einem verschlossenen Wagen ward er schnell abgeführt, Radet nahm den Kutschersitz ein, Gensd'armes ritten um den Wagen. Man brachte ihn nach Grenoble, Va-

lence, Nizza, und überall lagen Menschen am Wege, welche um seinen Segen baten. Zu Nizza waren 16000 Menschen versammelt. Die Schnelligkeit der Reise und die Sommerhitze machte den ehrwürdigen Greis in dem verschlossenen Wagen bald krank, so daß man ihm auf dem Cenis 2, zu Grenoble 11 Ruhetage vergönnen mußte. Den 9. August 1809 brachte man ihn nach Savona, einer Seestadt im ehemaligen Gebiete von Genua. Hier fand er einen Hofstaat für sich angeordnet, er weigerte sich aber von ihm Gebrauch zu machen, und versagte nun allen von Napoleon ernannten Bischöfen die Bestätigung, weil Napoleon das frühere Concordat selbst gebrochen hatte. Nun änderte Napoleon den Ton: der Hofstaat verschwand, der Pabst ward in ein Zimmer gesperrt, mußte seine Gebetbücher und Schreibmaterialien abgeben, und bekam täglich 5 Paoli (etwa 20 sgr.) zum Unterhalte, so daß er Almosen von den Bürgern Savona's nehmen mußte. Zwar wurde nach zwei Wochen dieser karge Unterhalt verbessert, aber seine Gefangenschaft blieb 3 Jahre hindurch gleich strenge: er durfte gar keinen Brief schreiben oder empfangen, noch weniger einen Besuch annehmen. Der große Kaiser selbst schrieb ihm einmal einen höhnischen Brief, der also anfing: „Sie sind eine alte Gans (vieille volaille), das hätten Sie schon längst wissen müssen. Ihre Widersetzlichkeit ist nur Dummheit." Aber ganz Europa bewunderte den Mann, der wehrlos sich kühn dem Despoten widersetzte, vor welchem die mächtigsten Monarchen in den Staub sanken.

§. 107.

Die Kaiserinn Marie Luise.

(1. April 1810.)

Eine Schandthat fehlte Napoleon nun noch. Am Ende des Jahres 1809 verstieß er seine in vieler Hinsicht edle Gemahlinn Josephine, weil sie ihm keinen Thronerben gebar, und suchte eine andere

Frau aus einem alten Kaiserhause, damit er durch eine solche Verschwägerung den Schandflecken des Kronraubes von sich abwüsche. Erst hielt er um eine russische Prinzessinn an, und Kaiser Alexander war auch nicht abgeneigt, aber seine Mutter erklärte, lieber wolle sie ihre Tochter nach Sibirien schicken, als sie dem Napoleon zur Ehe geben. Napoleon schwieg wohlweislich von diesem Bescheide; der neulich gedemüthigte Kaiser von Oestreich war williger, schon den 11. März 1810 wurde des Kaisers älteste Tochter Marie Luise zu Wien mit Napoleon vermählt, ihr Bruder Carl vertrat Napoleons Stelle. Die neue Kaiserinn reisete nach Frankreich ab; den 1. April ward zu St. Cloud die bürgerliche Ehe mit Napoleon in eigner Person vollzogen, und am folgenden Tage die kirchliche Trauung zu Paris hinzugefügt. Das gab für die Pariser neue Freudenfeste.

Bald darauf übernahm Napoleon mit seiner neuen Gemahlinn eine Reise nach Brabant. Ueberall machten die Beamten ihre Aufwartung. Zu Breda hatte Napoleon den Verdruß, daß die katholische Geistlichkeit vor ihm nicht in ihrer Amtskleidung erschien, weil der Pabst unlängst den Kirchenbann über ihn ausgesprochen hatte. Die Kühnheit dieser Männer ist ehrenwerth. Wie Napoleon sie empfing, mag als Probe seiner Beredsamkeit dienen. „Warum habet ihr den Priesterrock nicht an? Was seyd ihr, Procuratoren, Notare oder Bauern? — Was für eine Religion lehret ihr? Wisset ihr nicht, daß Christus gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Und ihr wollet nicht für euern Fürsten beten? Ihr wollet ungehorsame Bürger seyn? Die Beweise habe ich in meiner Tasche. Wenn ihr in solchen Grundsätzen verharret, so wird Strafe in dieser und Verdammung in jener Welt euer Loos seyn. Sie sind — so redete er den päbstlichen Nuntius an — apostolischer Vicarius? Wer hat sie angestellt? Der Pabst? Er hat kein Recht dazu, ich mache die Bischöfe. — Ihr wollet nicht für euern Monarchen beten, etwa darum, weil ein römischer Priester mich

in den Bann gethan hat? Aber wer hat ihm das Recht gegeben, einen Monarchen in den Bann zu thun? — Die Päbste haben durch ihre Herrschaft Europa in Feuer und Flammen gesetzt. Ihr möchtet wohl gern wieder Blutgerüste und Scheiterhaufen errichten; aber ich will dafür sorgen, daß nichts daraus wird. — Ich bin von eurer Religion nicht, ich bin von der Religion Jesu Christi, der da gesagt hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und demselben Evangelium gemäß gebe ich auch Gott, was Gottes ist. Mein Scepter habe ich von Gott..... nicht ich habe mich auf meinen Thron geschwungen, Gott hat mich darauf gesetzt, und ihr Erdengewürm wollet euch dem widersetzen?... Meinet ihr, daß ich dazu gemacht sey, dem Pabste den Pantoffel zu küssen? Wenn es nur von euch abhinge, ihr würdet mir wohl eine Glatze scheren, und mich wie Ludwig den Frommen in ein Kloster stecken oder nach Afrika verbannen*). Was für dumme Schwachköpfe ihr seyd! Beweiset mir aus dem Evangelium, daß Jesus Christus den Pabst zu seinem Stellvertreter, zum Nachfolger des h. Petrus angeordnet habe, und daß er das Recht besitze, einen Monarchen in den Bann zu thun. Ist euch an meinem Schutze gelegen, so prediget das Evangelium, wie die Apostel es gepredigt haben." U. s. w.

§. 108.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Endlich kam Napoleon zu den letzten Erweiterungen seines Reiches. Ludwig Napoleon, König von Holland, aus Mitleiden gegen sein Land, das er wirklich liebte, erlaubte seinen Unterthanen einen geheimen Handel mit England. Napoleon erfuhr es, und drohete. Ludwig reisete selbst nach Paris, konnte aber keine Begünstigungen für Holland erhalten. Da legte er den 1. Juli 1810 die Krone nieder, übertrug sie seinem ältesten Sohne Napo-

*) Dies Letzte ist in Erfüllung gegangen.

leon Ludwig, und setzte seine Gemahlinn, Napoleons Stieftochter, zur Regentinn ein. Gleich darauf zog er aus Holland fort, und ließ sich zu Grätz nieder. — Napoleon verwarf aber die Verfügung seines Bruders in Hinsicht der Thronfolge, und vereinigte Holland mit Frankreich.

Noch am Ende desselben Jahres schlug er einen großen Theil von Norddeutschland unter dem Namen der hanseatischen Departements zu dem großen Kaiserreiche: Münster, Osnabrück, Emden, Bremen, Hamburg und Lübeck lagen in diesen Bezirken als die größten Städte. Der russische Kaiser protestirte gegen diesen Gewaltstreich für seinen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg, weil derselbe dadurch sein Land verlor.

Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht, kein Staat widersetzte sich ihm mehr, nur England und Spanien hatten das Schwert noch nicht aus der Hand gelegt. In Spanien wurden jährlich an 100000 Mann theils durch die Wuth der Spanier, theils durch Seuchen aufgerieben, und immer neue Schlachtopfer, besonders aus Deutschland, hingeschleppt. Bei der Uneinigkeit der spanischen Regierung gelang es den Franzosen, fast das ganze Land bis auf Cadix zu erobern. Diese Festung ergab sich aber durchaus nicht, obgleich sie drittehalb Jahre belagert, und auf allerlei Weise, selbst durch schwimmende Batterien geängstigt wurde; die Engländer hielten mit einer starken Flotte die Festung von der Seeseite frei.

§. 109.

Nationalconcilium zu Paris.

(1811.)

Den 20. März 1811 hatte Napoleon die Freude, daß ihm ein Kronprinz geboren wurde. Derselbe wurde den 9. Juni getauft, und dieser Tag mußte in allen Städten des Reiches gefeiert werden. Der Neugeborne erhielt den Titel König von Rom.

Auf seinen Tauftag wurden alle Bischöfe Frankreichs und Italiens nach Paris berufen, ein Nationalconcilium zu halten, denn Napoleon hoffte, die Bischöfe würden sich vom Pabste lossagen, und die von Napoleon ernannten 19 neuen Bischöfe, die der gefangene Pabst nicht bestätigen wollte, als rechtmäßige Bischöfe anerkennen. Es erschienen 104 Bischöfe, und sie sandten 5 aus ihrer Mitte nach Savona an den Pabst, er möge doch nachgeben, zum Besten der Kirche, und Frankreich nicht ohne Bischöfe seyn lassen. Aber vergebens! Pius VII. verlangte erst seine Freiheit. Das Nationalconcilium eröffnete also seine Sitzungen den 17. Juni, unter dem Vorsitze des Cardinals Fesch, Erzbischofs von Lyon. Man entwarf an Napoleon einen Vorschlag, wie die Besetzung der bischöflichen Stühle ins Werk gesetzt werden könne, und als der Entwurf vorgelesen wurde, stand der jetzige Bischof von Münster, Caspar Maximilian, Freiherr Droste zu Vischering (damals Weihbischof, Bischof zu Jericho), kühn auf, und bemerkte, vor allem müsse der Kaiser gebeten werden, den Pabst in völlige Freiheit zu setzen. Die meisten Bischöfe stimmten ihm bei; die Pariser bewunderten den Mann, der so dreist spreche mitten in Paris, und besuchten schaarenweise täglich seine Messe in St. Roch. Die Zuschrift an Napoleon wurde jedoch nicht übergeben, denn die Deputirten der Nationalkirchenversammlung wurden nicht vorgelassen. Ueberhaupt war Napoleon mit dem Geiste dieser Versammlung gar nicht zufrieden, da den von ihm ernannten Bischöfen sogar das Stimmrecht abgesprochen wurde, und das Concilium sich keineswegs für befugt hielt, statt des Pabstes ernannte Bischöfe zu bestätigen. Da hob Napoleon das Concilium plötzlich auf. Doch berief er die Bischöfe, nachdem er drei von ihnen in den Kerker geworfen hatte, den 5. August noch einmal, und es ward eine neue Deputation von Bischöfen an den Pabst gesendet. Pius erklärte nun die ganze Kirchenversammlung für unbefugt, weil

Napoleon sie berufen habe, und sagte, er werde den Vorschlägen derselben immer seine Zustimmung versagen. Da war alles aus: Napoleon entließ die Bischöfe aus Paris den 2. October, die drei gefangenen Bischöfe aber verwies er in das Innere seines Reiches.

§. 110.

Thronveränderung in Schweden.

(1809.)

Oben habe ich erzählt, daß der von Ankarström ermordete König von Schweden einen minderjährigen Thronfolger unter der Regentschaft seines Bruders, des Herzogs von Südermannland, hinterlassen habe. Der Prinz bestieg als Gustav Adolph IV. wirklich den schwedischen Thron, bewies sich aber zum Regieren sehr ungeschickt. Er war Paul von Rußland sehr ähnlich. Im Kriege verlor er Pommern und Finnland, seine besten Provinzen, und weil er, dessen ungeachtet noch kriegslustig, schwere Steuern erpreßte, und seine Unterthanen zu lästigen Frohndiensten zwang, so verscherzte er das Vertrauen seiner Unterthanen völlig. Einige Regimenter in Norden seines Reiches pflanzten die Fahne des Aufruhrs auf — nur 6000 Mann — und sie standen nicht weit mehr von Stockholm, als Gustav erst ihre Absicht erfuhr. Er sammelte seine ihm noch treuen Truppen, und wollte den Rebellen entgegen gehen. Aber man haßte in Schweden den Bürgerkrieg; der Feldmarschall Klingspor trat mit dem General Adlerkreuz in des Königs Zimmer, und beschwur ihn auf den Knien, sich mit den Insurgenten doch gütlich zu vergleichen. Der junge König gerieth in so heftigen Zorn, daß er den Feldmarschall aus der Thür werfen wollte. Da kehrte dieser um, und kündigte ihm Arrest an, im Namen der Nation. Der König schäumte vor Wuth, zog den Säbel, warf mit Leuchtern nach seinen Gegnern, und eilte nach der Treppe. Aber

einer seiner Diener, besonders stark, packte ihn von hinten, und er mußte sich ergeben. Den 13. März 1809 erklärten ihn die Stände für abgesetzt, warfen ihm eine reichliche Pension aus, und sein Oheim, der Herzog von Südermannland, bestieg als Carl XIII. den Thron. Er schmeichelte den Franzosen, so wie sein entthronter Vetter ein abgesagter Feind Napoleons gewesen war, und weil er keine Kinder hatte, so nahm er den französischen Marschall Bernadotte den 21. August 1809 an Kindes Statt an, erklärte ihn auch als Kronprinzen und Thronfolger. Alle Welt glaubte, nun sey auch Schweden in die Fesseln Napoleons geschlagen, aber Bernadotte war schon vorher bei Napoleon in Ungnade gefallen. Als Carl XIII. im J. 1818 starb, bestieg der erwählte Kronprinz als Carl XIV. den Thron, und regiert noch jetzt, der einzige Monarch aus Napoleons Schule.

Der abgesetzte König Gustav IV. legte sich den Namen eines Grafen von Gottorp bei, und ließ sich in der Schweiz nieder.



Vierter Zeitraum.

Von der Befreiung Europa's bis auf unsere Tage.

(1813—1832.)

§. 111.

Napoleon zieht nach Rußland.

(1812.)

Seit dem Frieden von Tilsit war der russische Kaiser Alexander lange ein treuer Freund des Kaisers Napoleon, und er sperrte auch alle russischen Häfen den Engländern. Da der russische Handel nun ganz gelähmt wurde, so gab er den Handel wieder frei, auch mit England, und gerieth darüber mit Napoleon gleich in Zwist. Dazu kam, daß Napoleon das Herzogthum Oldenburg mit Frankreich vereinigte.

Da alle Unterhandlungen fruchtlos blieben, so rüsteten beide Staaten sich schon 1811 zu einem hartnäckigen Kriege. Rußland machte mit den Türken Frieden, und verbündete sich mit England, Schweden und der Regentschaft in Spanien; Frankreich brachte nur Dänemark auf seine Seite, und versuchte umsonst den Frieden mit England. Napoleon mochte auch glauben, keiner neuen Bundesgenossen zu bedürfen, denn seinen Adlern folgten Franzosen, Holländer, Schweizer, Deutsche aus den Staaten

des Rheinbundes, Italiäner, Spanier und Portugiesen; Preußen stellte 20000 Mann Hülfstruppen, Oestreich 30000 Mann. Den 9. Mai 1812 reisete Napoleon von St. Cloud zur Armee ab, und in der Mitte des Junius erreichte er Polen. Fast eine halbe Million Krieger hatte er um sich, und den Polen verkündigte er die Herstellung ihres ehemaligen Reiches. Die Polen empfingen ihn mit thörichter Begeisterung, und stellten sich unter seine Adler. Das französische Heer mit dem Troß betrug jetzt fast eine Million, aber Rußland erbebte nicht. Erst den 22. Juni 1812 erließ Napoleon die förmliche Kriegserklärung gegen Rußland, und schon am folgenden Tage überschritt er den Niemen, den russischen Gränzfluß. Der Würfel war geworfen.

Die Russen ließen ihn ruhig vorrücken, und lieferten ihm dann und wann nur kleinere Gefechte. Eine bedeutende Schlacht fiel erst den 7. Sept. bei Borodino an der Moskwa vor, die 50000 Menschen von beiden Seiten zusammen das Leben kostete. Die Russen führte der alte Kutusow an, und in so weit verloren sie, daß sie den Franzosen das Schlachtfeld überließen — aber sie flohen nicht, sondern zogen sich in guter Ordnung zurück, und hatten die Gegend weit und breit verwüstet, daß die Franzosen sich in dem Lande nicht lange halten könnten.

Dennoch drang der tollkühne Napoleon immer weiter vor. Sein Vortrab sah bald von einem Hügel herab, bei einem herrlichen Wetter, tausend vergoldete Thürme vor sich liegen, die in der Ferne goldenen Luftballons glichen. Ganz entzückt über den Anblick, vernahmen die Franzosen, daß dies Moskau sey, und nun scholl aus allen Kehlen der Jubelton: Moskau! Moskau!

Den 14. Sept. rückten die ersten Franzosen in die Riesenstadt ein, Napoleon selbst folgte den 15. Sept. gegen Mittag, aber sieh! keine Deputirten kamen ihm entgegen, keine gaffende Volksmenge war auf den Straßen, sondern alle Häuser fand man geschlossen, eine grauenvolle Grabesstille herrschte

in der unabsehbaren Einöde. Die Offiziere pochten an die Paläste; ein Pförtner trat vor, und überreichte die Schlüssel zum ganzen Hause. Man öffnete einige Kirchen: die Altäre waren festlich aufgeziert, und Hunderte von Lampen flimmerten in jedem Tempel, bei welcher religiösen Pracht die Franzosen ein ganz eigenes Gefühl ergriff. Priester, Beamten fand man nirgends; bei näherer Untersuchung traf man in vielen Häusern noch Kinder, schwache Greise und loses Gesindel, zum Theil Verbrecher, welche der russische Stadtcommandant, Graf Rostopschin, bei seinem Abzuge aus den Kerkern entlassen hatte. Kurz, Napoleon hatte einen Einzug in Moskau, wie weiland der Gallier Brennus in Rom, und Napoleon war jetzt am Ziele seiner Laufbahn. Da er den Fuß in Moskau setzte, verließ ihn das Glück, und schlug für Europa die Stunde der Befreiung, in Moskau sollte der Würger Europa's gerichtet werden.

§. 112.

Moskau brennt.

(15—20. Sept. 1812.)

Kaum hatte Napoleon von dem Kreml, der Burg der russischen Czaren, Besitz genommen, als in der Mitte der Stadt eine dichte Rauchwolke aufstieg. Es war der brennende Bazar, den die Russen angesteckt hatten, damit die kostbaren Waaren, die dort aufgeschichtet lagen, und bei der Flucht der Bürger nicht hatten weggebracht werden können, den Franzosen nicht in die Hände fallen möchten. Napoleon befahl zu löschen, aber seine Soldaten plünderten lieber mit dem russischen Pöbel in die Wette. Als das Feuer auch die Vorräthe von Oel, Harz und Vitriol in den Kellern ergriff, da sprühete der Bazar Flammenströme nach allen Seiten aus, und verwandelte Hunderte von verwegenen Plünderern in Asche.

Am folgenden Tage stand auf einmal Moskau an 500 Ecken zugleich in Brand, die Franzosen sahen sich rings von einem Feuermeere umgeben. Napoleon ließ die Brandstifter aufgreifen, alle waren Russen, von Rostopschin mit der Anzündung der Stadt beauftragt, zum Theil Verbrecher aus den Kerkern der Stadt. Sie wurden auf der Stelle niedergemacht; aber andere legten noch immer mehr Feuer an. Die Franzosen wollten löschen, aber alle Brandspritzen waren von Rostopschin aus der Stadt fortgeführt. Das Feuer trieb die versteckten Bewohner aus ihren brennenden Häusern, aber 12000 Kranke, die von ihren Betten nicht aufstehen konnten, verbrannten lebendig in den Hospitälern. Auch die vergoldeten Thürme und Kuppeln der Kirchen, die gestern noch herrlich in den Strahlen der Sonne glänzten, sanken in Asche, und das glühende Eisenblech und flüssige Blei, das sonst die Tempel deckte, fiel den plündernden Franzosen auf die Köpfe. Am Abend hielt selbst Napoleon im Kreml sich nicht mehr für sicher: er zog sich aus dem Feuermeere zurück, während oft auf den Straßen die Flammen über seinem Haupte zusammenschlugen. Nur mit genauer Noth entkam er unverletzt nach dem Lustschlosse Petrowskoy vor der Stadt; seine Marschälle und Generale folgten ihm dahin, auch der größte Theil des Heeres lagerte sich um die brennende Stadt, und wohnte mehrere Tage in Lauben oder unter Bäumen. Der Regen goß vom Himmel, und die wenigsten Franzosen hatten ein Obdach, den Brand löschte der Regen aber nicht, der Sturm peitschte vielmehr den Brand von Norden nach Süden durch die Stadt, und bald lagen drei Viertel der Stadt in Asche. Da erlaubte Napoleon eine allgemeine Plünderung, eine Legion nach der andern ward in die Stadt gelassen, wo die breitesten Straßen waren, und die Beute übertraf noch immer alle Erwartung. Die Generale griffen nach den edeln Metallen, und legten im Kreml ordentlich Schmelzöfen an, das Silber von Borden u. dgl. in Stangen zu gießen, wobei König Murat

besonders eifrig war. Viele Franzosenhaufen hatten ihre Beute auf Wagen geladen, kamen sie aber dem Thore näher, so fanden sie den Ausgang durch Feuer gesperrt, denn eben an der Ringmauer war der Brand am stärksten. Sie kehrten um, und da sie anderswo sich einen Weg aus der Stadt suchten, verirrten sie sich, geriethen in noch größeres Feuer, und viele verbrannten lebendig bei ihrer Beute.

Als nach 5 Tagen der Brand aufhörte, kehrte Napoleon auf den Aschenhaufen zurück. Nur etwa der 10te Theil der Häuser stand noch, der Kreml war noch wenig beschädigt. Aber was sollte die große Armee der Franzmänner nun essen? Womit sollten sie ihre Pferde füttern? In Moskau waren alle Vorräthe vernichtet. Man schickte also große Schaaren aus, die nahen Dörfer auszuplündern. Aber hier schwärmten Kosaken und reguläre Truppen, und stachen manchen Franzosen nieder. Je weiter sich die Plünderer von Moskau weg wagten, desto weniger kamen von ihnen zurück.

Napoleon wurde bange vor dem nahen Winter. Desto weniger dachte er an einen Zug gegen das nordische Petersburg, und bot dem General Kutusow den Frieden an, ja er schrieb deshalb eigenhändig an den Kaiser Alexander. Beide ließen ihm ihre Verwunderung über den Antrag melden, da für die Russen der Krieg jetzt erst beginne.

Dies geschah in den ersten Tagen des Octobers. Noch immer war es bei Moskau herrliches Sommerwetter, und die russischen Bauern, welche schon um Michaelis hier alle Jahre Schnee gewohnt waren, meinten am Ende selbst, die verhaßten Franzosen müßten wohl unter dem besondern Schutze des Himmels stehen. Aber der kluge Napoleon traute dem schönen Herbstwetter dieser Gegend nicht, und befahl, Moskau zu verlassen, unter dem Vorgeben, nach der Ukraine zu ziehen. Im Grunde wollte er nach Polen zurückkehren, jedoch auf einer andern Straße, als welche er gekommen war, denn dort hatte er selbst alles verwüstet. Den 19. October 1812 verließ er Moskau, welches er völlig einen

Monat besessen hatte, und sein Nachtrab mußte noch den Kreml in die Luft sprengen, ein Theil davon blieb jedoch stehen.

§. 113.

Napoleon flieht aus Rußland.

(Octob.—Novemb. 1812.)

Anfangs war der Rückzug der Franzosen noch ordentlich. Erst kam die Reiterei mit dem Fußvolke und den Kanonen, dann die Wagen mit der ungeheuern Beute, welche einige Meilen Weges einnahmen, zuletzt die Munitionswagen. Aber noch jenseits Kaluga warf Kutusow die Flüchtlinge auf ihre alte Straße zurück, eine Wüste, welche sie früher selbst bereitet hatten. Bald hatten sie für die Pferde kein anderes Futter, als Stroh von den Dächern der Bauernhütten, die am Wege noch standen. Viele Pferde fielen um, und wenn man einen Pulverwagen nicht mehr fortbringen konnte aus Mangel an Pferden, so sprengte man ihn in die Luft. Napoleon selbst war immer einen Tagesmarsch voraus, und ließ in der Verblendung alles zerstören, was seinen nachfolgenden Truppen zur Erquickung hätte dienen können. Bei Borodino fanden die Franzosen auf dem Felde 20000 von Hunden und Raubvögeln benagte Gebeine ihrer ehemaligen Waffenbrüder wieder, die nach 2 Monaten noch nicht beerdigt waren. Ein Franzose, der beide Beine verloren hatte, lebte noch, kroch zwischen den Leichen umher, nährte sich von den Kräutern eines nahen Baches und von den Brodkrummen aus den Taschen der Gefallenen, und schlief des Nachts in dem Gerippe eines Pferdes, dessen faules Fleisch er als Pflaster auf seine Wunden legte. Ein menschenfreundlicher General, der den Armen sah, nahm ihn zu sich in seinen Wagen.

Noch immer war bei Tage herrliches Sommerwetter, und so trösteten sich die Franzosen noch immer, obschon auch die Generale kein anderes Fleisch

mehr genossen, als Pferdefleisch; nach 3 Tagen hoffte man Smolensk zu erreichen, welches nur noch 10 Meilen fern lag. Aber nun hüllte sich seit dem 8. November die Sonne in schwarze Wolken, Tag und Nacht fluthete der Schnee hernieder, der Wind heulte, die Kälte stieg bald zu 20 Grad. Nun fielen die Franzosen, nur noch in Lumpen gehüllt, zu Tausenden nieder, und wurden mit Schnee bedeckt; die vielen Leichen gaben der Schneefläche auf der Landstraße eine wellenförmige Gestalt wie auf einem Gottesacker. Schaaren von Hunden, die von Moskau mitkamen, lebten nur von gefallenen Menschen und Thieren, und heulten schon um die Lebenden her, als freuten sie sich auf deren baldigen Tod.

Zu Smolensk konnte man nicht alle Kranken unterbringen, man machte ihnen Feuer auf den Straßen an, oder legte sie auf Wagen, und am andern Morgen waren die meisten erfroren. Da kam auch Kutusow hinter ihnen an, schon beschoß er die Brücke von Smolensk, schon war Platow mit seinen Kosaken in der Vorstadt, und vor ihnen, wie Napoleon erfuhr, rückten zwei russische Generale, Wittgenstein und Tschitschagow, von verschiedenen Seiten einander näher, um an der Berescina sich zu begegnen, und den Franzosen den Ausgang aus Rußland völlig zu sperren. Nun galt es eilen, um vor den Russen die Berescina zu erreichen. Die Soldaten ließen die Kanonen stehen, warfen ihre Gewehre, Patrontaschen, Küraſſe, Kaskets weg, um desto besser laufen zu können, und der Weg von Smolensk bis an die Berescina war mit Waffen aller Art und todten Pferden bedeckt; 40000 Menschen erfroren oder verhungerten wieder auf diesem Zuge, und mit den Leichen ihrer Kameraden füllten die noch lebenden Flüchtlinge, wo es Noth that, die Gräben aus, um sich selbst die Straße ebener zu machen, und fuhren über sie her. Die Kranken blieben hülflos am Wege liegen; jeder suchte nur mitzunehmen, was er in Moskau sich zusammengeplündert hatte. Dabei wurde der flüchtige

Haufen, der nur noch 25 Kanonen hatte, fast stündlich seitwärts und im Rücken von den Kosaken angegriffen, endlich schreckte schon der Name Kosak die einst so tapfern Franzosen. Ehe sie die Berescina erreichten, hatten sie 40000 Gefangene an die Kosaken verloren, obschon sie alle Dörfer hinter sich anzündeten, um den Kosaken das Folgen unmöglich zu machen. So weit ging der Gräuel, daß die Franzosen in den Dörfern, die sie verließen, ihre eigenen Kranken mit verbrennten.

Den 25. November war der Rest der Franzosen bei Borisow vereinigt, noch 70000 Mann, meist Garnisonsoldaten, die den Zug nach Moskau nicht mitgemacht hatten. Die beiden rüssischen Generale waren jenseits der Berescina schon vereinigt, aber Napoleon täuschte sie durch seine Bewegungen, daß sie nicht erriethen, wo der Uebergang eigentlich geschehen sollte. Schnell wurden zwei Brücken gemacht, eine für die Fußgänger, eine für die Wagen; ein dichter Wald jenseits vereitelte alle Hindernisse, welche die Russen legen konnten. Den 26. November fing der Uebergang an, Nachmittags 2 Uhr, und als die Nacht einbrach, machten diejenigen, an welchen noch nicht die Reihe war, sich Feuer an, welches aber sehr schwer war; die daher glücklich ein Feuerchen besaßen, jagten jeden Kameraden, der sich ihm näherte, davon. Wie um ein Feuer, so sah man andere sich um ein Bund Stroh, um ein Stück Brod oder Pferdefleisch schlagen. Eben so heftig schlug man sich, wer zuerst über die Brücke kommen sollte. Als es Tag wurde, brach die Brücke, welche für die Wagen bestimmt war, und nun wollte die Bagage und Artillerie den Fußgängern die andere Brücke streitig machen. In dem Kampfe verloren viele ihr Leben. Indessen näherten sich die Russen dem französischen Nachtrabe — schon pfiffen ihre Kugeln über den Köpfen der Tausende von Kriegern, Weibern, Kindern, Kranken, die noch nicht über den Fluß waren. Die Angst vor dem Tode lösete nun alle Ordnung auf: alle drängten sich über die einzige Brücke, die Kranken und

Schwachen wurden von den Gesunden verdrängt, und in den Fluß gestoßen, der nur halb zugefroren war; andere geriethen den übrigen unter die Füße, und wurden von ihnen zertreten. Einige Zertretene hatten noch Kraft genug, ihre Zertreter an den Beinen zu fassen, und zogen sie mit sich in den Tod. Verzweiflung bemächtigte sich aller; viele tausend Unglückliche, die nicht über die Brücke kommen konnten, sprangen auf eine Eisscholle, um auf derselben hinüberzuschwimmen, aber die meisten ertranken, da das Eis unter ihnen brach. Viele hundert Menschen wurden unter den Kanonen gerädert.

Endlich kamen die Russen dem französischen Nachtrabe so nahe, daß zu befürchten war, sie möchten mit den Franzosen zugleich über die Brücke dringen. Da befahl Napoleon die Brücke in Brand zu stecken. Es geschah, und die Franzosen, welche nun doch noch hinüber drangen, wurden ein Raub der Flammen.

Von den 70000 Franzosen erreichten nur etwa 30000 das andere Ufer der Berescina; die andern fielen den rachsüchtigen Russen in die Hände, wurden gleich nackt ausgezogen, und starben nach einigen Stunden, 40000 Menschen. Die aus Moskau geplünderten Kostbarkeiten gingen fast alle hier an der Berescina verloren, nur etwas Geld hatte noch mancher Franzose, der das jenseitige Ufer erreichte, aber was half es ihm? Er konnte hier keine Lebensmittel für dasselbe kaufen.

Noch ehe man Wilna erreichte, fuhr Napoleon voraus, und ließ seine armen Soldaten im Stich. Zu Warschau kroch er den 10. December in einen Kutschkasten, der auf einer Schleppe von Fichtenbalken ruhete, und in diesem sogenannten Schlitten eilte er davon; den 18. December war er schon wieder in Paris.

Nun lösete sich alle Ordnung bei den Flüchtlingen auf, Offiziere und Gemeine kümmerten sich um einander nicht mehr, in Lumpen gehüllt zog jeder schweigend weiter, bis er niedersank. Ueber den Sterbenden fielen gleich die Lebenden her, entklei-

deten ihn ohne Schonung, obgleich er Mord rief, und zogen seine Lumpen über die ihrigen an. Des Nachts zündete man ganze Häuser an, um sich zu wärmen, und viele, die sich nahe umhersetzten, konnten beim Zunehmen der Glut nicht wieder aufstehen, und verbrannten. Andere, die durch die Kälte völlig wahnsinnig geworden waren, brateten die Leichen ihrer Kameraden, um sie zu essen, oder benagten ihre eigenen Hände; wieder andere liefen lachend ins Feuer hinein, und verbrannten unter einem gräßlichen Geschrei. Viele saßen auf einer Leiche, und stierten vor sich hin, bis sie selbst Leichen wurden.

Die Schaaren der Unglücklichen verstopften zu Wilna die Thore, und starben beim Eintritt in die Stadt; die Nachkommenden mußten über Bergen von Leichen in die Stadt steigen. Die sich einquartieren konnten, betranken sich nun in Branntwein, aber noch in der Nacht erscholl das Schreckenswort: Kosaken! und was laufen konnte, lief zum entgegengesetzten Thor hinaus, auch König Murat; die Betrunkenen fielen den Kosaken gleich in die Hände, oder wurden auch wohl schlafend von den Juden Wilna's niedergemacht.

Auf dem fernern Zuge bis an den Niemen ging noch die Kriegskasse mit 5 Millionen Franken verloren, und die meisten Krieger schliefen noch hier und dort auf dem Schnee ein, weil sie zu viel Branntwein getrunken hatten, und erwachten nicht wieder. Von den 500000 Franzosen, die vor 6 Monaten über den Niemen gegangen waren, sahen nur 20000 Deutschland wieder, und zwar meist nur solche, die den Kreml nie gesehen hatten. Sie zerstreuten sich bis nach Westfalen, und ihre geschwollenen Beine, ihre weggefrornen Nasen und Ohren, ihre erstorbenen Frauen und Kinder verkündeten den Völkern besser, als Napoleons Bulletins, was aus der großen Armee geworden sey.

§. 114.

Europa erwacht.

(1812—1813.)

Jetzt, glaubten die Völker, sey der Zeitpunkt gekommen, das Joch der Franzosen abzuschütteln. Während die Friedensstörer in Osten Europa's von den Russen und dem sichtbaren Arme der göttlichen Fürsehung bedrängt wurden, lähmte der englische Held Wellington im Westen, in Spanien nämlich, ihre Macht, und trieb sie fast bis zu den Pyrenäen zurück. In Deutschland hat Preußen den Ruhm, zuerst der Sache der Freiheit beigetreten zu seyn. General York, der die preußischen Hülfstruppen der Franzosen führte, schloß schon am 30. December 1812 mit dem russischen General Wittgenstein eine Uebereinkunft, öffnete den Russen die Städte Preußens, und ging bald mit seinem ganzen Corps zu den Russen über, freilich ohne Erlaubniß des Königs. Aber König Friedrich Wilhelm III., der Vater seiner Völker, der schon lange die Sclaverei Deutschlands betrauerte, verließ den 22. Januar 1813 Potsdam, ging nach Breslau, rief den 17. März seine Unterthanen zum Kampfe für die heilige Sache auf, und die Herzen seiner Völker kamen ihm entgegen. Der Landsturm und die Landwehr wurden schnell organisirt, die preußische zweifarbige Kokarde (Weiß und Schwarz) eingeführt, der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Studenten und Professoren, Kaufleute und Handwerker, Bauern und Ritter eilten zu den Fahnen des Königs nach Schlesien, sogar zarte Jungfrauen in Männertracht ließen sich unter die Krieger einreihen, den Feind Napoleon zu vernichten. Wer nicht selbst gehen konnte, gab Geld her; Damen opferten ihren Schmuck, Krieger zu bewaffnen; sogar Dienstboten brachten ihr Scherflein, und Dichter, wie Körner, sangen nicht nur Freiheitslieder, sondern wurden selbst gemeine Soldaten, und starben für die Freiheit, die sie besungen hatten.

Preußens König rief alle Deutschen auf, an dem schönen Kampfe Theil zu nehmen. Die Fürsten konnten zwar noch nicht, denn in ihren Ländern standen noch viele französische Truppen; aber Unterthanen aller deutschen Staaten stellten sich unter die preußischen Fahnen, Oestreicher, Baiern, Sachsen, Würtemberger, Hessen, Badener. Aller Provinzialhaß war verschwunden, auch hatte die vieljährige Noth alle Herzen der Religion wieder geöffnet, der Unglaube des vorigen Zeitraums war getilgt. Der König von Preußen stiftete den Orden des eisernen Kreuzes, das Kreuz bezeichnete die Hüte und Fahnen der Streiter.

Aber auch Napoleon war nicht unthätig. In aller Eil raffte er ein neues Heer zusammen; Zollbeamten, Studenten, Kaufmannsbursche, alles, was nur die Waffen führen konnte, doch auch Knaben wurden nach Deutschland geschickt, die Russen und Preußen zu zermalmen, die schon in Sachsen standen.

Um die Herzen seiner katholischen Unterthanen zu gewinnen, hatte Napoleon schon im Juni 1812 den Pabst nach Fontainebleau ins Schloß bringen lassen, wo er einer größern Freiheit zu genießen schien, und jetzt, den 25. Januar 1813, verständigten sich beide, daß Pius versprach, in 6 Monaten die von Napoleon ernannten Bischöfe zu bestätigen, oder der Erzbischof solle befugt seyn, die Bestätigung zu ertheilen; doch solle dies Concordat nicht eher bekannt gemacht werden, bis der Pabst die Genehmigung desselben von den Cardinälen eingeholt hätte. Da Napoleon es jedoch gleich triumphirend bekannt machte, so nahm Pius es auf der Stelle zurück. Napoleon rasete, drang persönlich auf den Pabst ein, schalt ihn einen starrköpfigen Pfaffen, und schlug ihn sogar mit eigener Hand, aber Pius blieb bei seinem Worte, und hatte seitdem Tag und Nacht einen Gensd'armes an seiner Seite.

§. 115.

Anfang des Befreiungskrieges.

(April 1813.)

Napoleon hatte in dem Winter 1812—1813 über 500000 Mann auszuheben befohlen, in der Eil aber konnten nur etwa 200000 Mann mobil gemacht werden, und weil 80000 Mann die Festungen decken mußten, so konnten nur etwa 120000 Mann im Felde auftreten. Diese lagerten sich in Sachsen, und lebten lustig auf Kosten der Bauern, denen sie alles bis auf das Salz wegnahmen. Tische und Stühle, Leitern und Treppen, Gebälk und Windmühlenflügel schleppten sie in ihr Lager, um Brennholz zu haben. Jedes Mittagsessen erforderte 100 Ochsen; lebendige Schweine wurden von den Franzosen auf dem Rücken herbeigetragen, selbst Küchengeräthe, Kaffeemühlen u. s. w. waren beigeschleppt, und meilenweit hatte kein Haus mehr als die leeren Wände. Die Weiber waren entflohen, die Männer mußten den Franzosen Mägdedienste verrichten. Alle Trauerscenen in Rußland waren vergessen; im französischen Lager wurde Tag und Nacht gekocht und gebraten, gehobelt, geschmiedet, getanzt und musizirt, gegessen, getrunken und gespielt; bei Nacht gewährten die lustigen Wachtfeuer, bei Tage die Waffenübungen im heitern Frühlingswetter ein wunderbares Schauspiel, doch ein Baum oder Gräschen war weit und breit nicht mehr zu sehen. Brachen die Franzosen zum Marsche auf, so hörte man sie singen:

Mangeons, buvons,
Pillons, brûlons,
Mettons le feu à toutes maisons!
Venons à cinquante, cinq cents!
Chiens, brigands, paysans,
Ouvrez donc la porte! panc!

Napoleon setzte seine Gemahlinn Marie Luise zur Regentinn ein, und reisete den 15. April von

St. Cloud zur Armee ab; in 48 Stunden hatte er die 64 Meilen von Paris nach Mainz zurückgelegt, und war in kurzer Zeit bei seinem Heere in der Gegend von Naumburg und Weißenfels. Die Verbündeten (Preußen und Russen) zählten etwa 80000 Mann, Napoleon 120000 Mann, dennoch wollten die Verbündeten hier das erste mal vor ihm nicht fliehen. Bei Großgörschen fiel den 2. Mai eine mörderische Schlacht vor; die Russen befehligte Wittgenstein, die Preußen Blücher, der Nestor, welcher nun wieder erstanden war, York und Kleist. Die Verbündeten erstritten alle von den Franzosen besetzten Dörfer, zwischen Gartenhecken und in den Dorfstraßen kämpfte Mann gegen Mann, die Franzosen wichen überall, und in keiner Schlacht setzte sich Napoleon so sehr dem Feuer aus, als bei Großgörschen. Am Abend ließ er seine Garden vorrücken, und da auch noch sein Prinz Eugen (Vicekönig von Italien) zur Hülfe auf dem Schlachtfelde erschien, so machte er ein so furchtbares Feuer auf die schon ermatteten Verbündeten, daß diese sich in guter Ordnung zurückzogen. Der Verlust an Todten war auf beiden Seiten fast gleich — 10000 Mann — aber Napoleon büßte ausser 10000 Gefangenen noch 6 Kanonen ein, die Verbündeten keine einzige Kanone, keinen einzigen Gefangenen. Napoleon aber verkündigte seinen Sieg bei Lützen, obschon bei diesem Orte nicht gekämpft war, und zog nach Dresden vor. Die Bauern der Gegend mußten die Todten auf der Wahlstatt einscharren, aber derselben waren so viele, daß viele Leichen nur dünn mit Erde bedeckt werden konnten, und da es in den folgenden Tagen stark regnete, so standen Hände und Füße der Todten aus dem Erdreich hervor, so daß den Wanderern in der Dämmerung sich das Haar empor sträubte. Alle benachbarten Ställe, Dörfer und Städte waren mit Verwundeten angefüllt; Lützen, Naumburg, Leipzig, Jena, Weimar u. a. konnten kaum alle Leidenden unterbringen. In einem Gebäude nicht weit vom Schlachtfelde war ordentlich eine Anstalt errichtet, die zer-

schossenen Glieder abzunehmen; in einem Zimmer wurden die verletzten Finger scheffelweise abgeschnitten, und die Unglücklichen schlugen an der Thür sich darum, wem die Finger zuerst abgeschnitten werden sollten.

Napoleon folgte den Verbündeten, die bei Bautzen in der Lausitz ein festes Lager bezogen hatten, und bot ihnen den 21. Mai hier eine neue Schlacht an, da er ihnen an Mannschaft noch immer überlegen war. Hier verlor Napoleon 20000 Mann an Todten, die Verbündeten nur 12000 Mann, doch zogen sich die Verbündeten schon 3 Uhr Nachmittags weise zurück, um nicht alles aufs Spiel zu setzen, und Napoleon rühmte sich abermals als Sieger bei Bautzen. Doch nahm er den Waffenstillstand von 10 Wochen an, der vorgeschlagen wurde. Kaiser Franz von Oestreich bot sich zum Friedensvermittler an, und die Stadt Prag wurde zu einem Congresse bestimmt. Frankreich sollte seine Gränzen bis an den Rhein behalten, aber Napoleon wollte kein Dorf von dem großen Kaiserthum abgeben. Der Waffenstillstand ward bis zum 10. August verlängert, und zu Prag erschien der russische Gesandte, Herr v. Anstett, der preußische, Baron v. Humbold, der östreichische, Graf Metternich, aber der französische, Caulincourt, blieb erst lange aus, und als er endlich kam, hatte er keine gehörige Vollmacht von seinem Kaiser mitgebracht, warf dem Herrn v. Anstett vor, er sey ein geborner französischer Unterthan, der als Bevollmächtigter einer fremden Macht nicht auftreten könne, und Oestreich wurde der Anmaßung beschuldigt, daß es die Miene eines Schiedsrichters annehme. So kam der letzte Tag, der 10. August, und als da Caulincourt noch mehr vortragen wollte, erklärten die andern Gesandten ihre Vollmachten für erloschen, und den 12. August kündigte Kaiser Franz von Oestreich den Franzosen den Krieg an.

Durch den erfreulichen Beitritt Oestreichs wurde das Heer der Verbündeten ungemein verstärkt. Schon früher war Schweden den Verbündeten beigetreten;

der Kronprinz Carl Joann erschien mit 24000 Mann auf deutschem Boden, und die Verbündeten vergrößerten sein Corps zu 150000 Mann; es hieß die Nordarmee, und war bestimmt, Berlin zu decken. Die schlesische Armee, 92000 Preußen und Russen, führte General Blücher, und die Hauptarmee in Böhmen, Oestreicher, Russen und Preußen, über 200000 Mann stark, befehligte der östreichische Fürst Schwarzenberg. Den 15. August hielten Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug in Prag, und wurden von Kaiser Franz herzlich bewillkommt. Und sieh, auch Moreau trat hier auf, als Adjutant Alexanders. Der Kronprinz von Schweden hatte ihn aus Amerika eingeladen, an dem Befreiungskriege Theil zu nehmen.

Nun drängen sich die Begebenheiten. Marschall Oudinot machte mit 80000 Mann einen Abstecher, Berlin wegzunehmen, und kam bis Großbeeren, 2 Meilen von der Hauptstadt. Hier aber trat ihm Bülow entgegen, jagte ihn Abends (23. August) aus Großbeeren, und so rasend war die Wuth gegen die Franzosen und Sachsen, daß die Preußen, da des starken Regens wegen ihre Gewehre nicht abbrennen wollten, die Feinde mit den Kolben ihrer Flinten niederschlugen.

In Schlesien stand Blücher noch ruhig an der Katzbach, ihm gegenüber Marschall Macdonald mit 80000 Franzosen, zwischen beiden Heeren war nur der kleine Fluß, der vom Regen eben stark angeschwollen war. Macdonald setzte über, Blücher sah ruhig zu, bis die meisten Feinde herüber waren; dann rief er seinen Kriegern zu: „Nun haben wir Franzosen genug herüber, nun frisch vorwärts, Kinder!" Rasch wurden die Franzosen zurückgetrieben in die wüthende Katzbach, 18000 Mann gefangen, 100 Kanonen erbeutet. Blücher hieß unter seinen Soldaten nun gewöhnlich der Marschall Vorwärts. Die Schlacht bei der Katzbach war den 26. August.

An demselben Tage kämpften die Verbündeten gegen Napoleon bei Dresden, und am folgenden

Tage erneuerte sich das Treffen. Den 26. August griffen nämlich die Verbündeten Dresden an, und konnten es nicht erobern; den 27. August wurden sie von Napoleon in den Ebenen vor Dresden während eines gräßlichen Regenwetters angegriffen und geschlagen. Die unglückliche Schlacht bei Dresden kostete den Verbündeten über 20000 Mann an Todten und Gefangenen; sie zogen sich nach Böhmen zurück. Auch Moreau war verwundet, und gab 6 Tage später seinen Geist auf.

Der Verlust bei Dresden wurde schon in den ersten folgenden Tagen durch zwei Siege herrlich ersetzt. Die nach Böhmen sich zurückziehenden verbündeten Schaaren stießen auf den rohen französischen General Vandamme, der mit 30000 Mann im Thale bei Kulm stand. Russen, Preußen und Oestreicher schlossen ihn hier ein, nahmen ihn mit 10000 Mann gefangen, und machten seine übrigen Leute theils nieder, theils zerstreuten sie dieselben. Und als den 6. Sept. Marschall Ney hinzog, noch einen Versuch zu machen, ob er mit 80000 Mann nicht Berlin nehmen könne, da begrüßten ihn bei Jüterbock und Dennewitz abermals Bülows begeisterte Schaaren; Ney verlor über 20000 Mann und 80 Kanonen, und viele Franzosen geriethen hier in solchen Schrecken, daß sie alles wegwarfen, und sogar bis an den Rhein liefen.

Die folgenden Wochen vergingen unter unnützen Streifzügen, durch welche Napoleon seine Soldaten nur abmüdete. Die Kosaken streiften schon einmal bis Kassel, und verscheuchten den König Hieronymus aus seiner Residenz. Endlich konnte Blücher nicht länger mehr harren: er ging den 3. October mit der schlesischen Armee über die Elbe; den 4. Octob. überschritt auch die Nordarmee diesen Strom, und den 5. October kam Schwarzenberg über das Erzgebirge aus Böhmen mit der Hauptarmee. Alle drei Heere zogen gegen Leipzig; Napoleon mußte sich also auch wohl von Dresden dahin begeben. Er lagerte sich, etwa 200000 Mann stark, in und um Leipzig, und die Verbündeten schlossen, 300000

Mann, um ihn einen großen Halbkreis; südlich und östlich von Leipzig stand Schwarzenberg, nördlich Blücher, nordwestlich der Kronprinz von Schweden, der aber erst später anlangte. Diese Stellungen kündigten endlich eine entscheidende Schlacht an, und als beide Theile ihre Reihen schon ordneten, erschien den 14. October noch die Kriegserklärung des Königs von Baiern gegen Napoleon: der bairische General Wrede zog augenblicklich gegen die Franzosen in Würzburg.

§. 116.

Völkerschlacht bei Leipzig.

(16—19. Octob. 1813.)

Den 15. October, da alle Reihen der Verbündeten zur Schlacht gerüstet standen, erließ Fürst Schwarzenberg als Führer des Hauptheeres folgenden Aufruf:

„Die wichtige Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt. Bereitet euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Oestreicher, Ihr kämpfet für eine Sache, kämpfet für die Freiheit Europa's, für Eure Unabhängigkeit, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibet ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Am folgenden Tage begann die Schlacht, oder vielmehr, es begannen die Schlachten, denn an drei Stellen um Leipzig wurde den 16. Octob. gekämpft, bei Wachau durch Schwarzenberg, bei Möckern durch Blücher, bei Lindenau durch Giulay, und alle drei Gefechte waren von einander unabhängig. Bei Wachau begann die Schlacht gegen 7 Uhr Morgens, und ein dünner Nebel deckte die Landschaft.

Hier saß Napoleon an einem Tische bei Landcharten, und ordnete das Treffen; das Wetter wurde heiter, aber Schrecken erfüllte die Herzen aller Bewohner Leipzigs und der Umgebung. Napoleon ließ an diesem Tage 1000 Kanonen Feuer sprühen, die Verbündeten hatten wohl 1200 Kanonen, und da um 9 Uhr Morgens alle Kanonen im Feuer waren, da erbebte die Erde, und sogar in Leipzig sprangen die Fensterscheiben aus ihrer Einfassung. Napoleon gewann bei Wachau, und ließ bald nach Mittag alle Glocken in Leipzig zum Siege läuten, aber der Sieg dauerte nicht lange, die Oestreicher und Russen unter Schwarzenberg nahmen ihre alte Stellung ein.

Die Oestreicher und Russen begannen bei Lindenau erst um 11 Uhr Morgens den Kampf. Sie erfochten zwar keine Vortheile, doch hielten sie sich in ihrer Stellung, die Franzosen konnten ihnen nichts anhaben.

Blücher bei Möckern focht mit weit größerm Vortheil. Dreimal zurückgeworfen, warf er den Feind bis an die Thore Leipzigs zurück, und obschon er in den Gassen des Dorfs Hunderte seiner edelsten Krieger verlieren mußte, er behauptete sich doch, und die hartnäckigen Franzosen mußten weichen, ja sogar bis an die Thore von Leipzig sich zurückziehen.

Den 17. Octob. war Waffenruhe, sich gegenseitig zu verstärken; bei den Verbündeten traf der Kronprinz von Schweden auch ein. Napoleon war schon so mürbe, daß er für ungehinderten Rückzug die Abtretung aller Weichsel- und Oderfestungen versprach, aber man hörte nicht mehr auf ihn.

Den 18. October Morgens 8 Uhr begann die Hauptschlacht. Napoleon hielt drei Dörfer, die in einem Halbzirkel um Leipzig liegen, Connewitz, Probstheida und Paunsdorf, mit furchtbaren Massen besetzt, jedes Haus war hier eine Bastion, aus jedem Fenster wurde geschossen. Connewitz und Paunsdorf, die beiden Flügel des Halbzirkels, fielen in die Hände der Verbündeten, bei Paunsdorf

gingen die Sachsen mit klingendem Spiel zu den Siegern, ihren deutschen Brüdern, über; aber Probstheida hielt Napoleon unerschütterlich fest, obgleich die Verbündeten es gänzlich niederschossen. Da wurde beschlossen, an diese Stelle keinen Menschen weiter zu wagen, indem auf allen andern Punkten der Feind geworfen war, und im Sturmschritt drangen die Preußen bis an die Thore Leipzigs. Die Engländer warfen zuletzt noch Brandraketen auf die Franzosen, mit entsetzlichem Gezische fuhren diese höllischen Geschosse unter die Feinde, und wie Fackeln brennend raseten die französischen Krieger in dem Felde umher.

Es wurde Nacht, Leipzig war noch nicht gewonnen, aber kaum trat die Finsterniß ein, so befahl Napoleon den Rückzug, das Ranstädter Thor war noch offen. Auch wurde Probstheida von den Franzosen in der Nacht geräumt, am andern Morgen (19. Octob.) standen die Verbündeten an den Mauern Leipzigs, und begannen die Stadt zu beschießen. Bis 10 Uhr war Napoleon noch dort beim Könige von Sachsen; da kam der Kanonendonner ihm immer näher, und er eilte zum Ranstädter Thore. Hier stopften die Flüchtlinge den Ausgang, obgleich seine Begleiter aus vollem Halse riefen: Place à l'Empereur! Erst nach einer halben Stunde war er im Freien, und gleich hinter ihm flog die Elsterbrücke in die Luft. Wer nun noch in der Stadt war, fiel den von allen Seiten einrückenden Siegern in die Hände. Viele versuchten noch Nothbrücken aus alten Balken zu bauen, aber die Brücken brachen, Menschen und Wagen sanken in die Fluthen. Wer sich den Siegern nicht schnell ergab, ward von ihnen niedergehauen oder in die Gewässer getrieben.

Gegen Mittag hielten Friedrich Wilhelm und Alexander ihren Einzug in Leipzig, einige Stunden nachher Kaiser Franz. Der schwedische Kronprinz besuchte den König von Sachsen, aber die Monarchen wollten ihn nicht sehen, und schickten ihn als Gefangenen nach Berlin, doch wurde er glimpflich

behandelt. Die große Schlacht hatte 40000 Franzosen das Leben gekostet, 15000 Gesunde und 25000 Verwundete geriethen zu Leipzig in Kriegsgefangenschaft. Napoleon eilte mit den Trümmern seines Heeres ohne Rast dem Rheine zu, aber bei Hanau lauerte ihm noch der baierische General Wrede auf, und brachte ihm eine neue Schlappe bei.

§. 117.

Die Verbündeten in Frankreich.

(1814.)

Nach der Leipziger Schlacht drangen die Verbündeten rasch vorwärts, obschon noch wichtige von Franzosen besetzte Festungen ihnen im Rücken blieben. Den 6. November 1813 erschienen die ersten Kosaken zu Münster, den 24. zu Amsterdam. General Bülow mit seinen tapfern Preußen kam nach, und vollendete die Säuberung Westfalens und Hollands. Wellington stieg mit seinen Engländern, Spaniern und Portugiesen über die Pyrenäen in Frankreich; und im Osten standen die Verbündeten am Ende Decembers 1813 längs dem ganzen Rheine von Holland bis zur Schweiz; die Russen zählten nun 200000 Krieger, die Oestreicher 230000, die Preußen 160000, die Schaaren aus den andern deutschen Staaten 150000, also zusammen 740000 Krieger, denen Napoleon etwa nur 300000 entgegenstellen konnte. Und doch wollte er den ihm noch jetzt angebotenen Frieden nicht annehmen, man mußte ihn also in seinem eigenen Reiche angreifen.

In der Neujahrsnacht 1814 setzte Blücher, der Marschall Vorwärts, bei Caup über den Rhein; seinem Beispiele folgten an andern Stellen die Oestreicher und Russen, und alle Heerhaufen drangen auf den Mittelpunkt Paris vor. Man erwarte aber nicht, daß ich alle die fürchterlichen Schlachten beschreibe, die nun vorfielen. Den 1. Februar schlug Schwarzenberg den Kaiser Napoleon bei Brienne, wo dieser ehemals in der Kriegsschule gewesen war.

Als schon die Nacht einbrach, erstürmte hier Blücher an der Spitze der Russen das Dorf La Rothiere, wodurch er sich die Straße nach Paris öffnete. Aber Blücher drang zu rasch vorwärts, bei Montmirail und Montereau siegte Napoleon wieder, und verwarf stolz die neuen Friedensbedingungen, Holland und Italien abzutreten, das für ihn schon verloren war. „Was meinen die Verbündeten? — sagte er — Ich bin näher bei Wien, als sie bei Paris."

Aber da hatte er sich verrechnet. In der Schlacht bei Laon (9—10. März) waren die Preußen nicht zum Weichen zu bringen, und die Stadt Paris kam in größere Gefahr. Da zog Napoleon gegen den Rhein, in der Hoffnung, daß die Verbündeten ihm folgen, und von Paris abstehen würden. Aber sie ließen ihn ziehen, beorderten nur 10000 Mann zu seiner Beobachtung, und zogen ruhig nach Paris. Am Abend den 29. März sahen sie die stolze Stadt vor sich liegen, und dieser Anblick begeisterte die Truppen mit neuem Feuer. Paris! Paris! schrien die Hunderttausende. Zwei Marschälle hatten noch die Höhen vor der Stadt besetzt, und den 30. März gab es noch ein hitziges Gefecht, aber die Marschälle wichen, und schlossen eine Capitulation ab, den 31. März um Mittag, hielten die Monarchen ihren Einzug in Paris. Die Pariser äusserten stürmisch ihre Freude, küßten dem Kaiser Alexander Hände und Füße, aus allen Fenstern weheten weisse Tücher, und tausend Stimmen riefen: Nieder mit dem Tyrannen! Es leben die Bourbons! Noch an demselben Tage wurde die Säule Napoleons von den Bürgern niedergerissen, und überall sah man weisse Kokarden.

Die Verbündeten erklärten, sie hätten keinen Krieg mit den Franzosen, sondern nur mit Napoleon. Dieser wurde nun von dem Senate abgesetzt, und unterschrieb den 11. April zu Fontainebleau die Entsagung, doch sollte er die Insel Elba als souveraines Fürstenthum und 2 Millionen Franken Pen-

sion nebst 400 Freiwilligen seiner Garde bekommen, und auch den Kaisertitel behalten. Konnten die Monarchen großmüthiger seyn? Gleich in den folgenden Tagen mußte Napoleon nach Elba abreisen, an vielen Orten brachte die Wuth des Pöbels ihn in solche Gefahr, daß er sich durch fremde Kleidung unkenntlich machen mußte. Am 4. Mai landete er auf Elba, und ihn begrüßten 100 Kanonenschüsse und ein Orchester von 3 Violinen und 2 Baßgeigen. Die Wohnung eines Inspectors, die 3 Fenster in der Breite hatte, war schnell zum kaiserlichen Palaste erhoben, indem man den kleinen Saal mit einem Throne von Goldpapier und einem Stück alten Scharlachs versehen hatte.

An demselben Tage, da Napoleon auf Elba ankam, hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris, und bestieg den französischen Königsthron wieder. Er verkündigte eine allgemeine Vergessenheit des Vorgefallenen, bestätigte viele in der Revolution und Kaiserherrschaft getroffenen Einrichtungen, z. B. die Eintheilung des Reiches, den neuen Adel, und gab den Franzosen aus eigenem Antriebe eine freisinnige Verfassung durch die sogenannte Charte. Ludwig's XVI. Wohnzimmer im Tempel ward eine Kapelle, und jährlich wurde den 21. Januar eine Todtenfeier festgesetzt, bei welcher Ludwig's Testament von den Kanzeln verlesen werden solle.

Den Pabst hatte Napoleon schon im März von Fontainebleau nach Italien abreisen lassen. Englische und östreichische Ehrenwachen führten den standhaften Dulder nach Rom, und den 24. Mai hielt er daselbst seinen Einzug unter dem Zujauchzen der Römer. Sehr fiel es auf, daß Pius VII. am 7. August 1814 den Jesuitenorden wieder herstellte; doch ist der alte Geist des Ordens nicht wieder erwacht, und mehrere Staaten haben ihm den Eingang versagt.

Die Alliirten schlossen mit Ludwig XVIII. am 30. Mai den Frieden zu Paris, und dann verließen ihre tapfern Schaaren Frankreich, die Monarchen selbst aber gingen nach London, das Frie-

densfest zu feiern, und dann eröffneten sie den Congreß zu Wien, um die gewonnenen Länder zu vertheilen, und den Frieden Europa's fest zu gründen.

§. 118.

Napoleon flieht von Elba.

(26. Febr. 1815.)

Die Franzosen waren anfangs mit ihrer neuen Regierung nicht sehr zufrieden; wenigstens waren viele Marschälle und Offiziere Napoleons ungehalten, daß sie beim Könige nicht so viel galten, wie ehemals bei dem Kaiser. Napoleon hörte dies kaum, als er den 26. Februar sein Elba heimlich verließ, und den 1. März 1815 landete er in der Provence unweit Antibes mit 1100 Treuen.

Schon in den ersten Dörfern schrie ihm alles entgegen: Vive l'Empereur! Vor Grenoble hatte er bereits 4000 Mann, und die Truppen auf den Wällen der Stadt thaten gegen ihn keinen Schuß, sondern ließen ihn ein, mit dem Rufe: Vive l'Empereur! Nun zählte er schon 10000 Mann. In Lyon wollte der Graf Artois, des Königs Bruder, eine Armee gegen ihn aufbringen, aber kaum schickte Napoleon einige seiner Husaren in eine Vorstadt voraus, als jedermann rief: „Es lebe der Kaiser! Es sterben die Bourbons!"

Artois floh nach Paris zurück, und König Ludwig erschrak nicht wenig. Doch beruhigte ihn Marschall Ney, der in Besançon 10000 Mann befehligte, durch ein Schreiben vom 12. März, er werde mit seinen Treuen dem Feinde entgegen gehen und siegen oder sterben. Dasselbe versicherte Marschall Oudinot, und beide zogen auch aus. Aber schon den 13. März rief der Verräther Ney seine Krieger auf:

„Offiziere und Soldaten! Die Sache der Bourbons ist auf immer verloren. Der rechtmäßige Herrscherstamm, den die Nation angenommen hat,

steigt wieder auf den Thron, der Kaiser Napoleon, unser Souverain... Die Bourbons wollten unsern Kriegsruhm schänden; sie haben sich betrogen, dieser Ruhm ist die Frucht zu edler Thaten... Soldaten, ich habe euch so oft zum Siege geführt; heut will ich euch der unsterblichen Phalanx zuführen, mit welcher der Kaiser Napoleon nach Paris geht... Auf immer wird dann unsere Hoffnung und unser Glück verwirklicht werden. Es lebe der Kaiser!"

Beide, Ney und Oudinot, gingen zu Napoleon über, Oudinot wenigstens ohne eine Proclamation. In Paris rief noch alles: Es lebe der König! aber Ludwig traute nicht, sondern verließ Paris in der Nacht zwischen dem 19. und 20. März, und ging nach Brüssel.

Noch an demselben Tage langte Napoleon vor Paris an. Ihm standen noch 30000 Mann königliche Truppen entgegen, aber keiner schoß, mancher konnte es nicht einmal, denn er hatte seine Flinte mit Tabak geladen. Napoleon hatte seinen Leuten befohlen, beim Zusammentreffen ihre Gewehre wegzuwerfen. Dies geschah, und die königlichen Truppen fielen den kaiserlichen freudig in die Arme. Abends 9 Uhr den 20. März zog Napoleon in Paris ein, und warf der begrüßenden Menge tausend Küsse zu. Viele Pariser, die noch vor 24 Stunden gerufen hatten: „Es lebe der König! Tod dem Tyrannen!" weinten jetzt vor Freude, ihren lieben Corporal Violette, ihren Père Violette wieder zu haben. So nannten sie Napoleon, weil er mit den Märzveilchen gekommen.

§. 119.

Ligny und Belle Alliance.

(16. und 18. Juni 1815.)

Die Monarchen waren noch zu Wien versammelt, als Napoleons Unternehmung bekannt wurde. Sie erklärten ihn für geächtet, weil ihm keine Ver-

träge heilig wären, und sandten ihre Schaaren wieder schnell an den Rhein. Wellington mit seinen Engländern, Schotten, Niederländern, Hannoveranern, Nassauern und Braunschweigern trat in den Niederlanden auf; südlich von ihm an der Maas Blücher mit 100000 Preußen, den Mittelrhein besetzten die Russen, den Oberrhein wieder die Oestreicher unter Schwarzenberg, der auch die Baiern, Würtemberger und andere deutsche Heerhaufen führte. In allen Kirchen Deutschlands wurden Bettage gehalten, daß Gott doch die Waffen der Verbündeten segnen möge.

Napoleon rückte mit 150000 Mann gegen die Preußen vor, die besonders das Dorf Ligny besetzt hatten. Blücher zählte hier erst 80000 Mann, doch hielt er Weichen vor einem fast noch einmal so starken Feinde für Schande, und nahm die Schlacht an. Mit der größten Erbitterung wurde um das Dorf gestritten, das aus steinernen Häusern besteht, und rund um sich her nichts als steinerne Gartenmauern hat. Napoleon wollte das Dorf haben, und Blücher wollte es nicht fahren lassen. Als es schon finsterer Abend wurde, ließ Napoleon seine Garden, die noch nicht mitgefochten hatten, das Dorf im Rücken angreifen, und das Häuflein Preußen wurde fast eingeschlossen. Blücher merkte die Gefahr, und sprengte kühn gegen die Kürassiere Napoleons. Gleich wurde unter ihm sein Pferd erschossen, er selbst stürzte, und das todte Pferd bedeckte ihn. Die vorübersprengenden französischen Reiter erkannten ihn zum Glück in der Dämmerung nicht, sein Major, Graf Nostiz, blieb bei ihm, und rief bald einige treue Preußen herbei, welche ihn unter dem todten Pferde hervorzogen. Zum Glück hatte er keinen Schaden genommen, und zog seine Armee zurück. Napoleon aber eilte, jetzt die Engländer unter Wellington aufzureiben.

Schon am nämlichen Tage, da die Schlacht bei Ligny war, hatte Wellington bei Quatre Bras gegen Ney gefochten. Hier war der Herzog von Braunschweig gefallen, der Ausgang aber sonst unentschieden geblieben, obgleich Napoleons Bericht

den Parisern meldete, Wellingtons Leiche werde nächstens in Paris eintreffen. Wellington zog sich den 17. Juni nach Waterloo zurück, und ließ in der folgenden Nacht den Feldmarschall Blücher fragen, ob er ihm einige Hülfstruppen senden könne. „Ich will zu ihm kommen mit allen meinen Leuten," antwortete Blücher.

Napoleon wunderte sich nicht wenig, am andern Morgen (18. Juni) die Engländer, die gestern vor ihm flohen, bei Mont Saint Jean in Schlachtordnung zu sehen, und 10 Uhr Morgens begann die Schlacht, als es noch bedeutend regnete. Napoleon schmetterte 7 Stunden lang ganze Reihen vor sich nieder, aber die Engländer schlossen sich immer wieder zusammen. Endlich aber wurden ihre Reihen gar zu dünn, und Napoleon ließ noch seine Garden anrücken. Wellington seufzte: „Ich wollte, es wäre Abend, oder die Preußen kämen!" In diesem Augenblicke erkrachten Kanonen im Rücken der Franzosen, Abends 5 Uhr, und Wellington rief froh: „Das ist der alte Blücher!"

Aber es war erst sein Vortrab. Morgens früh, als der Regen vom Himmel strömte, sagte Blücher: „Sieh da, unser Alliirte von der Katzbach!" und machte sich auf den Weg. Aber die Pfade waren ganz verdorben, darum ging es so langsam. Die ersten preußischen Haufen griffen die Franzosen in der rechten Flanke an, aber noch immer stand die Schlacht. Es schlug 8 Uhr, es ward Abend, Wellington rang noch immer mit den feindlichen Garden. Da langte Blücher an, von hinten, von vorn und von der Seite kamen die Franzosen ins Feuer, und ohne Barmherzigkeit wurden ihre Garden niedergeschmettert. Die Tapfersten flohen, alles schrie: „Verloren! Die Garden fliehen. Rette sich, wer kann!" Halb 9 Uhr war die Schlacht gewonnen.

Blücher und Wellington trafen beim Maierhofe la belle Alliance um 9 Uhr zusammen, und von diesem Orte benennen wir die Schlacht. Die Engländer nennen sie die Schlacht bei Water-

loo, die Franzosen la bataille du mont Saint Jean.

Blücher befahl, die Fliehenden noch in der Nacht zu verfolgen, und das war leicht bei dem hellen Mondschein. Ueberall stöberte man die Franzosen aus den Dörfern und Kornfeldern auf. Zu Genappe wollte Napoleon ein wenig in seinem Wagen schlafen, aber die Preußen brachen mit einem lauten Hurrah in die Stadt, Napoleon sprang aus dem Wagen, schwang sich auf ein schnelles Roß, und sprengte davon. Napoleons Wagen, Hut, Degen und Brieftasche nebst seinem Schmucke, 6 Millionen Thaler werth, fiel in die Hände des preußischen 15ten Regiments, und jeder Soldat erhielt auf seinen Antheil 50 Napoleonsd'or. — Den 20. Juni in der Nacht kam Napoleon zu Paris an, die Verbündeten waren ihm auf dem Fuße gefolgt, und verzweifelnd legte er den 22. Juni auf den Wunsch der beiden Kammern seine Krone nieder. Man nennt diese letzte Periode seiner Herrschaft vom 20. März bis 22. Juni 1815 wohl die hundert Tage.

§. 120.

Die Verbündeten wieder in Paris.

(7. Juli 1815.)

Die Franzosen versuchten Unterhandlungen, und wollten gern Napoleons Sohn auf ihrem Throne haben. Die Verbündeten antworteten ihnen mit Kanonenschüssen, und forderten Napoleons Auslieferung. Dieser floh nach Rochefort, und die siegreichen Heere zogen den 7. Juli in Paris ein, jetzt nicht bewillkommt von Jubel, denn die Franzosen fühlten ihre Schuld, und erwarteten nichts Gutes. Wirklich wurden sie nun auch ganz anders von den Siegern behandelt, wie das erste mal. Paris mußte 100, Frankreich 700 Millionen zahlen; dann blieben 150000 Mann der verbündeten Truppen unter Wellington 3 Jahre lang in Frankreich auf Kosten des Landes, und mußten trefflich bewirthet werden.

Alle Nationen nahmen auch die Kunstwerke aus Paris fort, welche die Franzosen seit 20 Jahren aus allen Ländern zusammengeplündert hatten. Die Einquartierungen hauseten nun in Paris und umher, wie ehemals die Franzoseu in Wien und Berlin. So lernten die Franzosen nun aus Erfahrung die Schrecken des Krieges, welche sie sonst aus den Zeitungen kannten, und viele kamen zur Einsicht, daß Napoleon allein ihnen das Elend bereitet habe.

Als Ludwig XVIII. wieder zu seinem Throne gelangt war, verloren alle, welche Napoleon in den 100 Tagen gedient hatten, ihre Aemter, Marschall Ney aber, Napoleons Fürst von der Moskwa, ward für einen Verräther erklärt. Er hielt sich bei einem Freunde auf dem Lande versteckt, aber sein Säbel, den er einmal in dem Vorzimmer hatte stehen lassen, verrieth einem Fremden seinen Schlupfwinkel. Er ward hervorgezogen, und vor die Pairskammer gestellt. Weil seine Falschheit zu schlagend war, so konnte er wenig zu seiner Reinigung vorbringen, und er ward zum Tode verurtheilt (Dec. 1815.) Kaum wollte er einen Geistlichen auf seinem letzten Gange bei sich haben. Im Garten Luxemburg ward er erschossen, und dabei kommandirte er selbst mit den Worten: „Fehlet nicht, Freunde! Es lebe Frankreich! Feuer!" Seine Verurtheilung hatte er ohne Widerruf für ungerecht erklärt.

§. 121.

Napoleon auf St. Helena.

(† 5. Mai 1821.)

Napoleon hatte zu Rochefort den Plan, nach den nordamerikanischen Freistaaten zu entfliehen, und es lagen zwei Fregatten für ihn im Hafen. Aber sieh, 11 englische Kriegsschiffe sperrten den Hafen, und nach langem Harren ergab er sich dem englischen Kapitain Maitland am Bord des Bellerophon. Er wurde nach der englischen Küste gebracht, und äusserte den Wunsch, den Rest seiner Tage in Eng-

land zu verleben. Aber die englische Regierung, in Einverständniß mit den verbündeten Mächten, hatte ihm zur Wohnung die Felseninsel St. Helena weit von Europa, mitten im Weltmeere zwischen Afrika und Amerika, ausersehen. Er erschrak, als ihm dies Urtheil eröffnet wurde, und sagte, seinen Leib könne man nach St. Helena bringen, nimmer aber seinen Geist. Man erwiderte ihm, dann werde er dem russischen Kaiser übergeben werden. „Bewahre mich Gott vor den Russen!" gab er zur Antwort. Lord Keith fragte ihn daher: „Wann wollen Sie denn morgen den Northumberland *) besteigen, Herr General?" — Die Antwort war kurz: „Morgen 10 Uhr. Aber warum nennt Ihr mich General? Bin ich nicht Monarch? Habet Ihr mich nicht als ersten Consul anerkannt? Habet Ihr mir nicht Gesandte geschickt, wie anderen Regenten?"

Man gab ihm keine Antwort. Am andern Morgen nahm man ihm seine Kostbarkeiten bis auf 3000 Goldstücke, seine Begleiter bis auf 4 Generale und 12 Bediente, und brachte ihn auf den Northumberland. Als er denselben bestieg, präsentirten die Soldaten das Gewehr, und er dankte mit Abnehmung seines Hutes.

Wohlbehalten landete er zu St. Helena den 18. October 1815, am zweiten Jahrstage der Schlacht bei Leipzig, an demselben Tage, da die preußische Provinz Westfalen zu Münster ihrem Könige mit Begeisterung huldigte.

Napoleon mußte anfangs ein gewöhnliches Bauernhaus beziehen, aber es wurde Rath zur Erbauung eines neuen Hauses für ihn. Zwar bestand dies nur aus einem Stocke, es enthielt aber eine Reihe Wohnzimmer, eine Bibliothek, ein Billard, ein Bad u. s. w. Einige seiner Begleiter bewohnten einzelne Zimmer in diesem Gebäude, General Bertrand wohnte in einem besondern Häuschen mit seiner Familie. Mit Sonnenaufgang stand der Exkaiser auf, und gab seinen Chinesen, die ihm zu

*) Das engl. Schiff, welches ihn nach St. Helena bringen sollte.

Gebote standen, in seinem Garten zu thun; dann las und schrieb er in seinem Cabinette, und 3 Uhr Nachmittags ging er spazieren in seinem Garten, der aber von einer hohen Mauer umgeben war. Um 4 Uhr speisete er, gewöhnlich in Gesellschaft einiger von seinen Freunden. Die Gärtnerei war seine liebste Beschäftigung: der Mann, welcher sonst Reiche schuf und vernichtete, säete jetzt Kohl und andere Gewächse; statt Könige zu entthronen und große Heere zusammenzuschießen, ging er jetzt täglich gebückt von Pflanze zu Pflanze, Schnecken, Raupen und Würmer zu tödten, und statt vor den stolzen Tuilerien zwischen seinen Marschällen zu prangen, ging er jetzt allein, im bunten Schlafrock und grünen Pantoffeln, um den Kopf sein rothseidenes Sacktuch gewunden, mit der Gießkanne in seinem Gärtchen seine Gewächse zu erquicken, oder er grub das Erdreich um, oder jätete Unkraut aus. So ertrug er sein Geschick mit rühmlichem Anstande. Der englische Commandant behandelte ihn mit aller möglichen Schonung. Napoleon konnte die Schildwachen nicht sehen, welche in weiter Entfernung seine Anlage rings umgaben. Englische Schiffe lagen auch rund um die Insel, und ausser den Ostindienfahrern durfte kein Schiff bei der Insel verweilen. Wer Napoleon sehen wollte, mußte einen besondern Paß mitbringen, und wurde dann von dem wachthabenden Offizier hingeführt, ohne dessen Gegenwart er kein Wörtchen mit dem Gefangenen sprechen durfte. Täglich besuchten auch einige Offiziere der Besatzung ihn in seiner Wohnung, um sich zu überzeugen, daß er noch da sey.

So lebte Napoleon auf St. Helena völlig 6½ Jahr. In den letzten 4 Jahren kränkelte er, ein immer sich wiederholendes Erbrechen schwächte ihn ab, und dabei plagte ihn die Schlafsucht. Im April 1822 hörte das Erbrechen fast nie auf. Endlich sank die untere Kinnlade nieder, es erfolgte eine unwillkührliche Darmausleerung, und den 5. Mai 1822 Abends 6 Uhr machte der Tod seinen großen Leiden ein Ende. Als die Aerzte seine Leiche öff-

neten, fanden sie den Magen fast ganz in Flüssigkeit übergegangen; man nennt es denn Magenkrebs. — Die Bauern in Deutschland, die dem Napoleon aus gewissen Gründen noch immer gut waren, wollten lange nicht glauben, daß er wirklich todt sey.

Aber was ist denn aus Napoleons Verwandten geworden? Sein Sohn, der sogenannte König von Rom oder Napoleon der Zweite, wurde von seinem Großvater, Kaiser Franz, zu Wien erzogen, und hieß Franz Joseph Carl Herzog v. Reichstadt (in Böhmen). Er ist den 22. Jul. 1832 auf dem Schlosse Schönbrun an der Auszehrung gestorben, nachdem er etwa zwei Jahre in dem östreichischen Heere gedient hatte, und ist gleich einem Erzherzoge in der kaiserlichen Gruft beigesetzt. Dessen Mutter, die Kaiserinn Marie Luise, ist regierende Herzoginn von Parma. Die Exkaiserinn Josephine starb 1814, da die Verbündeten in Paris waren. Napoleons Mutter, Madame Lätitia, lebt bei ihrem Halbbruder, dem Cardinal Fesch, in Rom. Joseph Bonaparte, Exkönig von Spanien, ist ein reicher Pflanzer in den nordamerikanischen Freistaaten; seine Gemahlinn lebt mit zwei Töchtern in der Nähe von Frankfurt. Lucian Bonaparte lebt in und bei Rom, führt den Titel Fürst von Canino, darf aber den Kirchenstaat nicht verlassen. Auch Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland, ist in Rom; seine Gemahlinn, Napoleons Stieftochter, hält sich in Constanz auf. Hieronymus Bonaparte, Exkönig von Westfalen, der eine Prinzessinn von Würtemberg geheirathet hatte, kaufte sich eine ansehnliche Herrschaft bei Wien, und lebte dort mit seiner Gemahlinn als Graf von Montfort, welchen Titel ihm sein Schwiegervater verliehen hat. Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnois, ehemals Vicekönig von Italien, vermählt mit einer Prinzessinn von Baiern, ist der einzige aus Napoleons Familie, der noch etwas von der Regentenwürde gerettet hat. Der König von Baiern ernannte ihn 1817 zum Herzoge von Leuchtenberg, übergab ihm das Fürstenthum Eichstädt unter bairischer Landeshoheit, und

erklärte ihn und seine Nachkommen für Erben der bairischen Krone, falls die bairische Linie aussterben sollte. Bei seinem Tode hinterließ er 2 Söhne und 4 Töchter, deren eine die Gemahlinn des Kaisers von Brasilien, D. Pedro wurde.

Am merkwürdigsten ist das Schicksal Murats, den Napoleon zu seinem Schwager und zum Könige von Neapel erhoben hatte. Bei Napoleons erstem Sturze trat er den Verbündeten bei, und behielt seine Krone. Kaum aber erschien Napoleon 1815 wieder als Kaiser der Franzosen, so erklärte er sich laut für ihn, fiel den Kirchenstaat an, und forderte die Staaten Italiens auf, sich unter ihm zu einem großen Reiche zu vereinigen, während er in Wien dem Kaiser Franz versichern ließ, nie dem östreichischen Hause untreu werden zu wollen. Diese Doppelzüngigkeit kam ihm theuer zu stehen. Es rückten rasch östreichische Heere gegen ihn an, und weil seine Unterthanen ihn nicht liebten, so hatten die Oestreicher leichtes Spiel. König Joachim Murat mußte überall weichen, schon standen die Bürger seiner Hauptstadt gegen ihn auf, und er entfloh auf einem Kaufmannsschiffe. König Ferdinand IV., der seit 1806 nur die Insel Sicilien beherrscht hatte, kehrte nach Neapel zurück, und wurde mit dem größten Enthusiasmus empfangen. Neapel war ja wieder an seinen rechtmäßigen Beherrscher gekommen. — Aber der Exkönig Joachim, genannt Murat, konnte die Ruhe des Privatlebens gar nicht angenehm finden. Nachdem er sich in Frankreich und Corsika umgesehen hatte, ließ er sich wieder nach Neapel übersetzen, und wollte die Bürger des Städtchens Pizzo in Calabrien bewegen, zu seiner Fahne zu schwören. Aber die Bürger von Pizzo nahmen ihn gefangen, und lieferten ihn an König Ferdinand IV. aus. Dieser König, der nie Murats Königswürde anerkannt hatte, betrachtete mit Recht den Joachim Murat als einen Rebellen, und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn sehr bald zum Tode verurtheilte. Murat flehte die Gnade des jetzigen Königs an, aber es hieß, der dem Herzoge von Eng-

hien keine Gnade bewilligt habe, müsse auch auf keine Gnade hoffen.

Gott ist gerecht. Murat hatte dem Herzoge von Enghien auf dessen Anrede: „Meine Freunde!" mit wilder Stimme geantwortet: Du hast hier keine Freunde. Diese Worte tönten jetzt ihm in die Ohren. Als er keine Gnade finden konnte, starb er wenigstens gefaßt, entblößte sich selbst die Brust, und commandirte: Feuer! wie Marschall Ney. (13. Octob. 1815.)

§. 122.

Neue Republiken in Amerika.

(1816.)

Die französische Revolution war beendigt, aber die ehemalige Ordnung der Dinge kehrte nicht wieder, und noch sind die Folgen jener Revolution nicht abzusehen.

Die Entkräftung Spaniens machte den spanischen Colonien in Amerika Muth, sich dem Joche des Mutterlandes zu entziehen, denn Spanien behandelte seine Colonien nicht besser, als England ehemals die seinigen in Nordamerika. Buenos Ayres erklärte sich 1816 für eine Republik, Chili 1818, und nachdem noch andere Landschaften beigetreten waren, nahm der gesammte Freistaat den Namen Columbia an. Spanien schickte 6000 Mann hin, die Insurgenten zu unterjochen, aber Bolivar, der tapfere Feldherr der Republikaner, schlug die Spanier bei Carabobo den 24. Juni 1821, und erwarb sich dadurch den Namen Libertador (Befreier) und die Würde des Präsidenten von Columbia. Seitdem ist auch Quito und Niederperu der Republik beigetreten, so daß Spanien in Südamerika nichts mehr besitzt.

In Nordamerika hatte die spanische Herrschaft kein besseres Schicksal. Mexiko gährte schon im Jahre 1820, der Commandant der Hauptstadt ward mit Messern erstochen, und mehr als 20 Parteien

standen hier feindselig gegen einander. General Augustin Iturbide stellte sich an die Spitze der stärksten Partei, und nöthigte dem Vicekönige einen Vertrag ab, daß Mexiko, Guadalaxara und Guatimala eine constitutionelle Monarchie seyn, und der König von Spanien oder einer seiner Prinzen den Thron besteigen, aber in Mexiko residiren solle. Wie zu erwarten war, kam weder der König, noch ein Prinz, nach Mexiko, und die Mexikaner glaubten nun um so mehr das Recht zu haben, ihren Staat selbst zu organisiren. Das Heer wollte einen Kaiser, andere wünschten eine Republik wie Columbia, wieder andere wenigstens einen Herrscher aus dem Hause Bourbon. Die Truppen setzten aber ihren Willen durch, riefen ihren Iturbide zum Kaiser aus, und droheten den anders denkenden Mitgliedern des Congresses, sie alle aufzuknüpfen, wenn sie nicht beistimmten. So wurde denn Augustin I. den 21. Juli 1822 zum Kaiser von Mexiko gekrönt. Aber — seine Generale wollten ihm nicht gehorchen, Iturbide legte schon nach 8 Monaten (20. März 1823) seine Krone nieder, erhielt ein Jahrgehalt und die Weisung, in Italien zu leben. Dahin ging er auch ab, kam aber den 16. Juli 1824 wieder nach Mexiko, sein Glück noch einmal zu versuchen. Der Congreß hatte bereits die Acht über ihn verhängt, und den General Bravo zum Dictator ernannt. Iturbide ward gleich bei seiner Landung verhaftet, und den 19. Juli Abends 6 Uhr erschossen. Seitdem besteht Mexiko aus 15 verbündeten Republiken, ungefähr wie die Schweiz.

§. 123.

Revolution in Spanien.

(Seit 1820.)

Auch in Europa zeigten sich um diese Zeit bedenkliche Gährungen. Die Studenten deutscher Hochschulen meinten berufen zu seyn, die Staatsverfassungen zu verbessern durch offene Gewalt und Für-

stenmord, und ihre demagogischen Umtriebe wurden bekannter, da im März 1819 Carl Sand, ein Student aus Erlangen, den russischen Staatsrath August v. Kotzebue zu Mannheim ermordete, und offen erklärte, er freue sich dieser That, da Kotzebue durch seine Schriften den Deutschen einen sclavischen Sinn einzuprägen gesucht habe. In Frankreich wurde der edle Herzog von Berry, Brudersohn des Königs, Abends den 13. Februar 1820 vor dem Opernhause zu Paris von einem Sattlergesellen, Namens Louvel, erstochen, und der Verbrecher, als man ihn im Gerichte nach dem Beweggrunde seiner That befragte, antwortete nur: „Ich wollte den Großen der Erde bloß eine Lehre geben. Die Bourbons sind unsere Feinde, und ich behandele sie als Feinde.“ Louvel hatte bis 1815 unter Napoleons Heer gedient, und sich vorgenommen, nach und nach alle Glieder der königlichen Familie zu ermorden. Den 7. Juni wurde er auf dem Greveplatze hingerichtet.

Solche Vorfälle hatten unter dem Volke keine ernsthaften Folgen. Aber in Spanien sah es schlimmer aus. Als Napoleons Macht sank, konnte Ferdinand VII. ruhig sein Gefängniß zu Valençai verlassen, und den 24. März 1814 betrat er wieder den spanischen Boden. Seine Unterthanen, die Gut und Blut für ihn gegen Napoleon gewagt hatten, empfingen ihn mit Enthusiasmus, doch sollte er erst, bevor er den Thron bestiege, die neue ständische Verfassung, die Constitution, welche die Cortes 1812 entworfen hatten, beschwören. Daran habe ich noch gar nicht gedacht, antwortete Ferdinand den Deputirten der Cortes (Landstände), und ließ viele Mitglieder der Cortes einkerkern. Nun brach der Haß gegen ihn los: ein Regiment, zwischen Cadix und Sevilla stehend, welches nach Amerika gegen die Rebellen beordert war, wollte sich nicht einschiffen lassen, sondern verkündigte die Constitution der Cortes von 1812, und zog durch diesen Schritt viele tausend Mann an sich. Der Anführer der Insurgenten war Quiroga, ein abge-

setzter verständiger Offizier, der das Vertrauen der Truppen im hohen Grade besaß, und bald 16000 Mann unter seinen Fahnen zählte. Andere Truppen, welche Ferdinand unter Riego gegen ihn sendete, gingen zu ihm über, und General Mina, früher verbannt, kam aus Frankreich herbei, Freicorps unter dem Namen Guerillas zur Unterstützung der Constitution zu errichten. Bald war das Militair in allen Provinzen vom Könige abgefallen, zuletzt erklärte auch die Garde zu Madrid ihrem Führer Ballasteros, daß sie die Constitution wolle. Ballasteros ging zum Könige hinein, und stellte ihm seine Gefahr vor, wenn er die Constitution der Cortes nicht annehme, und schon umlagerten 40000 Menschen den Palast. Abends 10 Uhr (7. März 1820) erschien der König auf dem Balkon, und versprach die Constitution anzunehmen, worauf der Schwarm nach Hause ging. Wirklich beschwur der König am 8. März die Constitution, und das Militair zu Cadix, welches solches noch nicht wissen konnte, rief sie am 9. März auch dort öffentlich aus, aber nicht allgemein wurde hier die Constitution geliebt: das Regiment Amerika und andere Schaaren fielen über das Volk her, welches die Verkündigung der Constitution feierte, machten 400 Menschen nieder, und zogen sich dann aus der Stadt zurück.

Von diesem Tage an wüthete in Spanien der Bürgerkrieg. Die spanischen Cortes zogen Kirchengüter ein, nahmen das Silber aus den Kirchen, ließen Pfarrer von der Gemeinde wählen, gingen auch damit um, die spanische Kirche vom Pabste zu trennen. Das erregte die Wuth des Volkes; die Anhänger der Cortes wurden Jakobiner genannt, neue Guerillas traten auf zur Vertheidigung der Religion, Mönche und Weltpriester an ihrer Spitze, und zuletzt vereinigten sich die meisten zu einem großen Glaubensheere unter dem General Ragosa. Das Nationalheer führte General Mina, der sich zwar im offenen Felde behauptete, aber das Glaubensheer nie ganz vertilgen konnte,

denn an einem Orte geschlagen lösete es sich auf, um an einem andern Orte wieder desto kräftiger aufzustehen.

Bei diesen Unruhen wurde König Ferdinand bange für sein Leben, und umgab sein Schloß zu Madrid mit 6 Bataillonen treuer Garden. Die Nationalmiliz schöpfte Argwohn, und drohete die Garden zu entwaffnen. Als die Garden solches merkten, verließen 4 Bataillonen ihre Kasernen unter dem Rufe: Es lebe der unumschränkte König! und besetzten den Pardo. Vergeblich forderten die Cortes den König auf, diese Verräther der Strenge des Gesetzes zu überlassen. „Es sind keine Verräther," sagte Ferdinand. Eine Aufforderung an die entwichenen Garden selbst, von Seiten der Cortes, hatte nur zur Folge, daß sie wieder in die Stadt drangen, die Nationalmiliz wüthend angriffen, und sich bis zum Schlosse durchschlugen. Dies geschah den 7. Juli 1822. Gleich darauf ward das Schloß von Nationaltruppen unter Morillo belagert, und da die Garden gegen so viele zu schwach waren, so steckten sie die weiße Kokarde auf. Die zwei Bataillone, welche an den Händeln keinen Theil genommen hatten, erhielten freien Abzug mit Wehr und Waffen, aber die 4 andern Bataillone wollten die Waffen am Schloßthore nicht abgeben, sondern feuerten noch herzhaft auf ihre überlegenen Gegner. Dafür wurden die meisten derselben niedergemacht, von 1600 Mann blieben nur einige hundert am Leben, und auch diese wurden in den folgenden Tagen als Gefangene eingebracht. Die Nationaltruppen, die ebenfalls viel Verlust erlitten hatten, besetzten jetzt das Schloß, und dann wurde ein Te Deum auf dem Schloßplatze gesungen, zur Danksagung, daß der König ein Gefangener sey; auch erschien der König auf dem Balkon, und grüßte die Truppen, von welchen seine treuen Garden gemordet waren, mit erzwungenem Lächeln. Ferdinand hatte früher seinen Vater durch Aufstand geängstigt, jetzt konnte er selbst Angst empfinden.

Die Gesandten Oestreichs, Rußlands, Frank-

reichs, Preußens, u. s. w. übergaben den spanischen Ministern eine Note, daß sie das Leben des Königs für gefährdet hielten, und die geringste Beleidigung der königlichen Majestät Spanien unglücklich machen werde. Da dies keine Wirkung hervorbrachte, im Gegentheil Ferdinand immer strenger als Gefangener behandelt wurde, schritt Frankreich zu kräftigerer Hülfe. König Ludwig XVIII. gab seinem Vetter, Ludwig Anton Herzog von Angouleme, 90000 Mann Truppen, den König von Spanien aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und ihn dann zu bereden, seinem Reiche eine billige Constitution zu geben. Die Franzosen gingen den 7. April 1823 ohne Kriegserklärung über die Bidassoa, und die Cortes, welche solches vermuthet haben mochten, waren schon den 20. März aus Madrid nach Sevilla gezogen, und hatten den König als Gefangenen mitgenommen. Den 11. April langten sie zu Sevilla an; der König mußte in seinen Manifesten wiederholend erklären, er sey völlig frei, und am 23. April den Franzosen den Krieg ankündigen. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Constitution des Volkes Wunsch sey, oder nicht. Die spanische Nation ward in Masse gegen die Franzosen aufgeboten, aber kein Arm regte sich. Den 24. Mai zog der Herzog von Angouleme in die Hauptstadt Madrid ein, und die Bürger empfingen ihn mit Blumen und Tänzen als ihren Befreier, zertrümmerten die Constitutionssteine, und eine Regentschaft wurde eingesetzt, bis zur Befreiung des Königs das Land zu regieren.

Als die Cortes in Sevilla dies alles erfuhren, und der Herzog von Angouleme ihnen nachrückte, wollten sie mit dem Könige den 11. Juni nach Cadix ziehen. Da der König nicht wollte, erklärten sie ihn für verrückt, ernannten eine Regentschaft, in seinem Namen zu regieren, und verhafteten einen englischen Obersten, welcher den König in Freiheit setzen wollte. Am folgenden Tage reiseten sie mit dem Könige nach Cadix ab, und trafen dort nach 3 Tagen ein. Nur 15000 Mann Truppen

mochten in Cadix und auf der ganzen Insel Leon seyn, und schon im Juli wurde Cadix von den Franzosen eingeschlossen: 30000 Mann zu Lande und 29 Kriegsschiffe zu Wasser schnitten der Stadt alle Zufuhr ab. Der Herzog von Angouleme, der am 16. August vor Cadix ankam, forderte den König auf, die alten Cortes zu berufen. Weil Ferdinand aus Zwang dies verweigern mußte, so wurde den 30. August von den Franzosen der Trocadero kräftig beschossen, und die Franzosen, welche unter Napoleon Cadix Jahre lang vergebens bestürmt hatten, siegten jetzt über Cadix in wenig Wochen. Als den 23. September die Stadt schon an mehreren Stellen brannte, gaben die Cortes dem Könige die unumschränkte Gewalt zurück, baten ihn, ins französische Lager zu gehen, seinem Volke und — ihnen günstige Bedingungen zu erwerben, und löseten sich auf. Den 1. October ward König Ferdinand in Puerto Santa Maria vom Herzoge von Angouleme feierlich empfangen, und das spanische Volk rief dabei sonderbar genug: „Es lebe der König! Es lebe die Religion! Es sterbe die Nation! Es sterben die Schwarzen!" (Viva el Rey! Viva la Religion! Muera la Nacion! Mueran las Negros!)

Die französischen Truppen besetzten gleich in den folgenden Tagen Cadix, und Mina wanderte mit vielen andern nach England aus. Andere sogenannte Schwarze (Anhänger der Constitution) gingen nach Amerika oder der Schweiz. Der Herzog von Angouleme hatte seine militairische Sendung rühmlich erfüllet, und der damalige große brittische Minister Canning sagte sehr treffend: „Nie hat ein Heer so wenig Uebel verursacht und so viel Uebel verhütet!" Dieser Feldzug der Franzosen in Spanien erwarb dem Hause Bourbon wieder den Ruhm der Kriegskunst, mit der Humanität gepaart.

Den 4. November verließ der Herzog von Angouleme Madrid mit seinen Truppen, die eine so treffliche Zucht beobachtet hatten. Doch blieben 45000 Franzosen in den ersten Festungen Spaniens zurück,

den König gegen Gewaltthätigkeit zu schützen. Aber der König verstand seinen Vortheil gar schlecht: er hielt den 13. November auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen, den 100 Männer zogen, seinen Einzug in Madrid, aber er gab seinem Volke noch bis auf den heutigen Tag die versprochene Constitution nicht. Riego wurde gehängt. Die Zeit wird lehren, wohin die spanische Revolution geführt habe, denn noch ist sie nicht vollendet. Die Franzosen zogen ihre Truppen nach und nach aus Spanien zurück. Der König ist den Constitutionellen nicht abgeneigt, das Volk aber hasset sie, die apostolische Junta mit ihren Unterjunten, den himmlischen Wohnungen, fachet den Haß gegen die Liberalen immer wieder an, und es ist für den König mißlich, sich entschieden für eine Partei zu erklären. Der Einführung der alten Inquisition hat er sich immer standhaft widersetzt.

§. 124.

Revolution in Portugal.

(Seit 1820.)

Im nämlichen Jahre, da in Spanien die Revolution ausbrach, wollten auch die Portugiesen eine Constitution haben. Seit dem Tode der blödsinnigen Königinn saß Joann VI. auf dem Throne, der bisherige Prinzregent, aber der Hof war noch immer in Brasilien, und Portugal, das Mutterland, wurde von Brasilien aus wie eine Provinz regiert. Die Söhne der Portugiesen mußten in Brasilien als Soldaten dienen; Portugal ward gezwungen, aus Brasilien die Colonialwaaren zu kaufen, und die Brasilianer kauften ihre Fabrikwaaren, wo sie wollten. Dadurch mußte der Handel Portugals zu Grunde gehen.

Als der Unwille der Portugiesen groß genug war, steckte der Oberst Sepulveda, Portugals Quiroga genannt, zu Oporto die Fahne des Aufruhrs aus. Im August 1820 setzte er eine proviso-

rische Regierung ein, die Cortes von Portugal zu berufen, und man rief: „Es lebe König Joann VI. und die Verfassung!" Die Neuerung fand beim Militair überall Beifall, in Lissabon wurde den 11. October 1820 die Constitution der spanischen Cortes ausgerufen.

König Joann in Brasilien wurde nicht wenig besorgt, da die Junta im Namen des portugiesischen Volkes ihn aufforderte, daß er selbst herüberkäme, die Constitution zu beschwören, oder die Krone einem seiner Prinzen übertrüge. Er zog das Erstere vor, übergab die Regentschaft in Brasilien seinem Erbprinzen Dom Pedro, langte mit seiner Familie den 4. Juli 1821 wieder in Portugal an, und beschwur willig die Constitution der Cortes.

Nun sollte Portugal wieder das Hauptland, Brasilien eine Provinz seyn. Brasilien durfte nur aus Portugal kaufen, fremden Schiffen mußte es seine Häfen schließen, und von allen Aemtern waren die Brasilianer ausgeschlossen. Aber Brasilien hatte zu lange die Vorzüge eines Hauptlandes genossen, es wollte von Portugal nicht ferner als Magd behandelt werden, doch bot es dem Prinzregenten die Krone von Brasilien. Dom Pedro nahm den Antrag an, und den 12. October 1822, an seinem Geburtstage, ward er als Peter I. Kaiser von Brasilien in allen Städten des neuen Kaiserthums ausgerufen. Die Kanonen donnerten, Bälle und Feuerwerke verherrlichten den merkwürdigen Tag, und ganz Rio Janeiro war Abends erleuchtet.

Man weiß nicht recht, ob König Joann den Schritt seines Sohnes gebilligt habe oder nicht. Es war wenigstens kein anderes Mittel, Brasilien dem portugiesischen Königshause zu retten, und so wurde das neue Kaiserreich am 15. Mai 1825. auch vom Könige Joann anerkannt.

Im Frühlinge 1824 versuchte die Königinn von Portugal eine Reaction gegen die Constitution mit Hülfe ihres zweiten Sohnes Dom Miguel. Ihre Partei zog in Lissabon ein, die Cortes zu vernichten, aber der König blieb seinen Grundsätzen

treu: er flüchtete an Bord des englischen Linienschiffes Windsor-Castle (9. Mai 1824), und befahl seinem Sohne, vor ihm zu erscheinen, und sein eigenmächtiges Thun zu verantworten. Dom Miguel erschien, bekannte von Verführern irre geleitet zu seyn, und erhielt von seinem Vater die Erlaubniß auf Reisen zu gehen. Ueber Paris begab er sich nach Wien.

Im folgenden Jahre 1825 starb der König Joann VI., und sein ältester Sohn, Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, verzichtete auf die Krone Portugals, gab sie aber seiner jungen Tochter Donna Maria da Gloria (geboren 4. April 1819), und es wurde verabredet, daß sie mit ihrem Oheim Dom Miguel vermählt werden solle. Der Pabst ertheilte dazu schon die nöthige Dispensation. Aber Dom Miguel schien andere Gesinnungen zu hegen: er kehrte über London nach Lissabon zurück, und ließ sich zum unumschränkten Könige von Portugal ausrufen. Viele Portugiesen hingen ihm an, viele nicht, und seine Gegner läßt er noch immer in Gefängnisse stecken. Im Jahre 1828 sandte der Kaiser Dom Pedro seine Tochter Donna Maria, die Königinn von Portugal, nach England hinüber, wo sie mit allen ihrem Range gebührenden Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde.

§. 125.

Revolution in Neapel.

(1820 — 1821.)

Die Constitution der Cortes in Spanien fand auch unter dem Militair des Königreichs Neapel Liebhaber; schon in der Nacht nach dem 1. Juli 1820 bemächtigten sich einige Haufen der Städte Avellino und Salerno, und riefen die Freiheit aus. Der König schickte nach und nach alle seine Truppen gegen die Rebellen, und alle gingen zu den Rebellen über. So von allen seinen Truppen feindlich umgeben, erklärte der König, er wolle in 8 Tagen

eine passende Constitution für Neapel entwerfen. Aber die Rebellen unter Pepe rückten schon gegen die Hauptstadt vor, und ließen durch Abgeordnete dem Könige bedeuten, es bedürfe keines neuen Entwurfes einer Verfassung, die Constitution der Cortes von 1812 verlange man, binnen 24 Stunden. Diese unbescheidene Eile brachte den König zum größten Unwillen, und er übertrug die Regierung ganz seinem Kronprinzen unter dem Namen eines Generalvikars des Reiches; doch dies half nicht, er mußte versprechen, persönlich die Constitution beschwören und unterschreiben zu wollen.

Nun rückten die Rebellen in die Stadt, 10000 Mann, mit dreifarbiger Kokarde (roth, blau und schwarz), und errichteten eine Junta, vor welcher der König, der Prinz Generalvikar, die übrigen Prinzen, die Minister und alle Großen am 13. Juli die Constitution der Cortes beschwören mußten. Auch bildete sich eine Art von Jakobinerclubb, dessen Mitglieder sich Carbonari (Köhler) nannten; auf den Straßen erschienen bewaffnete Haufen, alle Verfügungen der neuen Regierung zu richten.

Als die Veränderung der Regierung zu Palermo in Sicilien bekannt wurde, bildete sich hier eine neue Partei, welche auch eine Constitution, aber Unabhängigkeit von Neapel wollte, und den sicilischen Adler an einem gelben Bande trug. Andere waren der Constitution von Neapel zugethan, auch das Militair der Garnison, und nun begann der Kampf. Das Volk mit dem gelben Bande bewaffnete sich, drang auf die Truppen ein, und überwältigte sie. Siedendes Oel goß man von den Dächern auf die Neapolitaner, und da schon die Soldaten vernichtet waren, durchsuchte man noch die Häuser, und der Bürger, der nur einem Offizier Obdach gegeben hatte, wurde erschossen, und die Leiche an seine eigene Hausthür genagelt. Zwei Monate dauerte das Morden in ganz Sicilien. Der Prinz Generalvikar schickte Truppen hinüber, und diese vergossen neues Blut, anders konnten sie das Volk nicht bändigen.

In Spanien hatte Frankreich die Dämpfung des gefährlichen Aufstandes übernommen, in Neapel schritt Oestreich ein. Die vornehmsten Monarchen Europa's hielten eben einen Congreß zu Laibach, und luden auch den König von Neapel dahin ein. Im Januar 1821 langte derselbe dort an, und erklärte, nur gezwungen die Constitution beschworen zu haben, weshalb er auch nicht schuldig sey, sie aufrecht zu erhalten. Die andern Monarchen waren derselben Meinung, und so rückten 40000 Oestreicher gegen Neapel an, die alte Ordnung der Dinge herzustellen. Die neapolitanischen Truppen flohen gleich nach allen Seiten, General Pepe entwich über das Meer, und den 24. März 1821 hielt das östreichische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt. Es trug Oelzweige zum Zeichen des Friedens, und mit Oelzweigen kam man ihm entgegen. Alle Fenster und Dächer waren mit frohen Zuschauern besetzt, welche ihre weissen Tücher gegen die Fahnen der Oestreicher schwenkten, und die Revolution, die schon genug Unheil gebracht hatte, und noch größeres drohete, war beendigt. Bis das Land völlig beruhigt war, blieben die Oestreicher zur Beobachtung, und zogen dann ab.

§. 126.

Revolution in Piemont.

(J. 1821.)

Auch im Königreich Sardinien waren Carbonaris. Als die östreichischen Truppen eben gegen Neapel rückten, steckte den 10. März 1821 die Garnison zu Alessandria die dreifarbige Kokarde auf. König Victor Emanuel hatte keine Kinder, sein Bruder, Herzog Carl Felix Joseph von Genevois, war also Thronerbe, und ihm übergab der König die Krone, setzte aber, da der neue König auch kinderlos war, den Fürsten Carignan, einen nahen Verwandten, zum Prinzregenten ein. Der alte König ging nach Nizza, und der Prinz-

regent beschwur im Gedränge der Ereignisse die Constitution der Cortes. Aber schon rückte ein mächtiges Heer Oestreicher unter dem Grafen Bubna gegen Piemont an, mit ihm vereinigte sich der sardinische General della Torre, da die rebellische Junta ihre Decrete schon Königreich Italien überschrieb. Die sardinischen Bürger waren der Neuerung nicht gewogen, vielmehr besonders zufrieden mit der alten Regierung, und regten keine Hand, den Oestreichern Hindernisse zu legen. Den 12. April rückte Graf Bubna in Turin ein, und der Erzbischof an der Spitze der Bürgerschaft trug ihm die Stadtschlüssel entgegen. Alessandria und Genua unterwarfen sich schnell, Savoyen hatte an dem Aufstande gar keinen Antheil genommen, in fünf Tagen war die ganze Revolution beendigt. Aber in dieser kurzen Zeit hatten die Rebellen den Staatsschatz, fast 16 Millionen, sich zur Beute gemacht. Diesen Nutzen haben Revolutionen. Der König, welcher nun wieder auf dem Throne war, verzieh den gemeinen Soldaten, welche gleich die Waffen niederlegten, und bestrafte nur die Offiziere, die Rädelsführer.

§. 127.

Anfang der Grieceninsurrection unter Ypsilanti.

(1821.)

Während in Italien und in der pyrenäischen Halbinsel die Gährungen tobten, entzündete sich in Osten Europa's ein Freiheitskampf, der noch nicht beendigt ist, und unabsehbare Folgen haben kann.

Die Griechen, schon über viertehalb Jahrhunderte von den Türken beherrscht, sehnten sich längst nach Freiheit, denn die Großen der Türken raubten ihnen ihre Frauen und Töchter, ihre Häuser und ihr Geld, und wenn die Griechen bei den türkischen Gerichten klagten, so wurden sie nicht gehört. So viele gefangene Griechen auch gezwungen wurden, das Christenthum abzuschwören, so bewahrte die

Nation doch noch ihre Religion und ihre Volksthümlichkeit. Römer gab es schon längst nicht mehr, aber Griechen des alten Stammes standen noch immer da, eine ehrwürdige Ruine der Vorzeit. Sie beugten sich immer nur gezwungen unter das Joch ihrer Tyrannen, und hielten es für erlaubt, dasselbe bei der ersten besten Gelegenheit abzuschütteln, da ihre Väter mit den Türken nie einen ordentlichen Frieden geschlossen hatten.

Die Gelegenheit fand sich, da Alexander Ypsilanti, Sohn eines Fürsten der Moldau, der früherhin nach Rußland entflohen war, in sein Vaterland zurückkehrte, und alle seine Landsleute zur Freiheit aufrief. Er war russischer Generalmajor; um so mehr vertrauten die Griechen ihm, weil sie glaubten, Rußland habe ihn als Befreier Griechenlands hergesendet. Michael Suzzo, Fürst der Moldau, empfing ihn froh in Jassy. Alle Türken in Jassy ließ Ypsilanti niederhauen, auch den Reis-Effendi, der sich gerade dort aufhielt. So verfuhr Ypsilanti in allen Städten, welche er berührte: alle Türken mußten sterben, und die christlichen Bojaren (Edelleute) unerhörte Summen aufbringen. Welche unter seine Fahne traten, die mußten ihm einen fürchterlichen Eid schwören, des leiblichen Bruders nicht zu schonen, wenn er nicht für die Sache der Griechen sey. Seine Garde trug einen Todtenkopf vor der Mütze, der Schrecken ging vor diesem tapfern Haufen her, schon durchzogen die Helden auch die Wallachei, und streiften bald bis an die Thore Constantinopels. Als zugleich der grausame Ali Pascha von Janina in Albanien gegen die Pforte rebellirte, standen auch die Griechen in Morea muthig auf, und der osmanische Staat war am Rande des Verderbens. Vergebens ermahnten die Hirtenbriefe des ehrwürdigen Gregorio, Patriarchen zu Constantinopel, die Griechen zum Gehorsam gegen die Pforte, vergebens sprach eben derselbe den 21. März 1821 über Ypsilanti und seinen ganzen Anhang den Kirchenbann aus. Der Patriarch gerieth bei der Pforte selbst in Verdacht, den

Aufstand in Morea bewirkt zu haben, weil er aus Morea gebürtig war, und eine griechische Fürstenfamilie, die er in seinem Hause auf Befehl des Sultans bewachen mußte, durch Hülfe des russischen Gesandten entkam. Der Patriarch zeigte diesen Vorfall gleich dem Großwessir an, erhielt aber Vorwürfe zurück, und sah leicht ein, daß er werde sterben müssen. Er bereitete sich also zum Tode, doch geschah ihm erst noch nichts, obgleich die andern Christen der Hauptstadt schon täglich gemißhandelt wurden. Die Türken verschoben ihre Rache bis zum Osterfeste der Christen.

§. 128.

Ostergräuel in Constantinopel.

(22. April 1821.)

Am ersten Tage des Osterfestes (22. April 1821) wagten viele Christen in Constantinopel nicht die Kirche zu besuchen, denn noch immer wüthete der türkische Pöbel auf den Straßen. Der Patriarch Gregorio zog aber doch nach seiner Basilika, und hielt, umgeben von seinen Bischöfen, das Hochamt mit dem gewöhnlichen Pompe. Als er wieder heraus kam, umringten ihn Janitscharen mit gezuckten Säbeln, doch die Scheu vor dem ehrwürdigen Greise hielt sie anfangs zurück, Hand an ihn zu legen, der Anführer mußte sie an das Gebot des Großherrn erinnern. Da griffen sie ihn, und hängten ihn vor dem Hauptthore der Basilika in seinem Meßgewande auf, 3 Bischöfe und 8 Priester zu seiner Rechten und Linken, alle in der heiligen Kleidung. Bis am Osterdinstage mußte die Leiche des Patriarchen vor dem Tempel hangen; dann überließ man sie den Juden, welche sie ins Meer schleppten, sie jedoch, für 100000 Piaster erkauft, nicht ganz versenkten, so daß griechische Matrosen sie des Nachts wieder aus dem Wasser zogen, und sie nach Odessa brachten. Kaiser Alexander erlaubte, hier das Märtyrerthum des 80jährigen Prälaten auf das feier-

lichste zu begehen. Die Feier fand den 11. Juli n. St. Statt, der russische Archimandrit Theophilus hielt das Todtenamt, und Pater Constantin Oikonomos, ein aus Constantinopel entflohener ehrwürdiger Priester und großer Prediger, sprach die Leichenrede, die ins Russische und Französische übersetzt ist.

Die Ermordung des Patriarchen war übrigens in Constantinopel nur das Signal zu größern Gräuelthaten. Am Ostermontage rottete sich der türkische Pöbel zusammen, fiel in die Häuser der Griechen ein, plünderte, schnitt den Christen Nasen und Ohren ab, und stürzte andere aus den Fenstern. Die auf den Straßen stehenden Janitscharen hatten Befehl, dem Morden Einhalt zu thun, aber sie wurden von den Mörderbanden entwaffnet. Die Wuth des türkischen Pöbels mehrte sich mit jeder Stunde; gefangene Griechen wurden an Stricken durch die Straßen geschleppt, und am Ende zerrissen, andere vor ihren eigenen Fenstern bei den Beinen aufgehängt, durch die Beine waren aber Messer und Gabeln gesteckt. Viele solcher Unglücklichen lebten noch am andern Morgen, und brüllten entsetzlich in ihrer grausen Qual, ihr Geschrei vermischte sich mit dem Jubel der Türken. Andere Griechen wurden auf den Muftiplatz zusammengetrieben, und als es Abend wurde, machten die Türken hier ein großes Feuer an, und bohrten den gefangenen Griechen die glühenden Ladstöcke ihrer Flinten durch den Leib, oder zogen ihnen glühenden Draht durch Ohren und Nasen, oder steckten ihnen Hände und Füße in die Flamme. Je ärger die Gemarterten schrien, desto lauter jubelten die Türken, ihre Peiniger, durch die Frühlingsnacht. An den folgenden Tagen ersannen die Rasenden auf dem Muftiplatze neue Martern. Viele Griechen wurden mit einem Ohr an einen Tisch genagelt, andern füllte man den Mund mit glühenden Kohlen; Müttern riß man die Säuglinge aus den Armen, spießte sie an die Bajonette, und hielt sie in die Flammen. Auch waren 80 eiserne Spieße errichtet, die mit Griechen besteckt werden

sollten, als eben eine starke Mannschaft Janitscharen mit einer muntern Musik von Trommeln, Cymbeln und Glöckchen in Sturmschritt anrückte. Viele Mörder wurden erschlagen, die andern entwaffnet, und ein Aga verkündete ihnen, der Sultan wolle keinesweges den Griechen das Leben schenken, nur solle Ordnung bei ihrer Hinrichtung beobachtet werden, besonders solle dieselbe ausserhalb der Stadtmauern geschehen. Die Mörder waren zufrieden, doch meinten sie, die einmal aufgerichteten Spieße müßten wenigstens erst besteckt werden. Der Aga erlaubte es, und so faßten immer zwei Türken einen Griechen, hoben ihn empor, und setzten ihn auf den Spieß, der ihm mitten durch die Eingeweide bis oben in die Brust drang. Ein herzzerreissendes Geschrei erfüllte die Luft, aber schon nach einer Stunde ließen die meisten das Haupt sinken, und verschieden.

Hiemit hatte das Morden in der Stadt ein Ende, man schlachtete vor den Thoren, und das Plündern der Christenhäuser dauerte fort, so wie auch die Kirchen der Griechen dem Erdboden gleich gemacht wurden. Sogar ihrer eigenen Religion vergaßen die Mörder: sie betranken sich in dem Arak und Wein, den sie in den Christenhäusern fanden, und dadurch tranken sich viele in dem Hause eines Apothekers den Tod, denn der Apotheker hatte vor seinem Tode allen Wein in seinem Keller vergiftet. Erst die ernsthaftesten Vorstellungen der fremden Gesandten, besonders des englischen, Lords Strangford, vermochten die Pforte, von dem Vertilgungssysteme abzustehen.

§. 129.

Aufstand in Morea.

(1821.)

Die Gräuel in Constantinopel erfüllten alle Griechen der Provinzen mit Entsetzen; sie sahen, was ihnen bevorstand, und in Morea fingen die Türken

schon wirklich an, Städte und Dörfer der Griechen in Brand zu stecken, und alle Griechen, die ihnen vorkamen, zu ermorden.

Wer konnte, flüchtete auf die Gebirge; besonders waren die Mainotten, die Söhne der alten Spartaner, abgesagte Feinde der Türken, und kaum hatten sie die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, so folgten die Inseln nach, Hydra, Spezzia, Ipsara besonders, welche alle mit verständigen Matrosen versehen waren. Die Reichen gaben große Summen, die Armen ihr Scherflein, das Vaterland zu befreien; Waffen wurden in Italien, Frankreich und Holland aufgekauft, und wer keine Flinte anschaffen konnte, der bewaffnete sich mit einer Sense oder Heugabel, und wehe dem Türken in Morea, der einem so bewaffneten Griechenhaufen in die Hände fiel! Die Türken rächten sich dafür auch exemplarisch, spießten die Griechen auf Morea, zersägten sie lebendig, hieben ihnen Hände und Füße ab, die sie brateten, und zwangen die Unglücklichen, ihr eigenes gebratenes Fleisch zu essen. An andern Orten gruben sie die Griechen bis an den Mund in die Erde, hielten ihnen aber durch ein Sperrholz den Mund weit offen, so daß nun Ameisen zu Tausenden bis in den Hals hinabkrochen. Weil der Kopf auch noch geschoren und mit Honig bestrichen war, so sammelten sich bald zahllose Insecten auf ihm, und schon nach einigen Stunden war er nicht mehr zu erkennen; die Leiden der Meisten dauerten aber mehrere Tage, ehe der Tod sie erlösete.

Man kann denken, daß solche Gräuelthaten den Griechen nur neue Wuth einhauchten. Bischöfe und Archimandriten stellten sich an ihre Spitze, die Türken verloren in Morea eine Festung nach der andern, und wo die Griechen siegreich einzogen, da ließen sie alles, was Türk hieß, selbst Weiber und Kinder, über die Klinge springen. So machten sie es z. B. zu Tripolizza, welches sie den 4. October 1821 eroberten; hier bekamen sie auch ihre ersten Kanonen, und richteten eine provisorische Regierung ein. Der tapfere Odüsseus bekam den

Oberbefehl in Thessalien, Fürst Maurokordato in Albanien. Christliche Mächte wollten den Griechen keine Hülfe leisten, denn sie sahen in dem Aufstande der Griechen nur das Beginnen der Carbonari in Italien, aber Privatpersonen begaben sich nach Morea, in den Reihen der Griechen zu kämpfen, und in vielen christlichen Staaten sammelten Griechenvereine Geldbeiträge, für welche Waffen, Lebensmittel, Sämereien u. s. w. nach Morea gesendet wurden.

In der Moldau und Wallachei siegten die Türken, Alexander Ypsilanti floh in's Oestreichische, und wurde dort in eine Festung gesetzt. Auch Ali Pascha von Janina ward von Churschid-Pascha überwältigt, durch gütige Versprechungen in Gefangenschaft gelockt, und gleich darauf erstochen.

Die reiche Insel Chios hatte bisher an dem Aufstande der Griechen keinen Theil genommen; erst, als im März 1822 eine kleine griechische Flotte an ihrer Küste erschien, standen die griechischen Bauern der Insel auf, und die Türken zogen sich schnell in die Festung zurück. Aber ach! es nahete sich der Kapudan-Pascha mit der großen türkischen Flotte, und setzte den 11. April fast 40000 Mann Truppen an's Land, meist wilde Asiaten. Nach einem harten Gefechte, das den Türken 5000 Mann kostete, wurden die Chioten völlig überwunden, und nun begann ein gräßliches Blutbad. Unter andern grub man gespitzte Pfähle in die Erde, und auf jeden Pfahl spießte man einen lebendigen Griechen. Ueber 40000 chiotische Griechen wurden als Sclaven verkauft, und mancher Muselmann kaufte sich einen von ihnen, um ihn nach eigener Lust schlachten zu können. Die Dörfer auf Chios wurden in Brandstätten verwandelt.

Nach dieser Heldenthat lag der Kapudan-Pascha in der Meerenge von Chios ruhig vor Anker, den großen Beiram zu feiern. Da weiheten sich 43 Hydrioten und Ipsarioten dem Tode, und verließen auf 3 kleinen Schiffen das griechische Geschwader von 70 Fahrzeugen, welches in einem weiten Bo-

gen die türkische Flotte umzingelte. Das türkische Admiralschiff, die Siegesfahne, sandte ein Boot aus, die Pässe der drei sich nahenden Schiffchen zu untersuchen, und als sich ergab, daß sie für französische und englische Kaufleute Tabak geladen hätten, so ließ man sie ruhig mitten in der türkischen Flotte liegen, und erlaubte ihnen, morgen der Feier des Beirams zuzusehen. Die auf den Schiffchen versteckten Griechen hatten aber eine ganz eigene Beiramsfeier vor. Nachts 2 Uhr (19. Juni 1822) näherte sich das eine Schiffchen dem Admiralsschiffe, und warf Raketten und Feuertöpfe hinein, während die beiden andern sich an zwei andere Linienschiffe legten. Die Siegesfahne fing auf der Stelle Feuer, alles Löschen war vergebens, schon nach 3 Viertelstunden ergriff das Feuer die Pulverkammer, und die Siegesfahne mit 2286 Mann Besatzung flog unter entsetzlichem Geprassel in die Luft, nur 200 von der Besatzung entkamen dem Tode. Der Kapudan-Pascha erreichte verwundet noch eben ein Boot, aber auch dieses wurde von einem niederstürzenden Mastbaume umgeschlagen; tödlich verwundet kam der Befehlshaber auf Trümmern ans Land, und gab nach einer halben Stunde den Geist auf. — Die beiden andern Linienschiffe flogen zwar nicht in die Luft, aber halb ausgebrannt sanken sie in den Abgrund des Meeres; 7 Fregatten, die dem Feuer entgehen wollten, liefen auf den Strand, der Rest der türkischen Flotte entfloh. Die drei griechischen Brander brachten selbst die Kunde von dem gelungenen Wagestücke nach Ipsara, und wurden mit Victoriaschüssen begrüßt.

Im August 1822 verheerte der neue Kapudan-Pascha die Insel Cypern, die noch immer ruhig gewesen war: nachdem die dortigen Griechen ihre Waffen abgeliefert hatten, wurden ihnen 62 Dörfer angezündet, die 23 Tage lang brannten, und die Bewohner wurden gemordet. Mönche und Weltpriester spannte man als Zugvieh vor Wagen, oder sattelte sie als Reitpferde, und ritt auf ihnen, bis sie todt niederfielen. Am Ende war es auf Cypern

so still, wie auf einem Gottesacker. Zu gleicher Zeit wurde Macedonien zum Theil in eine Wüste verwandelt, weil sich auch hier einige Griechen erhoben hatten.

In den folgenden zwei Jahren kämpften die Griechen gegen die Türken mit wechselndem Glücke, denn sie waren oft unter sich uneinig, die Heerführer Kolokotroni, Miaulis, Odüsseus u. a. wollten der griechischen Regierung selten gehorchen. Dennoch konnten die Türken Morea nicht wieder gewinnen, vielmehr wurde Missolounghi durch Maurokordato zu einem festen Bollwerke der griechischen Freiheit eingerichtet, und schlug zwei Stürme heldenmüthig ab.

Da vermochte der Sultan den Pascha von Aegypten, Mehemmed Ali, seinen Erbprinzen Ibrahim Pascha mit einer starken Macht nach Morea zu senden. Schon im Juli 1824 lief die ägyptische Flotte aus, 63 Kriegsschiffe und 240 Transportschiffe mit 18000 Mann Truppen, aber erst den 22. Februar 1825 konnte sie in Morea landen. Die Truppen hatten zum Theil französische Anführer, und verstanden die europäische Taktik, wurden also den Griechen weit gefährlicher, als die bisherigen rohen Türkenschaaren. Wirklich warfen sie alle Griechenhaufen vor sich nieder, eroberten Navarino, und belagerten Missolounghi den 22. April. Aber hier fanden sie den ersten kräftigen Widerstand. Die Türken und Aegypter stürmten mehrere Tage mit 35000 Mann zu Lande und 4000 Mann zu Wasser, verloren aber 9000 Mann, Miaulis steckte mehrere Türkenschiffe in Brand, und den 2. August wurde die Belagerung in eine Einschließung verwandelt. Noto Botzaris befehligte die Griechen in der Festung, und hat großen Antheil an dem Ruhme dieser Tage.

Im Januar 1826 ward Missolounghi zum dritten male belagert. Ausser Reschid-Pascha stieß zu Ibrahim Pascha noch der Kapudan-Pascha, der aber durch die Brander des tapfern Kanaris gleich eine Fregatte und mehrere kleinere Fahrzeuge

verlor, und deswegen nach Constantinopel zurückgerufen wurde. Nun leitete Ibrahim die Belagerung allein, denn Reschid-Pascha beschäftigte ein benachbartes Griechencorps, damit es der Festung nicht zu Hülfe käme. Ibrahim hatte 48 Kanonen aus Frankreich, mit diesen beschoß General Boyer, ein Bonapartischer, seit dem 24. Februar das arme Missolounghi, das nur noch auf wenige Wochen Brod hatte. Die belagerten Helden tödteten 4000 Aegypter unter ihren Wällen. Aber nun kam Ibrahim mit leichten Schaluppen und schwimmenden Batterien über die Sümpfe, welche Missolounghi umgeben, und nahm die Inseln Wassilade und Anatoliko, deren Besatzung, 510 Mann, sämmtlich niedergemacht wurde. Nun war Missolounghi nur noch durch die griechische Flotte zu retten, aber diese hatte nach Hydra segeln müssen, für sich selbst und für die Belagerten Lebensmittel zu holen, und war noch nicht zurück. Lange hungerten die heldenmüthigen Männer in Missolounghi, ihre traurige Lage erweckte das Mitleiden aller Christen in Europa. Endlich ging ihnen auch der Kriegsbedarf aus; da beschloß die Besatzung, sich durch die Belagerer durchzuschlagen, und alle weiheten sich erst in der Kirche dem Tode. Den 22. April 1826 Abends nach 8 Uhr zog die Besatzung aus, viele von ihr fielen im Kampfe, doch erreichten 1800 Mann das Freie, und die von den stürmenden Feinden in die Stadt zurückgedrängt wurden, zündeten nach Verabredung die Pulverminen an, und sprengten mit sich ihre Feinde in die Luft. Missolounghi war nun ein Schutthaufen.

§. 130.

Rußland bekriegt die Türken.

(Seit 1828.)

Der Thronwechsel in Rußland hatte auf die Lage der Griechen einen bedeutenden Einfluß. Kaiser Alexander starb auf einer Reise zu Taganrog den

19. Nov. a. St. (1. Dec.) 1825, und weil sein ältester Bruder, der Großfürst Constantin Cesarewitsch, Vicekönig von Polen, dem Throne entsagt hatte, so wurde, nach einer Verordnung des verstorbenen Kaisers, sein zweiter Bruder als Nikolaus I. zum Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen ausgerufen, was nicht ganz ohne Gährung ablief. Kaiser Nikolaus ist vermählt mit einer Tochter des Königs von Preußen, unsers verehrten Monarchen.

Schon früher, im Sept. 1824, war in Frankreich Ludwig XVIII. gestorben, und sein Bruder, sonst Graf von Artois und Monsieur, bestieg als König Carl X. den Thron. Die Krönung ward zu Rheims nach alter Weise vollzogen. Der Sohn des neuen Königs, sonst Herzog von Angouleme, war nun Dauphin, und dessen Gemahlinn, Ludwig's XVI. Tochter, war Dauphine. — In dem nämlichen Jahre 1824 starb auch Pabst Pius VII., und sein Nachfolger ward Leo XII. — In England regierte Georg IV. seit 29. Januar 1820.

Als die europäischen Mächte, besonders Rußland, Frankreich und England, bemerkten, mit welcher Kraft die Griechen nun schon viele Jahre lang ihren Kampf gegen die Türken durchführten, fingen sie an, das Heldenvolk, so erniedrigt es auch war, zu achten, und weil der vieljährige Krieg auch den Handel nach dem Morgenlande immer mehr lähmte, so sandten Rußland unter Heyden, England unter Codrington und Frankreich unter Rigny im J. 1827 eine Flotte nach dem Archipelagus, so wohl den Griechen, als den Arabern unter Ibrahim Pascha, das fernere Auslaufen ihrer Flotten zu untersagen. Die Flotte der Türken und Aegypter im Hafen von Navarino wollte sich diese Einschränkung nicht gefallen lassen. Da segelten die verbündeten Flotten den 20. Oct. 1827 eben nach Mittag in den Hafen von Navarino hinein, und da die türkischen Schiffe Feuer gaben, so entstand eine Seeschlacht, ähnlich jener bei Abukir, nur kürzer; denn als es finster wurde, war die Seeschlacht bei Navarino (dem Pylos des alten

Nestor) von den verbündeten Flotten völlig gewonnen. Die Truppen der drei Flotten bewiesen den Muth der alten Griechen bei Marathon, die ganze türkische Seemacht wurde hier bei Navarino vernichtet.

Ibrahim Pascha war bei Navarino nicht gegenwärtig gewesen, als das furchtbare Seetreffen vorfiel, und er wollte noch immer Morea nicht räumen. Eben so wenig wollte Sultan Mahmud V. (seinen Namen habe ich bisher noch nicht genannt) seiner Herrschaft über Morea entsagen, nicht einmal mit einem jährlichen Tribute der Griechen in Morea sich begnügen. Deshalb riefen Rußland, Frankreich und England ihre Gesandten aus Constantinopel zurück. Es war noch viel, daß Sultan Mahmud sie ruhig ziehen ließ, denn seine Vorgänger hatten die Gesandten feindlicher Mächte gleich in die sieben Thürme gesetzt. Aber Sultan Mahmud geht damit um, sich auf den europäischen Fuß zu setzen: im Juni 1826 hat er schon die Janitscharen aufgehoben, was keinem seiner Vorgänger hat gelingen wollen; die Janitscharen, welche sich nicht fügen wollten, schloß er in ihre Kasernen ein, und übergab sie sammt ihren Kasernen dem Feuer. Der Erfolg davon ist nicht abzusehen, da er französische und englische Offiziere im Dienst hat, seine neuen Truppen zu bilden.

Der Kaiser Nikolaus bestand noch immer darauf, daß die Moldau und Wallachei von allen türkischen Truppen befreit würden, und da der Sultan dies immer weiter hinausschob, so erklärte Rußland im Frühlinge 1828 der Pforte den Krieg, gab aber den befreundeten Mächten England und Frankreich die Versicherung, daß es sich nicht zu vergrößern suche. Doch schienen Frankreich und England diesen Krieg nicht gern zu sehen.

Die russische Nation jubelte laut, als es gegen die Türken ging, und bald wurde das osmanische Reich auf drei verschiedenen Punkten angegriffen. An der Donau operirte das russische Hauptheer, in Kleinasien vom Caucasus her ein anderes Heer, und zuletzt blokirte noch eine russische Flotte die Dar-

danellen, wodurch die Lebensmittel in Constantinopel schon sehr vertheuert wurden. Doch bewies Sultan Mahmud viel Kraft, die Ruhe seiner Hauptstadt aufrecht zu erhalten: türkische Bäcker, welche zu leichtes Brod backten, ließ er mit den Ohren an ihren Brodladen nageln.

Das russische Hauptheer kam im Feldzuge 1828 bis vor Schumla, mußte aber gegen den Winter die Belagerung dieser Bergfeste wieder aufgeben, des schlimmen Bodens und Wetters wegen. Das wichtigste Ergebniß des diesjährigen Feldzuges war die Eroberung von Varna den 11. Octob. 1828. Diese Festung am schwarzen Meere gab den Russen einen festen Haltpunkt im türkischen Reiche. Im folgenden Jahre 1829 den 20. August nahmen die Russen Adrianopel, die zweite Hauptstadt des Reiches, und streiften schon bis an die Thore Constantinopels; ihr Führer war der glorreiche Graf Diebitsch Sabalkanski *), von seinem Kaiser mit diesem Titel beehrt, weil er den Balkan, diese unersteiglich geglaubte Gränzmauer der Türkei, ritterlich überschritten hatte. Als die Russen schon Constantinopel bedroheten, machte Sultan Mahmud am 14. Sept. 1829 schnell Frieden mit den Russen, unter folgenden Hauptbedingungen: freie Schifffahrt durch den Bosphorus; Schleifung mehrerer Festungen an der Donau und Abtretung eines kleinen Gebiets in Asien, Zahlung von 1 ½ Millionen Dukaten als Schadenersatz für die russischen Kaufleute seit 1806, und 10 Millionen Dukaten als Kriegsentschädigung.

In der nämlichen Zeit, da die Russen an der Donau kämpften, landete ein starkes Heer Franzosen unter General Maison in Morea, und wies ohne große Mühe den Ibrahim Pascha mit allen seinen Truppen nach Aegypten zurück. Ueber 3 Jahre hatte der Barbar den klassischen Boden verheert: unter dem Schutze der Franzosen konnten die Griechen ihre Häuser wieder errichten und ihre Aecker

*) Graf Diebitsch ist ein geborner Schlesier.

herstellen. Noch ist ein bedeutender französischer Heerhaufen in Morea.

§. 131.

Emancipation der Katholiken in England.

(11. April 1829.)

Gern hätte England thätigeren Antheil an den Vorfällen im Orient genommen, und etwa auch, wie Frankreich, eine Provinz Griechenlandes besetzt; aber die Unzufriedenheit der Katholiken in Irland, welche ihres Elendes müde waren, wurde immer lauter, der katholische Verein dieser Insel nahm eine immer drohendere Stellung an, so daß die Regierung die Truppen dort beständig vermehren mußte. Schon der Minister Canning hatte laut die Nothwendigkeit ausgesprochen, die katholischen Staatsbürger zu emancipiren, d. h. ihre Sclavenketten zu lösen, und im Unterhause ging die Bill leicht durch, nicht aber im Oberhause.

Canning, auch ein Freund der Griechen, starb zu früh. Nach mehrern Parteikämpfen berief König Georg IV. den gefeierten Lord Wellington zu seinem Premierminister. Die Leute in England meinten erst, Wellington sey ein guter General, aber ein schlechter Minister, und auch die Katholiken hofften nichts von ihm, denn im Parlamente 1828 war er gegen ihre Emancipation. Als aber 1829 das Parlament eröffnet wurde, sprach schon die königliche Thronrede sich günstig für die Emancipation aus, und die Thronrede wird von den Ministern gemacht. Als man die Emancipation wirklich vornahm, und sie im Unterhause wieder ohne Schwierigkeit durchging, erhoben sich im Oberhause wieder die heftigsten Debatten, und Wellingtons Gesundheit litt sogar durch die Anstrengung, mit welcher er schriftlich und mündlich im Oberhause und im Ministerrathe, selbst gegen Brüder des Königs, die Emancipation vertheidigen mußte. Ein Gegner forderte ihn sogar zu einem Duell. Als die Eman-

cipation immer mehr Freunde im Oberhause gewann, trugen die Gegner darauf an, die Vorlesung der Bill auszusetzen, aber Wellington blieb sich gleich, und hieß nun der Minister, der im Parlamente, wie im Felde, den Sturmschritt liebe. Den 11. April 1829, am Tage vor Palmsonntag, ging die Emancipationsbill im Oberhause mit einer großen Stimmenmehrheit durch, und erhielt in den folgenden Tagen die Bestätigung des Königs. Merkwürdig ist die Rede, welche bei dieser wichtigen Begebenheit des Königs vierter Bruder, Wilhelm Eduard Herzog von Sussex, den 11. April im Oberhause hielt. Folgende Stellen wurden besonders bemerkt:

„Ausschließung ist kein Theil unsers Verfassungsgebäudes, sondern ein wilder Auswuchs desselben. Gleiches Gesetz und gleiche Gerechtigkeit gebüren meiner Meinung nach jedem gebornen Britten. Es ist sein Geburtsrecht, das ihm durch die magna Charta zugesichert ist, deren Worte also lauten: Nulli vendemus, nulli negabimus, nulli differemus rectum vel justitiam *) .... Indem ich nun von dieser Maßregel Abschied nehme, kann ich nicht umhin, dem edeln Herzoge bei dem Schlusse einer Verhandlung, die er unter so glücklichen Vorbedeutungen anknüpfte, und so erfolgreich und triumphirend durchführte, meinen Glückwunsch abzustatten. In den Schlachten, welche er kämpfte, bin ich ihm als Soldat gefolgt; ich folgte ihm eben so treu, wie nur irgend ein Soldat ihm jemals zur Erkämpfung jener Siege, die er für das Vaterland gewann, gefolget ist. So groß und ruhmwürdig aber jene Siege auch waren, sie sind durch den heut errungenen Sieg noch übertroffen. Der kriegerischen Lorberkrone, welche er bereits trägt, ist heut der Oelzweig des Friedens eingeflochten worden, und zu der Dankbarkeit des Landes für seine glänzenden Kriegstha-

*) D. h. Keinem verkaufen wir, keinem versagen wir, keinem verzögern wir Recht oder Gerechtigkeit.

ten gesellet sich der Beifall, den sowohl sein eigenes Gewissen ihm zollet, als auch das Lob der Mit- und Nachwelt, weil er die Segnungen des religiösen Friedens über Millionen dankbarer Mitbürger verbreitet."

In der Char- und Osterwoche waren die Sitzungen des Parlaments eingestellt. Als sie den 28. April wieder eröffnet wurden, traten der Herzog von Norfolk, die Lords Clifford und Dormer, katholische Mitglieder des Oberhauses, gleich in ihre Plätze ein, und der Herzog von Sussex bewillkommte sie mit einem Glückwunsche. Seit 184 Jahren hatte kein Katholik im Oberhause gesessen.

Die Katholiken betrugen sich bei ihrer Emancipation sehr würdevoll: sie stellten keine Festlichkeiten an, was ihren protestantischen Mitbürgern besonders zu gefallen schien.

Dennoch sind die Leiden der Katholiken, besonders in Irland, noch lange nicht alle gehoben: der Zehnte, an die anglikanische Geistlichkeit zu entrichten, lastet schwer auf ihnen, nur eine furchtbare stehende Kriegesmacht vermag die Abwerfung des Joches zu verhindern.

Im Junius 1830 starb König Georg IV. und sein Bruder, bisher Herzog von Clarence (geb. 1765), bestieg als Wilhelm IV. den Thron.

§. 132.

Die Julitage.

Das Jahr 1830 hat eine neue Reihe von Begebenheiten eröffnet, welche Europa abermals neu zu gestalten droheten.

Im Innern Frankreichs tobten schon seit Jahren gefährliche Parteikämpfe, und Carl X. verstand nicht, sie zu beschwichtigen. Daß er die Nationalgarde aufhob, und zuletzt den Herzog v. Polignac zu seinem ersten Minister ernannte, mißfiel noch mehr. Vergebens unternahm der Kriegsminister Graf

Bourmont eine Expedition gegen Algier (welches er auch den 5. Juli eroberte), um die Regierung populärer zu machen, und das Interesse des Volkes auf andere Gegenstände zu leiten. Immer wüthender wurde die Regierung in der Deputirtenkammer angegriffen und von den Zeitungs- und Bücherschreibern, denn nach der Charte ist die Presse frei. Da cassirte Carl X. den 25. Juli 1830 die Departementswähler, und hob einstweilen die Preßfreiheit auf. Augenblicklich hallte der Aufstand durch alle Straßen von Paris, eine neue Nationalgarde mit dreifarbigen Fahnen unter dem grauen Lafayette trat auf, und drei Tage hindurch (27. 28. 29. Jul.) floß Bürgerblut auf den Straßen von Paris. Die königl. Truppen gingen bald zu der Nationalgarde über. Carl X. wurde, weil er auf Bürger habe schießen lassen, und die Charte verletzt habe, des Thrones durch die Kammern verlustig erklärt, und über die Gränze gebracht. Daß er die Krone niederlegte zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, Sohnes des ermordeten Herzogs v. Berry, ward nicht angenommen. Carl X. nebst der Herzoginn v. Berry und ihren beiden Kindern Luise (geb. 1819) und Heinrich, genannt König Heinrich V. (geb. 1820), begab sich nach Edinburg, dem uralten Schlosse der Stuarts. — Die Kammern erklärten den 7ten Aug. den Herzog Ludwig Philipp v. Orleans (geb. 1773) zum Könige der Franzosen. Aus Liebe zum Frieden haben die übrigen Monarchen ihn anerkannt. Polignac und die übrigen Minister Carls X. sind zur ewigen Haft verurtheilt; nur Bourmont hütete sich, nach Frankreich zurückzukommen.

Die Julirevolution hat das halbe Europa erschüttert und bewegt es noch. In mehrern deutschen Staaten wollten Complotte es wie die Pariser machen; aber nur der Herzog von Braunschweig verlor seine Herrschaft. Im September standen die Belgier auf, und rissen sich vom Königreiche der Niederlande los, um ein neues Königreich Belgien zu bilden. Nachdem sie ihre Krone ver-

schiedentlich ausgeboten, übernahm sie der Herzog Leopold von Sachsen-Coburg (geb. 1790), der seit 1817 Wittwer der englischen Prinzessinn Charlotte in England lebte. Im Juli 1831 wurde Leopold als König der Belgier eingeführt, und den 9. Aug. 1832 vermählte er sich mit der Prinzessinn Luise (geb. 1812), ältesten Tochter des Königs der Franzosen.

Den 29. Novemb. 1830 begann die Revolution in Polen. Der Vicekönig Großfürst Constantin Cäsarewitsch sammt allen Russen wurde aus dem Lande gejagt. Ein verzweifelter Kampf begann zwischen den Polen und den unter Graf Diebitsch-Sabalkanski vorrückenden Russen. Sabalkanski war in diesem Feldzuge nicht so glücklich, als in dem Kriege gegen die Türken. Erst dem Fürsten Paskewitsch-Eriwanski*), welcher dem von der Cholera hingerafften Grafen Diebitsch im Commando folgte, gelang es, nach vielen Monaten des Krieges im September 1831 Warschau zu erobern, und Polen wieder den Russen zu unterwerfen. Viele tausend Polen sind ausgewandert.

Die Päbste haben in der neuesten Zeit schnell gewechselt. Leo XII. starb den 9. Febr. 1829, und den 31. März wurde Pius VIII. gewählt. Dieser starb schon den 6. Decemb. 1830, und den 2. Febr. 1831 wurde Gregorius XVI. aus dem Kamaldulenserorden gewählt. Gleich nach seiner Wahl brachen auch im Kirchenstaate Unruhen aus: Freiheitsmänner in Bologna wollten eine Republik. Oestreich stellte die Ruhe wieder her. Im Sommer 1832 erneuerte sich in Ancona dasselbe Schauspiel, und eine kleine französische Flotte warf sich in den dortigen Hafen, wogegen aber die päbstliche Regierung feierlich protestirte.

Die Brasilianer vertrieben 1831 ihren Kaiser Don Pedro, und dieser, nachdem er verschiedentlich in England und Frankreich gewesen, unter-

*) Diesen Titel erhielt er, weil er früher bei Eriwan die Perser schlug.

nahm im Sommer 1832 eine Expedition gegen Portugal, seinen Bruder Don Miguel zu vertreiben, und das Land für seine Tochter Donna Maria zu erobern. Er befindet sich aber noch immer auf Oporto beschränkt, welche Stadt er stark befestigte, und von wo aus er häufige Ausfälle gegen die ihn einschließende miguelistische Armee macht.

Zum Könige von Griechenland ist der Prinz Otto von Baiern (geb. 1815) ausersehen, und wird sich unter Begleitung mehrerer Bataillons bayerischer Truppen nach Morea begeben.

Zu allen diesen ernsten Bewegungen der Zeit gesellte sich seit 1830 eine bisher in Europa unbekannte Seuche, die asiatische Cholera oder Brechruhr, die von dem fernen China und Bengalen her wie ein furchtbarer Todesengel die Länder durchschreitet, und gewöhnlich in 12 Stunden dem Leben ein Ende macht.

§. 133.

Schluß.

Hier bin ich mit meinen Erzählungen zu Ende. Wie viel Schreckliches stellt die Geschichte seit dem 30jährigen Kriege wieder auf! Welche Ströme Blutes haben wir fließen sehen in der alten und neuen Welt! Aber selbst das Schreckliche hat seine guten Folgen gehabt; besonders hat die französische Revolution Fürsten und Völker zur Ueberzeugung gebracht, daß Tyrannei und Aufruhr nur Verderben bringe, nicht das Alter des Geschlechts, sondern das Verdienst den Vorzug haben müsse, und jeder Bürger schuldig sey, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates beizutragen. Die Zeiten sind nicht mehr, da man durch hohe Geburt schon fortkommen konnte; keiner darf in der Jugend mehr denken, er bedürfe des Wissens nicht. Diese heilsame Umgestaltung hat der Drang der beiden letzten Zeiträume herbeigeführt. Einmal drohete Europa ganz in Unglauben zu versinken; aber die Wunden, welche Bo-

naparte den Völkern schlug, haben den Blick aller wieder auf Gott hingelenkt.

Viel Herrliches hat auch noch sonst die neueste Zeit geboren. Die letzten 60 Jahre waren das goldene Zeitalter der deutschen Literatur. Ich müßte aber noch viele Bogen füllen, wenn ich alle großen Geister vorführen wollte, welche durch ihre Wissenschaft dem deutschen Volke Ehre gemacht haben, und ich begnüge mich, nur Namen zu nennen. Klopstock, Gellert, Rabener, Lessing, Wieland, Schiller, Stolberg, Göthe glänzen als Dichter, Herder, Kant, Fichte, Schelling als Philosophen, Schlözer, Gatterer, Spittler, Joannes v. Müller als Geschichtschreiber, auch Leopold Gr. zu Stolberg als Verfasser der Geschichte der Religion Jesu Christi. Sailer ist durch seine Schriften über mancherlei religiöse Gegenstände bekannt, Herschel als Astronom, Mengs als Maler, Mozart als unsterblicher Tonkünstler. Auch dem Unterrichte der Jugend und der Erziehung schenkten die vorzüglichsten Gelehrten ihre Aufmerksamkeit: Basedow, Salzmann, Campe, Weisse, Pestalozzi gestalteten das Schulwesen ganz um. Ueberhaupt wird jetzt in keinem Lande die Jugend so gut unterrichtet, wie in Deutschland. Die französischen Zeitungen meldeten, daß von den im J. 1827 conscribirten 283822 jungen Leuten Frankreichs 157510 weder lesen noch schreiben konnten.

Auch treffliche Erfindungen bezeichnen die neueste Zeit, die trefflichste ist aber wohl die Kuhpockenimpfung. Der englische Arz Eduard Jenner bemerkte, daß Viehmägde die Blattern bekamen, wenn sie mit verwundeten Fingern Kühe molken, die an ihren Eutern Blattern hatten. Nun impfte er 30 Jahre hindurch 6000 Personen mit dem Kuhpockengifte — sie bekamen dadurch eine ganz gelinde Krankheit. Später impfte er sie alle mit dem Gifte der Kinderpocken, und diese schlugen nicht an. Im J. 1798 machte Jenner seine Erfahrungen durch eine Druckschrift bekannt, und schon im folgenden

Jahre errichtete London eine öffentliche Impfanstalt. Die Kinderblattern rafften sonst jährlich Hunderttausende hin, und waren ansteckend; Personen, welche die natürlichen Blattern überstanden, wurden durch dieselben ihres Gesichts oder Gehörs beraubt, oder büßten wenigstens ihre hübsche Gestalt ein, nur wenige trugen keine Spuren derselben an sich; die Kuhpocken steckten aber nicht an, ließen keine Spuren zurück, und sicherten gegen die bösen natürlichen Blattern. Nach allen Ländern der Erde mußte Jenner seine treffliche Entdeckung schreiben, weil man ihn von allen Seiten befragte. Der Briefwechsel kostete ihm 1000 Pf. Sterling, und 6000 Pf. betrugen seine sonstigen Unkosten. Aber glänzend ward sein Verdienst auch geehrt: die Stadt London ertheilte ihm das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, die Aerzte der englischen Marine ließen eine Medaille auf ihn prägen mit der Inschrift: Jenner. Alba nautis stella refulsit, und das Parlament bezeugte ihm zweimal den Dank der Nation, schenkte ihm 30000 Pf. Sterling, und bemerkte, daß keine Summe groß genug sey, ihn für seine Verdienste um die Menschheit würdig zu belohnen. — Gegenwärtig fordern in allen guten Staaten schon die Polizeigesetze, daß Eltern ihren Kindern die Kuhpocken zeitig einimpfen lassen, damit die natürlichen Menschenblattern nicht ausbrechen.

Gegen das Jahr 1772 wurde die wichtige Entdeckung gemacht, daß in der Natur mehrere einfache Luftarten, Gase genannt, vorhanden sind. Verbrennt man Phosphor unter einer Glasglocke, so scheiden sich Sauerstoffgas (Lebensluft) und Stickgas. Im reinen Sauerstoffgas brennt eine angezündete Stahlfeder lichterloh auf. Aus erhitzten Steinkohlen entwickelt sich ein Gas, welches, durch Wasser geleitet, die besondere Eigenschaft hat, daß es da, wo es die atmosphärische Luft berührt, sich anzünden läßt, und mit weisser Flamme fortbrennt. Es heißt Wasserstoffgas, im gemeinen Leben brennbare Luft. In England erleuchtet man Häuser und Straßen mit diesem Gase.

Da die brennbare Luft 15 mal leichter als die atmosphärische Luft ist, so kam man bald auf den Versuch, ob eine mit derselben gefüllte Kugel nicht von selbst emporsteige. Zuerst füllten die Brüder Stephan und Joseph Montgolfier im J. 1782 zu Avignon in ihrem Garten einen aus Taffent gebildeten Behälter vermittelst eines darunter angemachten Strohfeuers mit heisser Luft, und sieh, der Behälter stieg 70 Fuß hoch empor. Eine größere, aber luftdichtere Kugel, 800 Pf. schwer, füllten sie im Juni 1783 auf dieselbe Weise, und die Kugel entschwand in 10 Minuten den Augen der Zuschauer. Die Sache machte gewaltiges Aufsehen. Professor Charles zu Paris füllte einen Ballon mit brennbarer Luft, und derselbe stieg ebenfalls auf. Den 21. Novemb. 1783 wagten schon Pilatre de Rozier und der Marquis von Arlandes sich in ein Schiffchen zu setzen, welches an den Ballon gehängt war, und mit dem Ballon aufzusteigen. Nach einer kleinen halben Stunde kamen sie glücklich auf den Erdboden zurück. Die berühmteste Luftreise machte Blanchard mit dem Amerikaner Jeffries den 7. Januar 1785 über den 5 Meilen breiten brittischen Kanal: Mittags 1 Uhr verließ er die englische Küste, und gegen halb 3 Uhr war er an der französischen Küste, wobei er den Wind benutzt hatte. Seitdem sind viele andere Luftreisen angestellt, practischen Nutzen hat aber der Luftballon noch nicht gewährt, da man ihn noch nicht nach Belieben richten kann, sondern ihn dem Treiben des Windes überlassen muß. Indessen steht hier noch vieles zu hoffen, und vielleicht kommt noch die Zeit, daß man vermittelst des Luftballons eben so gut durch die Luft nach Amerika und Ostindien reiset, als auf einem Schiffe über dem Wasser.

Seit 100 Jahren zwingen die Menschen auch den Dampf, für sie schwere Arbeiten zu verrichten. Der Dampf des Wassers muß pumpen, schwere Lasten heben, Baumwolle spinnen, weben, Bücher drucken, Schiffe treiben, sogar Würste stopfen, u. s. w. Wasserdämpfe setzen nämlich die Dampf-

maschine in Bewegung, die gegen das J. 1700 in England erfunden ist, und die Dampfmaschine setzt wieder Spinnmaschinen, Druckerpressen, Schiffe u. s. w. in Gang. In den letzten 15 Jahren wendet man sie an, Schiffe zu treiben, welche Dampfboote heissen. Die Dampfboote gehen ohne Segel und Ruder sehr schnell; zwei Wasserräder, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, treiben das Schiff unaufhaltsam vorwärts.

Eine andere wichtige Erfindung, die nur den Deutschen angehört, ist das Porcellan. Die Portugiesen brachten das erste Porcellan aus China und Japan, die Bereitung war aber den Europäern ein Geheimniß. Da erfand der Apotheker Böttcher in Meissen gegen 1700 die Kunst, Porcellan zu machen; sein erstes Porcellan war roth, bald aber entdeckte man die beste Porcellanerde beim Bergstädtchen Aue unweit Schneeberg und bei Seidlitz unweit Meissen. Bei Lebensstrafe verbot der Kurfürst von Sachsen diese Erde auszuführen und das Bereiten des Porcellans bekannt zu machen. Doch entstanden bald Porcellanfabriken in Wien, Baden, Würtemberg, England und Frankreich, aber keine kam der Fabrik zu Meissen gleich. Die Porcellanfabrik zu Berlin (seit 1760) liefert auf ihrem Porcellan schönere Gemälde, aber an innerm Gehalte steht ihr Porzellan dem meißnischen nach.

Die Franzosen erfanden in der Revolution noch ein vorzügliches Mittel, wichtige Nachrichten schnell zu überbringen. Claude Chappe, ein Gelehrter, der sich gern seinen Freunden mittheilte, verabredete mit ihnen eine Zeichensprache, und errichtete auf Anhöhen hölzerne Maschinen, welche durch einige Balken die Zeichen der nächsten Maschine zur Nachmachung mittheilten. Seine Freunde verstanden ihn immer. Deswegen legte er 1792 seinen Telegraphen (Fernschreiber) dem Convent vor, und der Convent verordnete gleich telegraphische Linien nach allen wichtigen Punkten des Staates. Die erste Nachricht, welche der Telegraph meldete, war die Eroberung von Condé an der Schelde durch die

Franzosen. Der Convent erhielt diese Nachricht am Ende einer Session, decretirte, daß Condé forthin Nordlibre heissen solle, welches der Telegraph sofort zurückberichten mußte, und ehe der Convent an diesem Tage seine Session geschlossen hatte, antwortete der Telegraph, das Decret des Convents sey der Armee in Nordlibre bereits mitgetheilt; Condé liegt aber 30 Meilen weit von Paris.

Aloysius Senefelder, Sohn eines Schauspielers, 1771 zu Prag geboren, kam als Kind nach München, und verfiel dort 1793 auf die Erfindung des Steindrucks oder der Lithographie, über welche er 1819 ein Lehrbuch erscheinen ließ. Man hat die neue Kunst auf Bücher, Landcharten, Musikalien, Bilder u. s. w. angewendet, und sie kann sehr wichtig werden.

Die Ausbreitung des Christenthums hat noch immer gesegneten Fortgang, besonders in Amerika und Asien. Die katholischen Gemeinden besonders in den vereinigten Staaten haben sich in diesen letzten Zeiträumen so vergrößert und vermehrt, daß mehrere Bisthümer neu gestiftet werden konnten, z. B. 1789 zu Baltimore, 1820 zu Richmond, 1810 zu Boston, auch zu New-York, zu Philadelphia, 1820 zu Charlestown, 1815 zu St. Louis, 1822 zu Ohio, u. s. w. Zu Baltimore und Washington sind Seminarien mit dem Range einer Universität. Die hohe Schule zu Washington steht unter der Leitung der Jesuiten, die überhaupt in den vereinigten Staaten sehr zahlreich sind, und schon 1806 vom Pabste die Erlaubniß erhielten, ihre Ordensverbindung unter dem in Rußland wohnenden Generale herzustellen. Ausser den Jesuiten haben die Carmeliter, die Lazaristen, die barmherzigen Schwestern, die Ursulinerinnen, die Schwestern vom Herzen Jesu und von der Heimsuchung Klöster in den vereinigten Staaten. — Die Irokesen, bekannt durch ihre Wildheit, wurden meist schon im 17. Jahrhundert eifrige Christen, vorzüglich durch die Bemühung französischer Priester aus Quebec in Canada, und gaben dem Evangelium Jesu sogar viele heldenmüthige Märtyrer; denn manche neubekehrte Irokesen ließen sich freudig von ihren

heidnisch gebliebenen Landesleuten für Christum martern und tödten. Als die Engländer sahen, welche Früchte das Evangelium unter diesen Naturmenschen brachte, versuchten sie alles, die jungen Gläubigen in Protestanten zu verwandeln. Aber es schlug fehl; ein Häuptling antwortete dem Prediger, der zu ihnen gesandt war, sie zu verführen: „Deine Sprache „befremdet mich, und ich wundere mich über deine „Dreistigkeit. Du warst schon lange hier, ehe ich „einen Franzosen gesehen hatte, und weder du, noch „ein anderer aus den Deinen hat mir von dem gro„ßen Geiste oder von dem Gebete *) geredet. Sie „fragten nur nach meinen Biberfellen und Orignak„häuten, um diese allein bekümmerten sie sich, so „daß ich ihrer nicht genug liefern konnte. Brachte „ich sie in Menge herbei, so war ich ihr großer „Freund, und dies war auch alles. Aber eines „Tages verirrte ich mich, und kam nahe bei Quebec „in einen Flecken, wo die Schwarzröcke das Gebet „lehren. Gleich bei meiner Ankunft bewillkommte „mich ein Schwarzrock. Ich hatte Pelzwerk bei mir, „es zu verhandeln; er würdigte aber alle diese Waa„ren kaum eines Blickes, im Gegentheile zeigte er sich „äußerst geschäftig, mit mir zu reden von dem großen „Geiste, von dem Himmel, von der Hölle, und von „dem Gebete, als dem einzigen Mittel, der Hölle „zu entgehen, und der ewigen Seligkeit sich zu ver„sichern. Seine Worte gefielen mir, und ich blieb „lange in seinem Wohnorte, und hörte ihm zu. „Endlich öffneten sich meine Augen, ich nahm das „Gebet an, und empfing die Taufe. Ich kehrte zu„rück, und erzählte meiner Familie und meinen „Landsleuten, wie glücklich ich gewesen war. Man „beneidete mich, suchte den Schwarzrock auf, und „er bereitete sie zur Taufe. So betrug sich ge„gen mich der französische Schwarzrock. Hättest du, „da wir einander das erste mal begegneten, von „dem Gebete mit mir gesprochen, vielleicht würde ich

*) So nennt der Irokese den Religionsunterricht und die Religion selbst.

„zu einer Zeit, wo ich zwischen dem guten und bö-„sen Gebete noch nicht zu unterscheiden wußte, „zum Unglücke so wie du gebetet haben. Aber jetzt „bete ich wie der Franzose, und ich sage dir, sein „Gebet ist gut, und dein Gebet ist böse, und an „sein Gebet will ich mich halten, bis die Erde bren-„nen und in Rauch aufgehen wird." — In der neuesten Zeit sandten die Irokesen eine Gesandtschaft an den Pabst mit Geschenken nach Landessitte. — Während des 18. Jahrhunderts predigten Franciscaner in Abyssinien, Kapuziner in Congo, Jesuiten in Monomotapa, Lazaristen auf Madagaskar, Augustiner auf den Philippinen; sogar in Japan machten Jesuiten 1716 einen neuen Versuch, das Christenthum wieder zu pflanzen, was nicht ganz mißlang. In China zählte man 1809 über 50000 Christen mit 2 Seminarien, in Cochinchina 60000 Christen mit 1 Bischofe, 4 ausländischen und 20 inländischen Priestern, in Tunkin wenigstens 300000 Christen mit 4 Bischöfen, 8 ausländischen Priestern (Jesuiten und Dominikaner) und etwa 100 inländischen Priestern. Kapuziner predigten im 18. Jahrhundert nicht ohne Erfolg in der Tartarei und in Tibet, und ein apostolischer Vicarius zu Pondichery leitet die französischen Missionen in Ostindien. — Die katholische Kirche zählt gegenwärtig ausser dem Pabste 12 Patriarchen (Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Venedig, Westindien, Lissabon, Babylon der Chaldäer, Antiochia der Melchiten, Antiochia der Maroniten, Antiochia der Syrer und Cilicien der Armenier), 114 Erzbischöfe und 543 regierende Bischöfe.

Merkwürdig ist auch noch, daß seit 130 Jahren so viele wichtige Personen zur katholischen Kirche übergetreten sind. Ich nenne hier nur einige: Christian August Herzog von Holstein wurde katholisch 1705, Elisabeth Christina v. Braunschweig-Wolfenbüttel 1707, dann 1710 deren Großvater Anton Ulrich Herzog v. Braunschweig-Lüneburg, 1712 dessen Tochter Henriette Christina, 1716 deren Schwester Augusta Dorothea, 1716 auch Mauritz Adolph

v. Sachsen-Zeiz, 1712 Friedrich August Kurfürst v. Sachsen, 1723 Christian Ulrich v. Würtemberg-Oels, 1727 Ernst Graf v. Metternich, 1746 Friedrich Michael Herzog v. Birkenfeld, 1748 der Sachseneisenachsche Rath Justi, 1753 Ferdinand Ludwig Graf Schulenburg, auch der mecklenburgische Gesandte zu Wien, Freiherr v. Berkemeyr nebst seiner ganzen Familie, 1755 Friedrich Erbprinz v. Hessenkassel, 1758 Christian Herzog v. Pfalz-Zweibrücken, 1800 Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 1820 Carl Ludwig von Haller. Soll ich etwas weiter zurückgehen, so erwähne ich des glänzenden Jubiläum, welches im J. 1600 Pabst Clemens VIII. halten ließ. Die Zahl der Pilger, welche in diesem Jahre nach Rom kamen, wird auf 3 Millionen geschätzt; unter diesen waren Personen vom ersten Range, z. B. der Herzog v. Baiern, der Herzog v. Parma, der Cardinal Andreas v. Oestreich, welche zu Fuß die Stationen besuchten. Der Vorwitz zog auch Muhammedaner und Protestanten hin, und sie waren Augenzeugen, mit welcher Liebe nicht nur die Cardinäle sich der Pilger annahmen, sondern auch der Pabst in eigener Person die Armen versorgte, die Kranken bediente, und wie ein gemeiner Dorfpfarrer Beichten hörte. Dieser Anblick machte auf Viele einen heilsamen Eindruck. Mehrere Türken begehrten die Taufe, und viele Protestanten sahen ein, daß Rom und der Pabst nicht das seye, was sie sich bisher vorgestellt hatten, und kehrten in die katholische Kirche zurück. Unter diesen war Stephan Calvin, ein Vetter jenes Reformators in der Schweiz: er empfing die h. Firmung vom Pabste selbst, trat nachher in den Orden der Carmeliter-Barfüßer, nnd starb im Rufe der Heiligkeit. Noch haben die Institutionen der katholischen Kirche ihre Gewalt über das menschliche Herz nicht verloren. Wohl uns, wenn wir durch verkehrte Neigungen ihr kein Hinderniß legen, auch an uns ihre selige Wirksamkeit immer zu bewähren!

Verbeſſerungen
zu Annegarn's Weltgeſchichte.

V. Bändchen.

Seite 1 Zeile 10 v. o. lies 1291 ſtatt 1281
— 31 — 21 — — Krain ſt. Krän
— 35 — 12 — — 1368 ſt. 1398
— 78 — 1 v. u. — der ſt. die
— 105 — 14 — — denſelben ſt. demſelben
— 173 — 15 — — damit ſt. damals
— 208 — 4 v. o. — auch ſt. auf
— 215 — 8 — — das ſt. daß
— 229 — 4 v. u. — ihr Oel ſt. ihren Oel
— 252 — 6 v. o. — Arles ſt. Artes
— 269 — 3 r. u. — wichſen ſt. wiſchen.

VI. Bändchen.

Seite 2 Zeile 7 v. u. lies weſtfäliſche ſtatt weſtphä-liſche
— 18 — 10 v. o. — Kindes ſt. Kinder
— 35 — 18 — — wie ſt. als
— 39 — 9 — — eſſen ſt. Eſſen
— 40 — 1 — — wolle ſt. wollte
— 45 — 21 v. u. — weit ſt. was
— 96 — 13 v. o. — Kiſſen ſt. Küſſen
— 118 — 9 v. u. — Mulei ſt. Mulex
— 132 — 3 v. o. — 1568 ſt. 1548
— 143 — 1 v. u. — Gandia ſt. Gardia
— 167 — 17 v. o. — Bourges ſt. Bourgos
— 237 — 1 — — Thonon ſt. Thonoe
— 245 — 4 v. u. — gemacht ſt. gewißgemacht
— 265 — 18 — — das ſt. daß

Seite 359	Zeile	3	v. o.	lies	Livree statt Livre
— 374	—	12	v. u.	—	Stränge st. Strenge
— 386	—	8	—	—	Gräfinn st. Gräfinnen
— 393	—	5	—	—	philippische st. philippinische
— 395	—	17	—	—	offen st. freiwillig

VII. Bändchen.

Seite 70	Zeile	14	v. u.	lies	gekörnt st. gekrönt
— 94	—	22	v. o.	—	gekörnt st. gekrönt
— 298	—	16	—	—	daß st. das
— 299	—	3	—	—	Maur st. Maux
— 348	—	13	v. u.	—	allerchristlichsten st. christlichen
— 406	—	5	v. o.	—	Montereau st. Motereau

Noch bemerke man:

Seite 350: Der Herzog von Enghien übergab, als er erschossen werden sollte; einen Brief, nicht an seine Gemahlinn (er war nicht vermählt) sondern an die Prinzessinn Charlotte v. Rohan-Rochefort zu Ettenheim.

Seite 414—415: Napoleon verlebte auf St. Helena völlig 5 1/2 (nicht 6 1/2) Jahr, und starb daselbst den 5ten Mai 1821 (nicht 1822). Nach dieser Angabe ist hier der Text und auch die betreffende Stelle der Zeittafel zu berichtigen.



ß u

nglän

VIII. (15
der kathol
ley. Cra
VI (1547
1553—155
h (1558-
hkirche.

Stuart
et 1587.
Erbe 1580
are.
(1603—1
ung 1605.
625—1649
epende
el. Rev

on
4—
im
Co=

1611
igen
2 —

Christliche Kirche.

Humanisten: Reuchlin, Hutten, Erasmus.

Luther 1483—1546. Melanchthon † 1560. Zwingli 1484—1531. Calvin 1509—1564.

Leo X.—Tezel 1517.

Augsburgische Confession 1530.

Wiedertäufer 1522—1535.

Der h. Ignatius Loyola 1492—1556. Jesuiten.—Der h. Franciscus Xaverius in Ostindien und Japan 1541—1550.

Concil. zu Trient 1545—1563. Socinianer 1560.

Religionskriege in Europa.

Spaltungen unter den Protestanten.
Concordienformel 1576.
Heidelberger Katechismus 1583.

Gregorianischer Kalender 1582. Die h. Theresia † 1582.

Sixtus V. 1585—1590.

Pabst Gregor XVI. 1831.

Zweyk

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

